This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~UNS. 162 Q. 4~~

Vet. Ger. III B.139

Vorlesungen

über die

deutsche Literatur der Gegenwart.

Von

Dr. R. E. Prutz.

Leipzig,
Gustav Mayer.
1847.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 JAN 1960
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

„Parturiunt montes: nascetur ridiculus mus..."

Damit will ich nicht etwa, wie Mancher vielleicht voraussetzen möchte, und wie es in einigem Betrachte allerdings ganz passend wäre, den Gegenstand gemeint haben, welchen dies Buch behandelt: vielmehr was ich meine, ist dieses mein Buch selbst. — Das Schicksal, welches die nachstehenden Vorlesungen in Berlin erfahren, hat denselben, wenn auch nur sehr vorübergehend, eine Celebrität verschafft, welche sie jetzt, im Druck vorliegend, in keiner Weise rechtfertigen, noch auch behaupten können. Eine Vorlesung, begonnen mit Wissen und Erlaubniß der betreffenden Behörde, plötzlich nach dem

ersten Vortrage durch Ministerialbefehl unterbrochen; eine Versammlung von fast vierhundert Zuhörern aus den gebildetsten und angesehensten Kreisen der Hauptstadt Wochen, ja Monate lang in Ungewißheit erhalten, ob die Fortsetzung wird stattfinden können oder nicht; über das Motiv des Verbotes, den Inhalt des Vortrages, die persönlichen Verhältnisse des Redners, mündlich und schriftlich, eine Masse der widersprechendsten und abgeschmacktesten Gerüchte verbreitet; endlich das erlassene Verbot von der höchsten Autorität des Staates nicht allein bestätigt, sondern sogar noch verschärft — nun in der That, das müssen ja ganz tolle Dinge gewesen sein, die der Verfasser da zu Markte gebracht hat! das muß ja ein höchst pikantes Buch geben, diese verbotenen, und nun erst durch den Druck veröffentlichten Vorträge!

Es hat etwas Lächerliches, ich fühle es selbst sehr wohl, wenn der Verfasser eines Buches bei seinen Lesern im Voraus um Verzeihung bitten muß, daß sein Werk nicht polizeiwidriger

iſt, als es iſt. Indeſſen bei der Verſchrobenheit unſerer deutſchen Zuſtände kann dies und Aehnliches auch wohl dem Beſtmeinenden begegnen. Damit ſich alſo Niemand über getäuſchte Erwartungen zu beklagen habe, ſo will ich gleich hier an die Spitze meines Buches das Bekenntniß ſetzen, daß ich allerdings ſelbſt nicht weiß und einſehe, wie dieſe Vorleſungen das Verbot, das ſie betroffen, ſo wie überhaupt das ganze große Aufheben, das um ſie gemacht worden iſt, rechtfertigen ſollen; es ſind, ich geſtehe es zu, ganz ſimple, ganz unverfängliche, ja nicht einmal ganz neue Dinge, die hier ausgeſprochen werden, und ich ſelbſt kann es Niemand verargen, der das Buch mit einem mißvergnügten tant de bruit pour une omelette aus der Hand legen wird.

Allein ſo erwäge man auch, daß dieſe Art, ſich intereſſant zu machen, von dem Verfaſſer ſelbſt niemals geſucht worden iſt; man erwäge, daß dieſer Charakter des Verbotenen und Polizeiwidrigen von den Vorleſungen ſelbſt niemals angeſtrebt, vielmehr wider Willen und

Absicht ist er ihnen von der preußischen Regierung gewaltsam aufgedrungen worden. Wer also seine Erwartungen von der Gefährlichkeit dieses Buches nicht befriedigt fühlt, wer es nicht finden kann, wo das Gemeinschädliche, Verbrecherische dieser Vorträge sitzt — wohlan, er halte sich an die preußische Regierung! er rechte mit ihr, daß sie Ungeheuer und Drachen gesehen hat, wo doch wirklich nichts ungeheuer war, als allein — ihre Furcht! Ich habe die Vorlesungen wörtlich abdrucken lassen, wie sie theils gehalten worden sind, theils gehalten werden sollten; ich fühle keinen Beruf, mich zu Ehren der preußischen Polizei gefährlicher zu stellen, als ich bin. Lacht das Publikum jetzt über die Ungefährlichkeit dieser unterdrückten, verbotenen, verfolgten Vorlesungen, nun gut, so bin ich es nicht, den der schlimmere Theil dieses Lachens trifft.

Vielleicht indessen wird das Buch auch wissenschaftlich unbedeutender gefunden, als man erwartet hat, ja ich wage es hinzuzusetzen mit dem Stolze, den man dem Fleiß, dieser heut

zu Tage ſo geringfügigen, ſo unbedeutenden Eigenſchaft, ja wohl vergönnen wird: als man nach meinen übrigen literargeſchichtlichen Arbeiten vielleicht erwarten durfte. Dieſe Beurtheiler bitte ich zu erwägen, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen Buch und Vorleſung, zumal einer Vorleſung, welche, wie dieſe, beſtimmt iſt, vor einem gemiſchten und mannigfach zuſammengeſetzten Kreiſe gehalten zu werden. Das Buch ſoll vor Allem unterrichten, es ſoll eigene, neue, wiſſenſchaftliche Reſultate bringen, es ſoll durch vollſtändige Darlegung des Materials den Leſer in den Stand ſetzen, die aufgeſtellten Behauptungen ſelbſt zu prüfen und abzuwägen. Der unmittelbare, mündliche Vortrag dagegen ſoll zuerſt und hauptſächlich anregen, es iſt ihm nicht um Aufſpeicherung gelehrten Stoffes zu thun, ſondern vielmehr um Ausbreitung gewiſſer Anſichten und Grundſätze; nicht die Köpfe will er anfüllen, wohl aber die Geiſter entzünden, wohl aber die Herzen erwärmen! Wer redet, will auch überreden; wie die Fülle des Stoffs, die Gründlichkeit der Forſchung, die Genauig-

keit der Beweiſe das Verdienſt des Buchs, ſo wird der mündliche Vortrag, ohne jene Eigenſchaften zu vernachläſſigen, dennoch ſein vornehmſtes Verdienſt in dem Ernſt der Ueberzeugung, der Wärme des Ausdrucks, der hinreißenden Gewalt der Rede zu ſuchen haben. Das vortrefflichſte Buch, abgeleſen, würde immer nur einen ſehr mittelmäßigen Vortrag geben: und ſo kann es auch wohl Vorträgen, welche für dieſen ihren urſprünglichen Zweck nicht ohne alles Verdienſt geweſen wären, begegnen, als Buch nur eine ſehr mittelmäßige Rolle zu ſpielen.

Zugegeben, wird man mir antworten: aber warum haſt Du dann Deine Vorleſungen nicht Vorleſungen bleiben laſſen? aber wer zwingt Dich, ſie als Buch zu veröffentlichen?

Ganz gewiß: freiwillig, ungenöthigt, hätte ich dieſe Vorleſungen entweder gar nicht, oder, wenn überhaupt, ſo jedenfalls nur in einer überarbeiteten und verbeſſerten Geſtalt herausgegeben, einer Geſtalt, in der ſie es vielleicht ehe hätten wagen können, ſich als Buch vor

dem Publikum sehen zu lassen. Daß es mir auch dazu an Fleiß und Sorgfalt nicht fehlt, glaube ich durch meine kürzlich erschienenen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters bewiesen zu haben.

Allein so ist dieser ganze vorliegende Abdruck auch gar kein freiwilliger. Vielmehr ich fühle mich dazu genöthigt — genöthigt eben durch jenes Verbot der preußischen Regierung, das ich in keiner Weise als ein wahrhaft rechtliches und begründetes anzuerkennen vermag, vorausgesetzt, daß derartige Unterdrückungen und Verbote jemals zu Recht begründet sein könnten. Ich vermag in dem ganzen wider mich beobachteten Verfahren nichts zu erkennen, als einen Akt der Willkür: wobei ich dies allerdings zugestehe, daß, wie einmal die Verhältnisse in Preußen (und man kann sagen, in Deutschland im Allgemeinen) sind, auch die Gestattung meiner Vorlesungen ein Akt der Willkür war, und daß mithin, wenn Willkür nimmt, was Willkür gegeben hat, dies, genau genommen, für mich keinen Grund abgiebt, mich zu beklagen.

Von dieſer Willkür der Behörden appellire ich durch den vorliegenden Abdruck an den größten, den unbeſtechlichſten Gerichtshof der Welt: an das Urtheil des Publikums! Nicht als Schriftſteller trete ich hier auf, nur als Beklagter; es ſoll kein Buch ſein, nur eine Vertheidigung. — Das Publikum wird entſcheiden, ob dieſe Vorträge wirklich ſo haltungslos, ſo ſtrafwürdig, wie ſie der preußiſchen Behörde erſchienen ſind; es wird prüfen und entſcheiden, ob der Verfaſſer für ſein vom reinſten wiſſenſchaftlichen Eifer, vom wärmſten und aufrichtigſten Patriotismus eingegebenes Unternehmen wirklich alle die Vexationen, die Anfeindungen, ja endlich dieſe ehrverletzenden Verdächtigungen verdient hat, welche alle ihm in Preußen, ſeinem nächſten Vaterlande, dafür zu Theil geworden!

Neben dieſem zunächſt liegenden perſönlichen Zweck jedoch habe ich noch einen allgemeinern. Nichts iſt ſo klein und unerheblich, daß es nicht zur Charakteriſtik ſeiner Zeit und ſeiner Umgebung dienen könnte; auch das an ſich werth-

loſeſte Document gewinnt noch immer einigen Werth, inſofern wir daraus den Zuſtand der Zeit erkennen lernen, welcher es angehört. Was im Jahre 1808, in einer Zeit der äußerſten politiſchen Zerrüttung, unter dem Druck der Fremdherrſchaft, vor den Ohren franzöſiſcher Spione, in Berlin zu ſagen erlaubt war, das hat die Geſchichte angemerkt, das liegt vor in den Fichte'ſchen Reden; was im Jahre 1847, nach einem zweiunddreißigjährigen Frieden, unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., wenige Wochen vor Zuſammenberufung des erſten vereinigten Landtags, zu ſagen verboten war — nun gut, wenn meine Vorleſungen weiter keinen Werth haben, ſo können ſie einem ſpäteren und hoffentlich glücklicheren Geſchlechte doch wenigſtens dafür als Zeugniß dienen.

Es war urſprünglich meine Abſicht, den vielfach entſtellenden Gerüchten, welche über den ganzen Vorfall in Umlauf geſetzt waren, durch einen vollſtändigen und authentiſchen Abdruck ſämmtlicher dahin gehöriger Aktenſtücke, Eingaben und Briefe entgegen zu treten. Die

wenigen Wochen jedoch, welche seitdem vergangen, haben mich von diesem Entschluß zurückgebracht. Nicht als ob mein Blut seitdem kälter geworden: es war, als ich jenen Vorsatz faßte und sogar öffentlich ankündigte, überhaupt gar nicht in Wallung. Wohl aber haben die inzwischen eingetretenen Verhandlungen des vereinigten Landtags einen solchen unermeßlichen Umschwung des öffentlichen Bewußtseins in Preußen hervorgebracht, unsere politische Bildung ist in wenigen Wochen so außerordentlich gewachsen, die Interessen der Nation sind so viel ernster, größer, wichtiger geworden, es handelt sich bei uns um so ganz andere, so viel werthvollere Dinge — daß es, ehrlich gestanden, unaussprechlich abgeschmackt und kindisch wäre, wollte ich, inmitten dieser wahrhaft großen Begebenheiten, noch den Versuch machen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese kleine und im Ganzen doch nur — einfältige Historie zurückzulenken. Wem in diesem Augenblick, da die innersten Schäden unsres Staatslebens aufgedeckt werden, da zum

ersten Mal das Bewußtsein des Volkes in seinen gesetzlichen Vertretern zu offenem, unverkümmertem Ausdruck gelangt — wem könnte noch gelegen sein an dem bischen Scandal, das diese Veröffentlichungen allenfalls hervorbringen könnten?! Solche Enthüllungen waren recht gut für die Zeit, da wir noch keine wirkliche Oeffentlichkeit hatten; jetzt, wo der Staat auf dem besten Wege ist, wirklich Gemeingut seiner Bürger zu werden, können diese Privatverhältnisse immerhin in die Stille zurückkehren, die ihnen ursprünglich gebührt.

Nur über Eines vermag ich auch jetzt nicht zu schweigen. Das ist die Art und Weise, wie im Verlauf dieser Angelegenheit die höchsten Behörden selbst die Treue und Festigkeit meiner Ueberzeugung zu verdächtigen und mich in Widerspruch zu bringen gesucht haben mit mir selbst. Die höchsten Würdenträger des Staates haben es nicht verschmäht, die Sache so darzustellen, als hätte ich durch feige Bitten, feigere Versprechungen eine Vergünstigung erschlichen, die ich späterhin aus Leichtsinn oder

Bosheit mißbraucht; man hat von Vertrauen gesprochen, welches ich getäuscht, von Erwartungen, die ich erweckt und hinterdrein nicht gehalten, von Verpflichtungen, die ich übernommen und denen ich mich nachher entzogen ꝛc. So lange dergleichen Beschuldigungen nur da stehen, wo sie zu stehen pflegen, in namenlosen Correspondenzen namenloser Blätter, da mag man sich dieses und ähnliches Gewäsche ruhig gefallen lassen; das Publikum weiß schon, was es davon zu halten. Dagegen wo diese Beschuldigungen ausgesprochen werden in amtlichen Erlassen, wo sie benutzt werden zur Motivirung Hoher und Höchster Entschließungen, da ohne Zweifel ist es nicht bloß erlaubt, da wird es sogar zur Pflicht, der Anklage zu antworten und ihre Grundlosigkeit zu beweisen. Es ist ein Kampf, und wer die Macht in Händen hat, was Wunder, daß er sie gebraucht?! Ihr könnt meine Vorlesungen verbieten, Ihr könnt meine Bücher confiscinen, Ihr könnt meinen Wohlstand, meine Ruhe, mein häusliches und bürgerliches Dasein zer-

ſtören, Ihr könnt ſogar meiner geiſtigen Entwicklung Feſſeln anlegen und mir den Raum mißgönnen, deſſen jedes Talent, groß oder klein, zu ſeiner Entwicklung bedarf — thut's! Denn wie geſagt, Ihr habt die Macht dazu und im Kriege iſt Alles erlaubt — aber Ihr ſollt nicht mit unbegründeten Beſchuldigungen der Ehre eines Mannes zu nahe treten, der, wenn er auch nichts Anderes hätte, als dieſe ſeine Ehre, doch eben dadurch Euch zum Wenigſten ebenbürtig iſt!

Um die Sache näher zu bezeichnen: es iſt in amtlichen Erlaſſen ſowohl, wie in Zeitungsartikeln, denen ich gewiß nicht Unrecht thue, wenn ich ihnen gleichfalls, näher oder ferner, einen amtlichen oder doch wenigſtens halbamtlichen Charakter beilege, theils direct ausgeſprochen, theils zu verſtehen gegeben worden, als hätte ich, um zuerſt die Erlaubniß zu öffentlichen Vorträgen in Berlin zu erlangen, ich weiß nicht welche, meinem ſonſtigen öffentlichen Auftreten widerſprechende Zugeſtändniſſe und Verheißungen gemacht. Man hat dabei nament-

lich auf die Niederschlagung eines vor einigen Jahren gegen mich anhängig gemachten politischen Prozesses hingewiesen, sowie auf Verpflichtungen, welche ich bei dieser Gelegenheit eingegangen sein sollte. — Hier ist denn diese ganze Geschichte! Das Publikum mag auch hier entscheiden, auf wessen Seite das Recht und die Wahrheit; es mag, wenn Vertrauen getäuscht ward, entscheiden, wessen es war. Freilich kann ich dabei nicht umhin, einige Zeit hindurch von meiner eigenen Person zu reden; ich thue es ungern, weil es meiner Neigung, sowie meiner Ansicht von dem, was in die Literatur gehört, was nicht, widerstrebt. In Fällen indessen, wie dieser, muß man dergleichen Bedenklichkeiten wohl fahren lassen; es handelt sich um mehr als persönliche Neigungen und Abneigungen — um die Würde, die Ehre einer ganzen Partei!

Ich muß dabei etwas weiter ausholen, als vielleicht manchem Leser im ersten Augenblick nöthig scheint; der Verfolg, hoffe ich, wird diese Ausführlichkeit rechtfertigen. —

Als ich im Herbſt 1843, nach meiner (unfreiwilligen) Entfernung von Jena, Halle zu meinem künftigen Aufenthalt wählte, ſo geſchah dies hauptſächlich deshalb, weil ich dieſen Ort, wo ich meine Studien vollendet, auch ſpäterhin einige Jahre mich aufgehalten hatte, am Geeignetſten hielt, einen Plan zur Ausführung zu bringen, der mich ſeit Jahren beſchäftigte, ja den ich recht eigentlich als meinen Lebensplan betrachtete: nämlich, mich als akademiſcher Lehrer zu habilitiren. Oder damit ich nicht zu viel ſage: wenn auch nicht zur Ausführung dieſes Planes, ſo hielt ich doch Halle für einen ſehr geeigneten Ort, ins Klare darüber zu kommen, ob mein Plan bei den dermaligen preußiſchen Zuſtänden überhaupt ausführbar oder nicht. Daß Einem derartige Zweifel überhaupt aufſteigen konnten, aufſteigen mußten, wird Niemand Wunder nehmen, der ſich erinnern will, in welcher Verfaſſung ſich damals bereits die Wiſſenſchaft in Preußen befand und was, unter dem Einfluß des Eichhorn'ſchen Miniſteriums, aus der vielgerühmten Freiheit

des Unterrichts, zumal auf den Universitäten, geworden war; es war eben wenige Monate her, daß Bruno Bauer abgesetzt, die Rheinische Zeitung, der Censur unerachtet, unterdrückt, die deutschen Jahrbücher auf preußischen Betrieb von der sächsischen Regierung verboten waren ꝛc. Man wird es vielleicht sehr — naiv finden, daß ich unter diesen Umständen noch überhaupt erst die Probe machen wollte; der Ausgang war ja auch ohnedies gewiß. — Gegen die Richtigkeit dieser letzteren Behauptung habe ich nichts einzuwenden. Nur erschien es mir jederzeit, und erscheint mir noch heute nicht bloß als ein Recht, nein, als eine Pflicht jedes Mannes, auf nichts in der Welt, wozu er sich berechtigt fühlt, freiwillig zu verzichten, sich in nichts, wozu er sich berufen und berechtigt weiß, mit dem Gedanken zu beruhigen: Du setzest es ja doch nicht durch. Vielmehr ich glaube, daß ein Jeder verbunden ist, sein Recht, ohne Rücksicht auf den Erfolg oder Nichterfolg, jederzeit so weit zu verfolgen, wie es das Gesetz ihm irgend nur verstattet. Ich kann die Gewalt nicht hin-

dern, gewaltthätig zu ſein — das iſt ihre Natur: aber ich kann ihr, mit dem Geſetz in der Hand, ſtückweis die Maske des Rechts, der Geſetzlichkeit, der Ordnung abreißen, welche ſie vorzunehmen liebt; ich kann ſie zwingen, ſich, mit Entfernung alles ſchönen Scheines, zu bekennen als das, was ſie eigentlich iſt; ich kann ſie nöthigen, ſich auch ſo brutal zu zeigen, wie ſie zu ſein den Muth hat. — Ich rechnete, ehrlich zu ſagen, ſchon damals auch nicht im Geringſten darauf, jemals wirklich in Preußen als Docent zugelaſſen zu werden; ich fühlte ſelbſt ſehr wohl, daß für eine Ueberzeugung, wie die meine, für eine Richtung, wie die von mir verfolgte, unter Eichhorn'ſchem Regiment kein Raum war. Aber ich wünſchte dies von der Behörde ſelbſt ausgeſprochen, ich wünſchte, daß man mir ganz einfach und offen ſagte: wir mögen Sie nicht, Ihre Richtung gefällt uns nicht, wir können Leute von Ihrer Denk- und Empfindungsweiſe nicht brauchen. So wußte nicht allein ich, woran ich war: ſondern ſo hatte die Halbheit auch überhaupt ein Ende, ſo ſtand

Meinung gegen Meinung, ſo war ausgeſprochen, nach welchem Maßſtab man ins Künftige die Wiſſenſchaft in Preußen behandeln wolle. Viele Leute werden das Trotz, Hartnäckigkeit, Eigenſinn nennen, daß ich noch ausgeſprochen und zugeſtanden haben wollte, was ich ja ohnedies ſchon wußte und was Tag für Tag in hundert und aber hundert Ereigniſſen ſich kund gab; ich muß es mir gefallen laſſen. Aber nicht kann ich den Wunſch unterdrücken, daß dieſer Eigenſinn, dieſe Hartnäckigkeit verbreiteter ſein möchten, als ſie ſind; es würde dann anders mit uns ſtehen — und jedenfalls beſſer.

Wird man mir Glauben ſchenken, wenn ich verſichere, daß, trotz der hartnäckigſten Verſuche, es mir dennoch nicht gelingen wollte, dies Reſultat zu erreichen? Das Geſetz in den Händen dieſer Leute iſt wie ein Dachsbau; gräbſt du ihnen den einen Ausgang ab, flugs haben ſie einen andern, und vertrittſt du ihnen auch dieſen, ſo iſt noch ein dritter, vierter, zehnter — es gehört mehr als Eines Mannes Kraft dazu, einen ſolchen Dachsbau abzugraben.

Ganz beſonders ſchwer hält dies in Preußen, wo wir vor lauter Geſetzen und Rechten bald gar kein Geſetz und kein Recht mehr haben, wo jedes Geſetz umgeben iſt von einem wahren Wald von Auslegungen und Verordnungen und Erklärungen, und wo endlich (was das Schlimmſte von Allem iſt) jeden Augenblick die Verwaltung übergreift in das Recht und auf adminiſtrativem Wege erledigt, was allein auf rechtlichem Wege erledigt werden ſollte.

Nach faſt halbjährigem Hin- und Herſchreiben war ich nicht weiter gelangt, als daß das Curatorium der Univerſität Halle mir die vorſchriftsmäßige Zuſtimmung zu meiner Habilitation verweigerte, aus Gründen, „über die es allein Einem Königl. Hohen Miniſterium Rechenſchaft ſchuldig ſei" — und daß „Ein Königl. Hohes Miniſterium" meine desfallſigen Anfragen unbeantwortet ließ. Privatim zwar führte man mir allerhand Gründe an, z. B. daß ich mit Arnold Ruge befreundet, ja ſogar verwandt ſei, daß Herwegh in Jena bei mir gewohnt

habe, daß mein Name so oft in den Zeitungen zu lesen sei, und dergleichen mehr. Zu einem officiellen Ausdruck jedoch dieser mehr charakteristischen als giltigen Motive vermochte ich es nicht zu bringen. — Ich theile nachstehend, um die Art und Weise zu bezeichnen, in welcher dergleichen Angelegenheiten heut zu Tage in Preußen betrieben werden, und welche liberalen, welche humanen Formen auf preußischen Universitäten, diesen Sitzen der liberalen, humanen Wissenschaften, heut zu Tage Mode sind, einige diese Angelegenheit betreffende Documente mit; dieselben werden zugleich eine Probe geben, was von der Selbstständigkeit der preußischen Universitäten noch zu halten ist und wie wenig man sich höhern Ortes verbunden meint, die selbst gegebenen Vorschriften auch selbst zu respectiren.

Ew. Wohlgeboren eröffnen wir auf Ihre an das Königliche Universitaets-Curatorium gerichtete Eingabe vom 11. v. M., daß wir das von Ihnen gewünschte Attest Ihnen zu ertheilen uns außer Stand sehen, indem wir in Folge der uns zugegangenen Hohen Anweisung Sr. Excellenz des Herrn Geheimen Staats-

Miniſters Eichhorn vom 12. d. M. zu der von Ihnen gewünſchten Habilitation bei hieſiger philoſophiſcher Facultaet unſere reſſortmäßige Beiſtimmung nicht ertheilen können.

Halle, den 17. Februar 1844.

Die Stellvertreter des Königl. Regier.-Bevollmächtigten
Dr. Pernice. Schultze.

Eines Hochverehrlichen Königl. Curatoriums hieſiger Univerſität gefälliges Antwortſchreiben vom 17. d. M. habe ich erhalten, und daraus erſehen, daß in Folge hoher Anweiſung Sr. Excellenz des Herrn Geh. Staatsminiſters Eichhorn vom 12. d. zu der von mir gewünſchten Habilitation bei hieſiger philoſophiſcher Facultät die reſſortmäßige Beiſtimmung des Königl. Curatoriums nicht ertheilt werden kann.

Nach der geſetzlichen Verordnung vom 17. Dezember 1819 hat der Königl. Regierungsbevollmächtigte, und alſo in dieſem Falle das Königl. Curatorium, von einem Jeden, welcher ſich zur Habilitation bei einer preußiſchen Univerſität meldet, zunächſt deſſen Papiere einzufordern, und ſich eine möglichſt genaue Kenntniß von den frühern Lebensumſtänden ꝛc. des Betreffenden zu verſchaffen. Wenn ſich aus dieſer Kenntnißnahme nichts ergiebt, was ein beſonderes Bedenken gegen den Antragſteller zu rechtfertigen ſcheint, ſo iſt die Zulaſſung zu den Facultätsleiſtungen ohne Weiteres von dem

Regierungsbevollmächtigten zu verfügen. Glaubt er dagegen, auf Grund der eingereichten Documente, Anstand nehmen zu müssen gegen die Person des Antragstellers, so hat er darüber an das Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten zu berichten. Ein neueres Gesetz, durch welches diese Bestimmung vom 17. Dec. 1819 aufgehoben oder verändert worden wäre, ist mir nicht bekannt; ich darf daher, bis mir ausdrücklich das Gegentheil bewiesen wird, annehmen, daß dasselbe auch gegenwärtig in voller Kraft ist, und mithin auch in dem vorliegenden Falle zur Anwendung zu bringen steht.

Demgemäß aus dem Umstande, daß gedachtes gefälliges Antwortschreiben sich auf eine „hohe Anweisung des Hrn. ꝛc. Eichhorn" beruft, ersehe ich zuvörderst dies, daß ein Königl. Curatorium Bedenken getragen hat, mich zur Habilitation bei hiesiger philosophischer Facultät zuzulassen, und daß darüber vorschriftmäßig in das oben bezeichnete Ministerium berichtet worden ist.

Ich glaube nicht, meine Befugniß zu überschreiten, vielmehr nur der Wichtigkeit zu entsprechen, welche diese Angelegenheit nothwendig für mich hat, wenn ich ein Königl. Curatorium hierdurch so ergeben wie angelegentlich ersuche, mir die Bedenken, welche es an mir genommen und in Folge deren es an das Ministerium berichtet hat, im Einzelnen mitzutheilen.

Es ist dies eine Bitte, welche unter allen Umständen gerechtfertigt zu sein scheint. Denn wie steht die Sache? Es sind Bedenken an mir genommen, es ist eine Meinung über mich ausgesprochen, ein Urtheil über mich gefällt worden, und zwar ein ungünstiges, welches auf mein ganzes ferneres Leben einen eben so bedeutenden als nachtheiligen Einfluß zu üben droht, indem es mich an der endlichen Ausübung einer Thätigkeit hindert, zu welcher, als zu meinem Lebensberufe, ich seit einer Reihe von Jahren, nicht ohne mannigfache Opfer, mich vorbereitet habe.

Es scheint nicht mehr als billig, ja es scheint einzig gerecht, daß man mir zum Wenigsten die Gründe mittheile, welche diesen Beschluß veranlaßt und hervorgerufen haben, und mir dadurch mindestens die Möglichkeit einer Rechtfertigung und weiteren Appellation nicht von vorn herein abschneide.

Doppelt gerechtfertigt aber ist diese Bitte dadurch, daß das Königl. Curatorium in dem vorliegenden Falle die vorschriftmäßige Einforderung meiner Papiere und Nachweise völlig unterlassen hat. Waren Bedenken gegen mich zu erheben (und daß sie erhoben sind, beweist die Berufung an das Ministerium), so konnten sie, ja durften gesetzlich nur auf Grund vorgelegter oder verlangter, überhaupt vorhandener und nachweisbarer Documente, Berichte, Thatsachen, erhoben werden. Al-

ten bei hieſiger Univerſität, aus welchen ein Königl. Curatorium hätte ſchöpfen können, exiſtiren über mich nicht, zum Wenigſten nicht ſolche, die hier irgend von Werth und Einfluß, geſchweige denn von nachtheiligem Einfluß geweſen wären. Ich bin niemals weder bei hieſiger, noch bei irgend einer Univerſität in irgend einer Unterſuchung geweſen, , ſie habe Namen, wie ſie wolle; und ebenſo wenig iſt mir jemals von irgend einem außerakademiſchen Gerichte irgend eine Strafe auferlegt worden. Ich bekenne daher, nicht zu wiſſen, und auch nicht einſehen zu können, woher ein Königl. Curatorium die genauere Kenntniß über mich und namentlich die Bedenken entnommen hat, durch welche es veranlaßt worden iſt, an das Miniſterium zu berichten. Denn daß eine ſo erleuchtete, ſo hochgeſtellte Behörde, wie ein Königl. Curatorium, ſich in ſeinem Verfahren ſollte abhängig gemacht haben von dem Geſchwätz der Zeitungen und dem elenden Geklatſch der Menge, welche über einzelne Perſönlichkeiten willkürlich bald ſo, bald anders urtheilt, und Einen beliebig bald auf dieſe, bald auf jene Seite ſtellt — dies auch nur als Vermuthung, ja nur als Befürchtung zu äußern, würde mich ein Vergehen dünken gegen den Reſpekt, welchen ich dieſer Behörde ſchuldig bin.

Es bleibt mir daher, unter all dieſen Umſtänden, nichts Anderes übrig, als mich, wie ich gegenwärtig

thue, mit direkter Bitte an Ein Königl. Curatorium zu wenden, und um Aufklärung nachzusuchen,

1) über die Gründe, welche dasselbe bewogen haben, sich der gesetzlich vorgeschriebenen Einforderung der betreffenden Papiere in diesem Falle zu überheben;
2) über die Quellen, aus welchen, in Ermangelung dieser Papiere, ein Königl. Curatorium seine Kenntniß über mich entnommen hat; sowie
3) über die Bedenken, welche ein Königl. Curatorium gegen mich hegt, und durch welche es zur Berichterstattung an das Ministerium veranlaßt worden ist.

Schließlich wird ein Königl Curatorium, bei der großen Dringlichkeit, welche diese Angelegenheit für mich hat, es mir nicht verübeln, wenn ich um möglichste Beschleunigung der erbetenen Auskunft bitte: in deren Erwartung ich die Ehre habe mich zu unterzeichnen

Eines Königl. Curatoriums hochachtungsvoll ergebenster
Dr. R. E. Prutz.

Halle, d. 26. Februar 1844.

Ew. Wohlgeboren erwiedern wir auf Ihre Anfrage vom 26. d. M., daß wir wegen der Gründe unseres, in Folge Ihrer Eingabe vom 11. Januar d. beobachteten Verfahrens lediglich dem uns vorgesetzten Königlichen Hohen Ministerio Rechenschaft zu geben haben, eine Erörterung desselben Ihnen gegenüber ablehnen

und Ihnen überlassen müssen, etwanige Beschwerden darüber bei dem gedachten Hohen Ministerio anzubringen und zu verfolgen.

Halle, den 27. Februar 1844.

Die Stellvertreter des Königl. Regier.-Bevollmächtigten
Dr. Pernice. Schultze.

Auf diesem Wege also, das sah ich wohl ein, war die gewünschte Entscheidung nicht zu erlangen. Aber zum Glück war es auch nicht der einzige, welcher mir offen stand. Ein rechtsverständiger Freund machte mich auf eine Gesetzesstelle, ich weiß nicht mehr ob in dem Landrecht, in den Nachträgen, oder wo sonst, aufmerksam, wonach es „zur Ertheilung höheren Privatunterrichts für alle diejenigen, welche auf einer inländischen Universität rite promovirt worden, keiner weiteren Erlaubniß von irgend einer Behörde, sondern lediglich einer Anzeige bei der Polizeibehörde desjenigen Ortes bedarf, wo sie diesen Unterricht zu ertheilen gedenken." Hierauf gestützt, machte ich dem Magistrat zu Halle die Anzeige, daß ich, unabhängig von der Universität und keineswegs

auf akademiſche Zuhörer mich beſchränkend, Privatvorleſungen über Literaturgeſchichte zu halten gedächte. Allein auch der Magiſtrat ſah ſich, in Folge erhaltener Anweiſung Seitens des damaligen Miniſters des Innern, des Herrn von Arnim Exc., genöthigt, dieſen Antrag abzulehnen. Welchen Erfolg eine unmittelbar an das Miniſterium gerichtete Vorſtellung hatte und auf welche Gründe man ſich dabei ſtützte, wird der Leſer aus nachſtehendem Miniſterialreſcript entnehmen.

Der Herr Geheime Staats-Miniſter Eichhorn hat mir Ew. Wohlgeboren an ihn gerichtete Vorſtellung, in welcher Sie die Erlaubniß nachſuchen, Vorleſungen über die geſchichtliche Entwickelung der deutſchen dramatiſchen Literatur vor dem dortigen Publikum zu halten, ingleichen die Ihnen unterm 5. v. M. ertheilte vorläufige Beſcheidung mitgetheilt, um von dem Standpunkte meines Reſſorts über die Zuläſſigkeit dieſer Vorleſungen zu entſcheiden.

Ich kann Ihnen hierauf nur eröffnen, daß ich mich außer Stande befinde, die gewünſchte Erlaubniß zu ertheilen, da in Univerſitätsſtädten grundſätzlich in der Regel nur die bei der Univerſität habilitirten öffentlichen Lehrer zu dergleichen Vorleſungen zugelaſſen wer-

den können, insofern nicht besondere Umstände eine Ausnahme davon gestatten, welche im vorliegenden Falle nicht vorhanden sind.

Berlin, den 8. März 1844.

Der Minister des Innern
Arnim.

Da hatte also der Dachsbau ein neues Loch! Nicht, weil ich ein unruhiger, mißliebiger Mensch, werden mir die Vorlesungen versagt — behüte der Himmel, wer könnte so etwas auch nur annehmen!? bloß wegen des kleinen, zufälligen Umstandes, daß Halle eine Universitätsstadt; hätte ich in Naumburg oder Weißenfels oder Schkeuditz lesen wollen... Nun? wie wäre es da gewesen?

Auch diese Probe wollte ich machen. Zwar in Weißenfels oder Schkeuditz zu lesen, convenirte mir nicht; aber warum nicht in Berlin? Zwar befindet sich auch in Berlin, unter vielen andern Dingen, auch eine Universität; aber Berlin darum eine Universitätsstadt zu nennen, wem würde es in den Sinn kommen? Auch finden in Berlin seit Jahren, nicht als Ausnahme (wie das ministerielle Schreiben es be-

zeichnet), ſondern ganz hergebrachter Weiſe, als eine ganz übliche und regelmäßige Sache, eine Menge von Privatvorleſungen des verſchiedenſten Inhalts ſtatt. Alſo nach Berlin! da iſt der Punkt, wo die Sache endlich biegen oder brechen muß!

Bevor ich jedoch dieſen Vorſatz noch zur Ausführung bringen konnte, trat ein Zwiſchenfall ein, welcher an und für ſich zwar außer aller Verbindung mit dieſer Angelegenheit ſtand, bald jedoch den entſchiedenſten Einfluß auf dieſelbe gewinnen ſollte. Ich hatte gegen Ende vierundvierzig die „politiſche Wochenſtube" drucken laſſen. Man hielt es in Preußen für zweckmäßig, mir deshalb einen Criminalprozeß zu machen, lautend auf Majeſtätsbeleidigung und Aufreizung zur Unzufriedenheit. Solch ein Prozeß hört ſich gefährlich an; ich glaube aber nicht, daß es ſehr ernſtlich damit gemeint iſt, wenigſtens nicht in allen Fällen. Deß zum Beweiſe die Anklage, wie ſie mir im Januar 45 mitgetheilt ward, und in der ganz offenkundig der Concipient wohl nur ſeinen Spaß

getrieben. Oder potz tausend! hätte der Schäker wirklich nicht eingesehen, daß, indem er mein Gedicht deutet und auslegt, wie er es thut, nicht ich, der von all diesen Beziehungen und Auslegungen keine Silbe gesagt hat — nein, daß er selbst es ist, der die Majestätsbeleidigung begeht?!

Aber das Publikum urtheile.

In dem literarischen Comtoir zu Zürich und Winterthur ist so eben unter dem Titel „die politische Wochenstube, eine Comödie von R. E. Prutz" — die hier anliegende Schrift erschienen, deren Tendenz es ist, sowohl die bestehende Verfassung und die öffentlichen Zustände Deutschlands, als auch insbesondere Preußens so darzustellen, daß dadurch Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung erregt werde. Der ganze Inhalt und die Anlage der Schrift geben diese Tendenz mit Bestimmtheit zu erkennen. Der Grundgedanke des Verfassers ist, „das Regierungsdeutschland, das offizielle, das Bundestagsdeutschland" — pag. 143 — also den politischen Zustand Deutschlands, das Streben der Fürsten und Regierungen, deutsche Nationalität zu befördern, unter der Person der „Germania" als schmachvoll, die Leitung dieses Zustandes, also die Fürsten und Regierungen, unter der Person des „Schlaukopf"

als hinterlistig, selbstsüchtig und verächtlich, das deutsche Volk unter der Person des „Sklaven" als bedrückt und gefesselt, und die deutschen Fürsten und Regierungen, als dem verdienten Untergange durch die Macht und Gewalt des Volkes verfallen, darzustellen. Dies geschieht hauptsächlich in der Schilderung des Auftretens der Germania von pag. 48 an bis 51, in der Aufzählung der Pathengeschenke pag. 73 bis 78, und in dem ganzen dritten Akte, besonders von pag. 135 an bis zum Schlusse, namentlich in der Rede, welche von pag. 139 an der Germania in den Mund gelegt wird. Wenn die Tendenz des Verfassers sich hiernach schon im Allgemeinen auch mit auf Preußen richtet, so hat er auch insbesondere die Anordnungen in unseren Staaten zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht. Zum Beweise dessen dienen die ersten beiden Zeilen pag. 27, die Einführung und Schilderung der Provinziallandtage mit besonderer Hinweisung auf Posen pag. 45 bis 49, die Aufzählung der von Preußen dargebotenen Geschenke pag. 73—75, insbesondere das über die neue Preßgesetzgebung im Gegensatz der früheren, über den Kölner Dombau und über den Strafgesetzentwurf Gesagte, und die Beziehung, in welche Anordnungen Sr. Majestät des Königs und diesseitige Regierungs-Maaßregeln zur deutschen Nationalität gebracht werden. Wenn der Verfasser den Witz und Hu-

mor als die Form ſeiner Tendenz und ſeiner Gedanken gewählt hat, ſo hebt dies ſchon an und für ſich die Abſicht, Mißvergnügen und Unzufriedenheit gegen die Gegenſtände, welche er unter jener Hülle angreift, zu erregen, nicht auf, da dieſe Form eben nur der Ausdruck, wodurch er ſeinen dolus geltend macht, iſt. Außer dem aber iſt Witz und Humor ein Mittel der Verſpottung, und eben dieſe iſt es, welche das Geſetz als eine ſtrafbare Form des Hervortretens jenes dolus bezeichnet. Daß aber dem Verfaſſer in der That jener dolus innewohnt, dafür ſpricht die Gehäſſigkeit, das Giftige und Aufſtachelnde, womit ſein, aller Harmloſigkeit fern ſtehender Witz getränkt iſt.

Hienach unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe Schrift den Thatbeſtand des §. 151. Tit. 20. Th. II. Allg. Landr. erſchöpft, zugleich aber auch in den die Beförderung des Kölner Dombaus, ſowie die Wiederbelebung des Schwanenordens (pag. 147), verhöhnenden und begeifernden Stellen, majeſtätsverbrecheriſch iſt. —

Die Thäterſchaft des Dr. Prutz zu Halle iſt, da er auf dem Titel als Verfaſſer genannt wird, als Dichter, und zwar als dramatiſcher und lyriſcher Dichter bekannt iſt, hinreichend indicirt und endlich auch die Strafbarkeit ſeines Unternehmens dadurch nicht bedingt, daßdie Schrift, bevor ſie in Preußen verbreitet wer-

den kann, der Debitserlaubniß bedarf. Denn durch die Beförderung der Schrift zum Druck vollendete der Verfasser die verbrecherische Handlung, soweit sie von ihm abhing, und die Verbreitung der Schrift ist für ihn in kriminalrechtlicher Hinsicht ein Zufall, ganz abgesehen davon, daß sie auch ohne Debitserlaubniß erfolgen kann, wie dies bei anderen noch nicht zum Debit verstatteten Schriften notorisch geschieht.

Auf Veranlassung des königl. Ministerii des Innern stelle ich Einem königl. Hochlöbl. O.-L.-G. daher ganz ergebenst anheim, auf Grund der vorstehenden Andeutungen gegen den Dr. Prutz die Untersuchung gefälligst einzuleiten, wobei es Wohldemselb. gegenüber, der Hinweisung nicht bedürfen wird, daß der Richter nicht bloß die oben besonders hervorgehobenen Stellen der Schrift, sondern ihren ganzen Inhalt von Amtswegen prüfen, und hienach sein Urtheil über die Strafbarkeit des Verfassers feststellen muß.

Ueber die Einleitung und den Erfolg der Untersuchung sehe ich seiner Zeit einer gencigten Mittheilung ergebenst entgegen. Magdeburg, 16. Decbr. 1844.

An Ein königl. Hochlöbl. O.-L.-G. zu Naumburg.

Der Oberpräsident der Provinz Sachsen:
von Wedell.

Man wird es hienach begreiflich finden, daß diese Anklage mich nicht sehr alterirte. Ein

Zeitungsgerücht freilich war so gütig, mich auf der Flucht nach Belgien in Aachen ergriffen werden zu lassen; aber das hieß mir doch eine zu schlechte Meinung vom preußischen Gerichtsverfahren zutrauen. Vielmehr ging die Geschichte auf die glatteste Weise ihren Gang. In dem einzigen Verhöre, das ich hatte, nannte ich Vor- und Zunamen, bestätigte, daß die Schrift von mir — und damit schloß die Sitzung. Auf das Recht der Vertheidigung leistete ich vorläufig Verzicht; der Stadtarrest, den man anfänglich über mich zu verhängen für nöthig gefunden, wurde auf Verwendung des Hrn. Oberbürgermeister Bertram, der die ihm natürliche Humanität und Milde auch in diesem Falle keinen Augenblick verleugnete, durch den Hrn. Oberpräsidenten von Wedell sofort zurückgenommen.

Aber so ganz glatt, wie ich gedacht, war die Sache doch nicht, sie hatte doch so ganz unbemerkt ihre Haken und Krallen, die mich packten und zerrten. Wer jemals in Preußen in peinlicher und nun gar politischer Unter-

ſuchung geweſen iſt, wird verſtehen, was ich meine. Ein Angeklagter, ein politiſch Angeklagter, iſt in den Augen der Behörde, noch lange bevor ein Urtheilſpruch erfolgt iſt, immer ſchon ein Verurtheilter; ſchon die bloße Thatſache der Anklage genügt, Einem die Unbeſcholtenheit zu nehmen — Das heißt Einen in den Augen der Behörde zu einem Menſchen zu machen, gegen welchen Alles erlaubt iſt und dem ſie conſequenterweiſe, überall wo er ſich irgend bewegen will, beſchränkend, hemmend, verbietend in den Weg tritt. — Ich bezeigte Luſt, meinen Aufenthalt in Halle mit Berlin zu vertauſchen: aber ſchon bei der leiſeſten Andeutung dieſes Vorhabens ward mir aus gewichtigem Munde zu verſtehen gegeben, daß mein „Aufenthaltsgeſuch", als eines politiſch Angeklagten, keine Folge haben könnte. Ich hatte bei der Hofbühne zu Berlin ein Stück eingereicht: allein man ſchrieb mir und wiederholte es durch alle Inſtanzen, daß, ſo lange ich der Majeſtätsbeleidigung verdächtig, auf der Königl. Hofbühne kein Stück von mir gegeben werden

könne; ja man zeigte nicht übel Luſt, mich für einen rechten Bären, einen Wilden, einen ungehobelten Menſchen zu halten, weil ich nicht ſelbſt ſo viel Gefühl für die Oehors beſeſſen, um einen ſolchen Antrag unter den gegenwärtigen Umſtänden überhaupt zu unterlaſſen. Man wies endlich meinen Antrag, in Berlin Vorleſungen halten zu dürfen.... Aber hier muß ich an das Vorige wieder anknüpfen.

Nachdem meine Verſuche in Halle, akademiſche oder außerakademiſche Vorleſungen zu halten, geſcheitert waren, richtete ich unterm 5. Auguſt 1845 nachſtehendes Schreiben, deſſen Inhalt nach dem Obigen keiner weiteren Erläuterung bedarf, an das Polizeipräſidium zu Berlin:

An ein Wohllöbliches Polizeipräſidium der Reſidenzſtadt Berlin.

Von verſchiedenen Seiten dazu aufgefordert, beabſichtige ich, im bevorſtehenden Winter vor dem gebildeten Publikum von Berlin, Damen wie Herren, eine Reihe von (etwa zwölf) Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Literatur, ſeit Anfang des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, zu halten. In-

dem ich dies Einem Wohllöbl. Polizeipräsidium der Residenzstadt Berlin zur Anzeige bringe, bemerke ich zugleich, daß ich auf einer inländischen Universität (zu Halle, Ostern 1838) rite promovirt bin und also zu denjenigen Personen gehöre, denen, gesetzlicher Vorschrift gemäß, die Ertheilung höheren Unterrichtes und also auch das Halten gedachter Vorträge, nach vorgängiger Anzeigebei der Polizei behörde des betreffenden Ortes, rechtlich gestattet ist: und bitte ich mir die benöthigte polizeiliche Autorisation sowohl zur Ankündigung wie demnächst zur Haltung der Vorträge selbst demgemäß ertheilen zu wollen.

Der ich die Ehre habe ꝛc.

Kösen, den 5. August 1485. R. E. Prutz.

Hierauf wurde unterm 20. September nachstehende Antwort an mich abgesandt — eine Antwort, welche, in ihrer lakonischen Bündigkeit, in ihrem erhabenen Verschmähen aller Gründe und Beweise, ein wahres Muster von Polizeistil genannt werden darf und schon um deswillen hier eine Stelle verdient:

Die von Ihnen unter dem 5. v. M. nachgesuchte Erlaubniß, im bevorstehenden Winter eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart

wart in Berlin halten zu dürfen, kann Ihnen nicht ertheilt werden.

Berlin, den 20 September 1845.

Königliches Polizei-Präsidium Erste Abtheilung.
Grano.

Dieser Bescheid traf mich jedoch nicht mehr in Halle; ich war auf einer zufälligen Reise Ende Septembers durch Berlin gekommen: wo ich denn Gelegenheit genommen hatte, dem Herrn Polizeipräsidenten von Puttkammer meine Angelegenheit persönlich vorzutragen. Die außerordentlich entschiedene Abweisung, welche ich hier erfuhr, gab mir Veranlassung, mich in einer persönlichen Audienz beschwerdeführend an den Minister des Innern, des Herrn von Bodelschwingh Exc., zu wenden. Der Herr Minister schenkte meiner Beschwerde mit der Leutseligkeit, welche diesen Staatsmann so vortheilhaft unterscheidet, Gehör; er versprach mir, falls die Sache sich wirklich verhalte, wie vorgetragen, und falls wirklich nichts Schlimmeres gegen mich vorliege, als das Factum jenes Prozesses, für Abhilfe zu sorgen; einstweilen möge ich das so eben Vorgetragene,

ſowie Alles, was ich über mein Vorhaben wie im Allgemeinen über meine bisherige wiſſenſchaftliche Thätigkeit mitzutheilen habe, ihm ſo raſch wie möglich in ſchriftlicher Eingabe überreichen. — Dies geſchah; bei der Eile jedoch, womit es geſchehen mußte, iſt mir nichts Anderes als ein höchſt unvollſtändiger Entwurf meiner Eingabe übrig geblieben. Ich führte darin aus, wie ich mich ſeit Jahren dem Studium der Literaturgeſchichte, insbeſondere der deutſchen, gewidmet; ich gab die Grundſätze an, welche mich dabei geleitet, nämlich in der Geſchichte der Literatur den Gang der Geſchichte im Allgemeinen nachzuweiſen und dadurch die Literaturgeſchichte aus der Sphäre des bloßen äſthetiſchen Beliebens heraus zu wahrhaft wiſſenſchaftlicher Würde, ja mehr noch, zu einem wichtigen Elemente öffentlicher Bildung, zu einer Schule der Sittlichkeit und ernſter, männlicher Geſinnung zu erheben; ich führte an, wie ſchmerzlich es mir ſei, in dieſen meinen Beſtrebungen durch die Behörde gehindert zu werden; ich geſtand, keinen Zuſammenhang er-

blicken zu können zwiſchen den projectirten Vorleſungen und dem wider mich ſchwebenden Prozeß; ich ſchloß mit der Bitte, dieſem ſchiefen und unwürdigen Verhältniß ein Ende zu machen und mir für geſetzliche Beſtrebungen auch mein geſetzliches Recht zu verſchaffen. — Dies in Kürze der Inhalt meiner Eingabe, welche ich aus keinem andern Grunde hier bloß auszugsweiſe mittheile, als weil ich, wie geſagt, kein vollſtändiges Concept davon beſitze. Glaubt man jedoch, daß dieſer Auszug ſich in irgend weſentlichen Punkten von der Wahrheit entfernt habe, ſo iſt ja die Abſchrift in den Händen des Miniſters, ſo ſteht es ja bei ihm, dieſelbe zu veröffentlichen und mich der Zweizüngigkeit zu überführen.

Gegen Mitte Octobers wiederum durch Berlin paſſirend, erhielt ich nachſtehendes Schreiben des Miniſters:

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich auf Ihr Geſuch vom 11. d. M. in Betreff der von Ihnen beantragten Verſtattung zu hier zu haltenden Vorleſungen, daß Sie binnen Kurzem von dem Herrn Ober-Präſidenten v. M e-

ding mit Beſcheid werden verſehen werden und daß es meinen Wünſchen entſprechen wird, wenn der Gewährung Ihres Antrags kein, von dem Herrn Ober-Präſidenten zunächſt zu beurtheilendes Hinderniß entgegenſteht.

Berlin, den 12. October 1845.

Für den Miniſter des Innern.
Im Allerhöchſten Auftrage.
Bodelſchwingh.

Zugleich wurde ich perſönlich zum Herrn Polizeipräſidenten beſchieden. Mit einer Liebenswürdigkeit, die ich bei dem anfangs ſo barſchen Manne kaum vermuthet hatte, der er aber (um dies ſogleich zu bemerken) ſeitdem in ſeinem Benehmen gegen mich jederzeit treu geblieben iſt, ſetzte der Herr Präſident mir im Auftrage des Miniſters auseinander, wie die mancherlei Vexationen, die ich ſeither erfahren, keineswegs in dem Willen deſſelben lägen. Im Gegentheil, der Herr Miniſter ſei von dem Ernſt meiner Ueberzeugung, möge dieſelbe auch immerhin eine der ſeinen entgegengeſetzte ſein, überzeugt und achte ſie; er erkenne mein Talent, meinen Fleiß, meine Kenntniſſe an, und

fände an ſich durchaus nichts Bedenkliches dabei, mir den vom Geſetz verſtatteten freien Spielraum zur Ausübung derſelben zu gewähren. Der Herr Miniſter würde demgemäß auch den beabſichtigten Vorleſungen gewiß nichts in den Weg legen — wenn da nicht dieſer unangenehme Prozeß wäre! Es ſei das eine Sache der Schicklichkeit und der, ſo zu ſagen, amtlichen Convenienz; es ginge unmöglich an, daß, während die eine Behörde mich wegen Majeſtätsbeleidigung zur Unterſuchung ziehen läßt, mich die andere in Berlin, gewiſſermaßen unter den Augen des Königs, öffentliche Vorleſungen halten laſſe. Nun wiſſe er (der Herr Präſident) zwar nicht, wie ich über den Prozeß denke; es könne immerhin ſein, daß ich ein großes Gewicht darauf lege und es als eine Sache von großer Wichtigkeit betrachte, ſei es nun freigeſprochen, ſei es als ſogenannter Märtyrer auf einige Monate eingeſteckt zu werden. Von Seiten der Regierung, dies glaube er mich verſichern zu können, lege man keinen Werth auf den Prozeß; man wünſche, ja man

erwarte nur eine Gelegenheit, die ganze Geſchichte zu beſeitigen. Hiezu wäre nun der geeignetſte Weg, unmittelbar beim Könige um Niederſchlagung des Prozeſſes einzukommen. Dazu wäre gerade jetzt die beſte Veranlaſſung und die beſte Zeit, ſo lange nämlich das Oberlandsgericht zu Naumburg noch kein Urtheil gefällt. Wäre dies einmal geſchehen, dann freilich könne ich nicht mehr ein Abolitions-, ſondern nur noch ein Begnadigungsgeſuch einreichen: und um Begnadigung zu bitten, das könne, bei meiner eigenthümlichen Stellung, allerdings weder der Miniſter noch er ſelbſt mir zumuthen. Er ſei der Ueberzeugung, daß das Abolitionsgeſuch höchſten Ortes die beſte Aufnahme finden und ſodann vermuthlich auch mein Wunſch in Betreff der Vorleſungen auf kein weiteres Hinderniß ſtoßen werde. Verbürgen, ſo ungefähr ſchloß der Herr Präſident, könne er den Ausgang freilich nicht: „aber angenommen ſelbſt, der König ſchlägt Ihr Geſuch ab, ſo ſind, wie geſagt, ein Abolitions- und ein Begnadigungsgeſuch zwei ſehr

verſchiedene Sachen, und Sie haben durch erſteres Ihrem Charakter ſo wenig wie Ihren Anſichten das Mindeſte vergeben."

Ich verſprach, den Vorſchlag in Erwägung zu ziehen; unmittelbar darauf reiſte ich nach Halle zurück. Von hier aus, nachdem ich die Sache nicht nur bei mir ſelbſt von allen Seiten betrachtet, ſondern namentlich auch den Rath einiger mir befreundeter Männer gehört hatte — Männer, welche dieſes Namens im vollſten Maße würdig ſind, und deren Urtheil, namentlich wo es perſönliche Verhältniſſe betrifft, ich mein eigenes jederzeit gern unterordne — richtete ich unterm 18. October deſſelben Jahres folgende Immediateingabe an den König:

Allerdurchlauchtigſter,
Großmächtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Königliche Majeſtät wollen dem ehrfurchtsvoll Unterzeichneten Allergnädigſt verſtatten, nachſtehendes unterthäniges Geſuch unmittelbar vor Allerhöchſt Dero Thron niederzulegen.

In Folge eines von mir verfaßten und veröffentlichten Gedichtes (die politiſche Wochenſtube, eine Ko-

mödic) iſt, auf Antrag Eines hohen Oberpräſidiums der Provinz Sachſen, datirt vom 16. Dec. v. J., eine gerichtliche Unterſuchung, lautend auf Majeſtätsbeleidigung und Aufregung zur Unzufriedenheit, wider mich eröffnet worden. Vertrauend der Einſicht und Unparteilichkeit der von Ew. Königl. Maj. eingeſetzten Richter, habe ich mich des mir zuſtehenden Rechtes der Vertheidigung freiwillig begeben. Nichts deſto weniger währt dieſer Proceß faſt ſchon ein Jahr, ohne daß es bis dahin nur zu einem Urtheil erſter Inſtanz gekommen wäre; ja es ſteht, falls ich etwa ſpäterhin das Rechtsmittel der Appellation ergreifen müßte, noch eine viel längere Dauer in Ausſicht. Während dieſer ganzen Zeit ruht, in allen öffentlichen und bürgerlichen Verhältniſſen, ein Makel auf mir; ich habe, ſo lange dieſer Proceß dauert, meine bürgerliche Unbeſcholtenheit verloren; bei allen künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, mit denen ich vor die Oeffentlichkeit treten will, wird mir, ſo weit ich dazu die Genehmigung der Königl. Behörden bedarf, die Thatſache dieſes Proceſſes als Grund der Verweigerung entgegengehalten. Es kommt mir nicht in den Sinn, mich über dieſes Verfahren der Königl. Behörden zu beſchweren; es iſt ohne Zweifel ein vollkommen geſetzmäßiges, ja dasjenige, zu welchem ſie ſelbſt durch Amt und Pflicht genöthigt ſind. Und darum eben habe ich es gewagt,

mich unmittelbar an Ew. Königl. Maj. zu wenden: erhaben über jene Nöthigung, ist es Ew. Maj. königliches Vorrecht, das geheiligte Vorrecht fürstlicher Macht, vermittelnd einzugreifen in den zaudernden Gang gerichtlichen Verfahrens und seine starren Formen zu mildern. In diesem Sinne, indem ich mich durch den wider mich obschwebenden Proceß auf längere Zeit in den mir werthvollsten Interessen, der freien, gesetzlich verstatteten Anwendung und Ausbildung meiner Kenntnisse und Talente, verhindert und gebunden fühle, richte ich, im Vertrauen auf Ew. Königl. Maj. Weisheit und Gnade, an Allerhöchstdieselben das unterthänige Gesuch

um Niederschlagung des in Rede stehenden Processes:

und bitte ich Ew. Königl. Maj. um die Erlaubniß, zur Unterstützung desselben Nachstehendes hinzufügen zu dürfen.

Alle Kunst ist nur ein Spiegel und Abbild des wirklichen Lebens, welches zu begleiten und eben dadurch zu verklären ihre göttliche Aufgabe ist. Daher, wie das geschichtliche Dasein, das politische Leben einer Nation sich erweitert und verändert, wird mit Nothwendigkeit auch der Inhalt ihrer Kunst sich erweitern und verändern.

Nun hat — eine so unbestreitbare, wie erfreuliche Thatsache! — seit den letzten Jahren, vornämlich seit

Ew. Königl. Maj. glorreicher Thronbesteigung das politische Leben des deutschen Volkes, in allen Gauen und Stämmen, eine völlig neue, frische Entfaltung gewonnen. Was immer noch für einzelne Unklarheiten, ja Verkehrtheiten darin mit unterlaufen mögen und was für große Aufgaben auch der Zukunft noch, in allmäliger, geschichtlicher Entwickelung, zu lösen bleiben: immerhin scheint doch so viel gewonnen, daß jene politische Unbekümmertheit, jene Sorglosigkeit um den eigenen Ruhm und die Ehre des Vaterlandes, vor Allem jene Zwiespältigkeit und innere Zerfallenheit, durch welche Deutschland Jahrhunderte hindurch so Vieles und so Trauriges erlitten, abgethan ist will's Gott! für ewige Zeiten und daß statt dessen, in erneutem, schönem Vereine, Fürsten und Völker darauf hinarbeiten, Deutschland groß, frei, stark und geehrt zu machen vor allen Ländern der Welt!

Auch die deutsche Kunst, vor Allem die Dichtkunst, hat nicht umhin gekonnt, diesen neuen, nationalen Inhalt in sich aufzunehmen. Wie die Nation selbst, über die Befangenheit particularer Interessen hinaus, sich den großen gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes zugewendet hat und wie in ihr, unter dem Vortritt ihrer Fürsten, vor Allen Ew. Königl. Maj. Selbst, ein neues Leben erwacht ist: so hat, diesem allgemeinen Zuge folgend, auch die Dichtkunst ihre bis-

herige Sphäre überſchritten; überdrüſſig, immer nur die perſönlichen Leiden und Freuden der Dichter ſelbſt zu beſingen, hat ſie ſich zu einem unmittelbaren Organ der Nation, ihrer wechſelnden Stimmungen, Hoffnungen und Wünſche erweitert. Ohne Zweifel, wie in dem praktiſchen Leben ſelbſt, ſo iſt auch hier, in ſeinem ideellen Abbild, mancher Mißgriff, mancher einzelne Irrthum, manche Uebertreibung und Verkehrtheit nicht ausgeblieben. Nur ſcheinen dafür weniger die einzelnen Dichter perſönlich, die ja nichts Anderes ſind noch ſein können, als Organe, ja Produkte ihrer Zeit, noch auch die Kunſt im Allgemeinen verantwortlich gemacht werden zu können: vielmehr, wenn hier überhaupt eine Schuld, ſo iſt es die allgemeine Verſchuldung der Zeit, welche nach Entwicklung ringt, ſo iſt es die Schuld der Natur, der ewigen, welche es gewollt hat, daß alle Knospen herb und keine Geburt ohne Schmerzen ſei.

Auch der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete, aufgewachſen und gebildet unter den Einflüſſen dieſer jüngſten Zeit, bekennt ſich von ihrer Macht ergriffen und beherrſcht; auch er hat das Wenige von Talent und Fähigkeit, das die Natur ihm verliehen, dem Dienſte ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes darbringen müſſen. Er darf dies ausſprechen, ohne Furcht, der Eitelkeit oder Anmaßung bezüchtigt zu werden, weil es ja überhaupt nicht ſein

Entſchluß, ſein Wille, ſeine Wahl geweſen, daß es ſo iſt: ſondern weil er auch hierin die zwingende Macht der Geſchichte zu erkennen meint. Nicht bloß die großen, die klaſſiſchen — auch die mittelmäßigen, ja die ſchlechten Poeten ſind Kinder ihrer Zeit; es iſt nicht ihre Willkür, geſchweige denn ihre Bosheit, daß die Kunſt unter ihren Händen gerade dieſe und keine andere Richtung nimmt: ſie machen nicht, ſie werden gemacht. Daher, wie gering auch immer das Talent ſein mag, das mir verliehen worden, und wie wenig ich auch hoffen darf, in einer künftigen, reiferen Zeit (und möge ſie nicht ferne ſein!) als Dichter überhaupt noch genannt zu werden: immerhin glaube ich doch an das allgemeine Recht aller Poeten, der großen wie der kleinen, der guten wie der ſchlechten, einigen Anſpruch zu haben: dieſes nämlich, aus ihrer Zeit und als unwillkürliches Organ derſelben beurtheilt zu werden.

Ew. Königl. Maj. wollen Allergnädigſt geſtatten, daß ich dieſes Recht auch für die angeklagte Schrift, die politiſche Wochenſtube, in Anſpruch nehme. Auch ſie iſt ein Produkt ihrer Zeit, bei welchem, ſo wenig wie von perſönlichem Verdienſt, ebenſowenig von perſönlicher Verſchuldung die Rede ſein kann. Es wird in ihr der Verſuch gemacht, die deutſche Komödie, aus der Miſère der Liebesgeſchichten, der getäuſchten Väter, geprellten Vormünder ꝛc. heraus, in eine geiſtig erwei-

terte Sphäre hinüberzuführen und solchergestalt auch diese wichtige, bei uns so wenig gepflegte Kunstgattung mit dem gegenwärtigen Bewußtsein der Nation in Einklang zu bringen. Diesen Uebergang auf ganz neue und selbstständige Weise zu machen, war mein Talent nicht ausreichend; mich anschließend an die Griechen, diese ewigen und allgemeinen Lehrer alles Schönen, die uns auch für die Komödie in Aristophanes das unvergänglichste Vorbild hinterlassen haben, wagte ich es, Form und Wesen der aristophanischen Komödie in unsere Zeit zu übertragen. Ew. Königl. Maj., dem erhabenen Kenner und Förderer der antiken Kunst, ist nicht unbekannt, welche weitere Folge dies in sich schloß: eine Ungebundenheit nämlich des Witzes, eine Freiheit der Anspielungen, einen Uebermuth der Laune, der mit unsern modernen Zuständen allerdings einigermaßen in Widerspruch stehen mag, der aber in dem Organismus der antiken Komödie seine Begründung, in dem poetischen Schmelz, den er sich überall zu bewahren sucht, seine Verzeihung, ja Verklärung findet. Möglich, daß ich hierin das eine oder andere Mal fehlgegriffen; möglich, daß mein ganzes Unternehmen ein Irrthum war: so ist mein Irrthum ein ästhetischer, so ist es die Kunst, die ich beleidigt, so ist es die Stimme der Kritik, das Mißfallen des Publikums, das mich bestrafen muß.

Ew. Königl. Maj. Behörden haben mein Werk aus

einem andern Gesichtspunkte betrachten zu müssen geglaubt: sie haben eine Frage der Kunst zum Gegenstande einer peinlichen Untersuchung, den ästhetischen Mißgriff eines Dichters zu einem Criminalverbrechen gemacht. — Ich zweifle keinen Augenblick, vielmehr ich sehe ein, daß sie auch hierin nur der allgemeinen gesetzlichen Vorschrift, sowie der Verpflichtung ihres Amtes nachgekommen sind. Ich selbst, wenn ich mich der angeschuldigten Verbrechen in Wahrheit schuldig fühlte, würde nicht wagen, bei Ew. Königl. Maj. um Niederschlagung dieses Prozesses nachzusuchen, indem es mir als eine Forderung der Pflicht, ja mehr noch: der Ehre, erscheint, für dasjenige, womit man sich in der That vergangen hat, hinterdrein auch die gesetzliche Strafe abzubüßen. Aber mein Bewußtsein spricht mich von jeder sträflichen Absicht frei; ich habe weder Ew. Königl. Maj. Allerhöchste Person beleidigen, noch Unzufriedenheit erregen wollen. Als Ew. Königl. Maj. Unterthan geboren, in Allerhöchstdero Staaten lebend, den preußischen Gesetzen unterworfen, habe ich mein Werkchen öffentlich, unter meinem vollen, unversteckten Namen erscheinen lassen; es hat sich nicht heimlich eingeschlichen, ich habe es nicht eingeschwärzt, wie ein Pasquill, sondern von dem ersten Augenblick an habe ich mich frei und öffentlich dazu bekannt. Würde ich dies gethan haben, wenn ich mich einer sträflichen Ab-

ſicht wäre bewußt geweſen? Würde ich nicht wenigſtens hinterdrein, nach erfolgter Veröffentlichung, mich den Folgen derſelben durch Entfernung aus Allerhöchſtdero Staaten zu entziehen geſucht haben, vorausgeſetzt, daß ich überhaupt eine Ahnung gehabt hätte von den Vergehen, deren ich jetzt beſchuldigt werde? — Ich habe gehandelt, meine ich, wie Poeten allzeit handeln und, vermöge natürlicher Beſtimmung, handeln müſſen: ich habe der poetiſchen Begeiſterung Folge gegeben, unbekümmert wohin ſie mich leiten würde, nur auf das Eine ewige Geſetz vertrauend, daß Alles, was ſchön, auch ſittlich iſt, und daher auf nichts achtend, als auf die Stimme des Genius und die eigene Forderung der Kunſt! — Nicht, als ob ich für den Poeten, als Individuum, eine Stellung außerhalb des allgemein giltigen Geſetzes verlangte: ich glaube nur, daß der Poet, als Künſtler, und ſo lange er im Gebiete der Kunſt verharrt, auch allein den Geſetzen der Kunſt pflichtig iſt, und daß es nicht gut thut, ihn perſönlich, in peinlicher Unterſuchung, verantwortlich zu machen für das Unberechenbare der poetiſchen Stimmung, die ihre wahre Grundlage doch auch erſt wieder in der allgemeinen Stimmung ſeiner Zeit und ſeines Volkes hat. —

Was ſpeciell den mir gemachten Vorwurf der Majeſtätsbeleidigung anbetrifft, ſo wollen Ew. Königl. Maj. meine ſo ehrfurchtsvolle wie wahrhaftige Ver-

ſicherung entgegennehmen, daß Allerhöchſtdero Name oder Perſon in meinem ganzen Werkchen überhaupt nicht erwähnt wird, getreu dem Grundſatz der alten Komödie, welche, ſelbſt in der ausgelaſſenſten Periode atheniſcher Freiheit, doch die Perſon des Archon, des „Herrſchenden," für heilig und unverletzlich erklärte —: und daß daher nur gewaltſame, meiner Abſicht völlig fremde Auslegungen und Mißverſtändniſſe zu dieſer Beſchuldigung haben Veranlaſſung geben können. Eben ſo wenig glaube ich mich der Verbreitung von Unzufriedenheit oder Mißvergnügen ſchuldig gemacht zu haben: ſchon darum nicht, weil es überhaupt und im Gegentheil die göttliche Mitgift der Kunſt iſt, überall, wo ſie erſcheint, die Gemüther zu verſöhnen und zu beſänftigen. Auch konnte mein Gedicht, ſeiner ganzen Natur nach (es iſt ſtreng in der Form des ariſtophaniſchen Luſtſpiels, in antiken Metren ꝛc. geſchrieben), nur auf ein ſehr kleines, vor Allem ein ſolches Publikum rechnen, bei welchem, nach dem nothwendigen Grade ſeiner Bildung, ein Mißverſtändniß des Gedichtes, mithin auch eine etwa daraus entſtehende Unzufriedenheit überhaupt nicht zu befürchten ſtand.

Ew. Königl. Maj. geruhen, daß ich, mit demjenigen Freimuth, der mir natürlich, und dem Ew. Maj. gewiß nicht zürnen werden, weil es der Freimuth männlicher Ueberzeugung und eines treuen, redlichen Willens

ist, schließlich noch Eines hinzufüge. Die öffentliche Meinung ist Prozessen, wie der in diesem Augenblick gegen mich geführte, überhaupt nicht günstig: — nicht etwa aus Nichtachtung der Gesetze oder weil sie will, daß ein wirklich begangenes Unrecht ungestraft bleibe: sondern deshalb lediglich, weil sie weiß, daß die eigentliche und letzte Entscheidung solcher Streitfragen doch nur bei ihr liegt und daß der Poet, den *sie* fallen läßt, verdammt ist, auch ohne gerichtliche Verurtheilung. Ja mit einer Art von Eifersucht wacht sie über diesem Rechte, in dem Grade sogar, daß meistens schon die bloße Thatsache einer gerichtlichen Untersuchung für sie Veranlassung ist, sich auf die Seite des Angeklagten zu stellen; schon schlechtere Sachen, als die meine, haben dadurch, daß sie dem Gericht der öffentlichen Meinung entzogen und einem formalen Prozeßverfahren unterworfen wurden, die Meinung des Publikums statt gegen, vielmehr für sich gewonnen. Wäre ich eitel genug, mich hieran zu erfreuen, oder läge es in meiner Absicht, das öffentliche Urtheil irgendwie irre zu leiten oder es in Conflict zu bringen mit dem Verfahren der Behörden, so würde die Fortsetzung meines Prozesses mir erwünschter sein, als seine Niederschlagung. Ich besitze diese Eitelkeit nicht; höher als den Triumph einer immerhin möglichen Freisprechung oder die zweideutige Ehre eines sogenannten Martyriums, achte ich es, die

Unbescholtenheit meines Namens, die ich ohnedies noch länger und auf völlig unbestimmte Zeit entbehren muß, und mit ihr alle von den Gesetzen verstattete Freiheit in Anwendung und Ausbildung meiner Talente und Kenntnisse zurückzuerhalten. Möge es Ew. Königl. Maj. gefallen, mir dieselbe durch Niederschlagung des wider mich obschwebenden Prozesses Allergnädigst zu gewähren: und mögen zugleich Allerhöchstdieselben mir vertrauen, daß ich keinen andern Gebrauch davon machen werde, als den das allgemeine Gesetz und die eigene Ehre mir gestatten und gebieten!

Der ich in tiefster Ehrfurcht verharre

Ew. Königl. Maj.
treugehorsamer Unterthan
R. E. Prutz.

Dies also das Document, welches zu so verschiedenartigen Beschuldigungen Veranlassung gegeben; dies die Schrift, um derenwillen einige soi-disant Vorfechter der liberalen Partei sich berechtigt hielten (wiewohl sie, ich wette! bisher niemals auch nur eine Zeile davon gesehen haben), den Verfasser des Abfalls von seiner Partei, der Verleugnung seiner Grundsätze, ich weiß nicht, weß Alles noch zu beschuldigen; dies andrerseits die Versprechungen,

welche man ihm von Seiten der Behörde entgegengehalten, deren Verletzung man ihm vorgeworfen, da ſelbſt, wo er doch nichts Anderes gethan hatte, als vollſtändig im Sinne dieſer Erklärung gehandelt: gehorſam zu ſein dem allgemeinen Geſetz und dem Geſetz ſeiner eigenen Ehre! — Ich unterwerfe auch dieſen, wie alle meine übrigen Schritte, dem Urtheile des Publikums, dem Urtheil aller wahrhaft freien und urtheilsfähigen Männer; ſie mögen entſcheiden, ob in dieſer Eingabe irgend etwas enthalten iſt, was der Ehre eines freien, geſinnungsfeſten Mannes widerſtritte; ſie mögen auch entſcheiden, ob die hier abgedruckten Vorleſungen in einem wirklichen und ehrverletzenden Widerſpruche ſtehen mit dem Inhalt meines obigen Schreibens. — Ich weiß, daß es Leute giebt, welche dieſe ganze Unterhandlung mit der regierenden Gewalt tadeln, ja die mir einen Vorwurf daraus machen werden, daß ich mich nicht lieber zu Ehren der Freiheit — richtiger geſagt, zu Ehren des Unſinns, der bei uns noch geſetzlich iſt — vier oder ſechs Monate habe

auf die Feſtung ſchicken laſſen. Das ſind diejenigen Leute, welche an keine thätige, volksmäßige Entwicklung unſerer Freiheit glauben, die kein Vertrauen ſetzen in ihre eigene Kraft, die die Beſſerung unſerer Zuſtände erwarten — nicht davon, daß ein Jeder ſeine Kraft, groß oder klein, anſehnlich oder gering, dem Vaterlande widmet, und zum Heile des Ganzen ſchafft, ein Jeder an ſeinem Theil — nein: wenn nur erſt ein paar Dutzend Schriftſteller auf der Feſtung ſitzen, wenn nur erſt jedes männliche und freie Wort verſtummt, jede ehrenwerthe und tapfere Beſtrebung unterdrückt ſein wird, das, meinen ſie, ſoll dem Volke die Augen öffnen! da wird es kommen! das wird dem Faß den Boden ausſchlagen! Gutmüthige Täuſchung — aber auch noch viel größere Selbſtüberſchätzung! Und wenn unter Euch, die Ihr Euch jetzt faſt muthwillig drängt, die Ihr eine Ehre und einen Ruhm darin ſetzt, die Gefängniſſe zu bevölkern, wenn unter Euch noch zehnmal größere Talente wären und hundertmal größere Charaktere — ich denke von der Entwicklung

unſeres Volkes beſſer, ich halte die Freiheit für feſter begründet, als daß das Mehr oder Weniger von zwei Dutzend, ja von zweihundert, zweitauſend Schriftſtellern ſie beſchleunigen oder aufhalten könnte! Nicht wir machen die Zeit, ſondern die Zeit macht uns; nicht ihre Meiſter ſind wir, ſondern ihre Werkzeuge. Und darum ſcheint mir auch der beſſer ſeiner Pflicht zu genügen und mehr zu leiſten für die allgemeine Wohlfahrt, der tapfer auf ſeinem Poſten bleibt und, was die Natur ihm von Talent und Fähigkeit verliehen, anzuwenden ſucht, wie er vermag und wie die Umſtände ihm irgend erlauben wollen, als der die Sachen gefliſſentlich auf ein Extrem treibt, das vielleicht der perſönlichen Eitelkeit ſchmeichelt, dem Vaterlande aber keinen Nutzen bringt. — —

Einige Monate ſpäter, unterm 15. Januar 1846, wurde mir folgende Allerhöchſte Entſcheidung zugeſtellt:

Seine Majeſtät der König haben auf Ihr Geſuch vom 18. October v. J. in Berückſichtigung desſelben und der darin von Ihnen ausgeſprochenen Geſinnungen

die Niederschlagung der wegen Herausgabe der Schrift „die politische Wochenstube" wider Sie eingeleiteten Kriminal-Untersuchung zu befehlen geruht.

Indem wir Sie hievon in Kenntniß setzen, bezweifeln wir, im Vertrauen auf Ihre Erklärungen in dem gedachten Gesuche, nicht, daß Sie Sich für verpflichtet erachten werden, mit voller Gewissenhaftigkeit auch in Ihrem literarischen Wirken die Schranken des Gesetzes inne zu halten und Sich der von Ihnen erbetenen und vertrauensvoll gewährten Gnade Sr. Majestät würdig zu zeigen.

Berlin, den 15. Januar 1846.

Für den Minister des Innern. Der Justiz-Minister
Im Allerhöchsten Auftrage Uhden.
Bodelschwingh.

Die Könige haben bekanntlich, wie ihre eigenen Sitten und Gebräuche, so auch ihre eigene Sprache; ein König thut nie — er „geruht" nur immer, er hat nie seine Pflicht erfüllt — er hat nur immer die „Gnade" gehabt. Das ist Hofstil: und ein Jeder, der auch nur z. B. die amtlichen Artikel unserer Zeitungen liest, muß mit ihm vertraut sein. Darum auch konnte und durfte ich die „erbetene Gnade" geduldig

hinnehmen. Wenn ich an meinen Nachbar ſchreibe, ſo ſchreibe ich: Ihr ergebenſter Diener; wenn ich an einen König ſchreibe, ſo ſchreibe ich: der ich in tiefſter Unterthänigkeit erſterbe. Es iſt Eines gerade ſo viel wie das Andere: ich will meinen Nachbar nicht bedienen, und will für den König nicht ſterben. Und ſo natürlich, was man ausgiebt, muß man auch wieder einnehmen.

Wenige Tage ſpäter wurde mir auch die Erlaubniß zu den Vorleſungen ertheilt. Man ließ mich vorher ein Protokoll unterſchreiben, in welchem drei Bedingungen enthalten waren, unter denen es der Regierung jeden Augenblick frei ſtehen ſollte, die ertheilte Erlaubniß zurückzunehmen. — Dies war eigentlich wunderlich: denn da die Regierung bei uns eben Alles kann, was ſie will, wozu noch dieſe Tractaten? — Das Erſte war, daß ich mich jedes Uebergriffs in die Politik enthalten ſollte; das Zweite, daß ich verantwortlich gemacht wurde für jeden Tumult, der unter meinen Zuhörern entſtünde; des Dritten entſinne ich mich nicht mehr —

Beweis genug, daß es ein ziemlich irrelevanter Punkt geweſen ſein muß. Ich trug Anfangs einiges Bedenken, dieſes Protokoll zu unterſchreiben. Ich warf namentlich die Frage auf, was dabei unter Politik ſolle verſtanden ſein; ich machte ferner darauf aufmerkſam, wenn z. B. unter den Zuhörern etwa ein Betrunkener wäre, oder es träten ſich Zwei auf die Füße und es entſtünde nun daraus ein Tumult, ob ich dafür auch verantwortlich ſein ſolle u. ſ. w. Der mit der Vollziehung beauftragte Beamte jedoch hieß mich alle dergleichen Zweifel beſeitigen: es ſei eine bloße leere Formel und wenn die Sache nur erſt einmal im Gange, ſo habe das Alles nichts mehr zu bedeuten. — Hierauf unterſchrieb ich und erhielt demnächſt nachſtehende polizeiliche Erlaubniß:

Ew. Wohlgeboren wird die nachgeſuchte Erlaubniß, eine Reihe öffentlicher Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Literatur im laufenden Winter hierſelbſt halten zu dürfen, hiermit ertheilt.

Berlin, den 21. Januar 1846.

Königliches Polizei-Präſidium I. Abtheilung.

Koehler.

Darauf in den ersten Tagen des Februar eröffnete ich meine Vorlesungen. Auch sie liegen gedruckt vor; auch in Betreff ihrer überlasse ich dem Publikum die Entscheidung. Jedenfalls, wer diese Vorlesungen liest und demnächst die Thatsache erwägt, daß ich dieselben nicht allein in Berlin, vor einem zahlreichen und theilnehmenden Publikum, ohne die geringste Störung, Anfrage oder Verwarnung Seitens der Behörde, gehalten habe: sondern ich habe sie auch unmittelbar darauf, mit ausdrücklicher Erlaubniß des Oberpräsidenten von Pommern, in meiner Vaterstadt Stettin öffentlich wiederholen dürfen — ein Jeder, sage ich, der das erwägt, wird mir einräumen müssen, daß ich mit derjenigen Auslegung, welche ich der Bedingung, keine Politik in meine Vorträge einzumischen, damals und in der Folge gab, vollkommen in meinem Rechte zu sein glauben durfte. Es ist eine alte und nachgerade triviale Wahrheit, eine Wahrheit, die auch namentlich in den gegenwärtigen Landtagsverhandlungen lebhaft hervorgehoben worden ist, daß ein

jedes Geſetz aufgefaßt ſein will nicht nach ſeinem Buchſtaben, ſondern nach ſeinem Geiſte. So konnte auch ich in der mir auferlegten Bedingung, mich bei meinen literarhiſtoriſchen Vorträgen aller Uebergriffe in die Politik zu enthalten, nichts Anderes ſehen, als daß ich das Einmiſchen unmittelbarer politiſcher Tagesfragen vermeiden ſolle. Daß man damit gemeint hätte, ich ſolle auch von der Entwicklung des Volkslebens, von der Geſtaltung unſerer öffentlichen Zuſtände abſtrahiren, ich ſolle, mit Einem Worte, Literaturgeſchichte leſen ohne Geſchichte — darauf allerdings war ich nicht gefaßt: ſchon deshalb nicht, weil dieſe Forderung einen Mangel an höherer geiſtiger Bildung, eine Unkenntniß des gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Standpunktes vorausgeſetzt hätte, der mir mit dem Begriff einer preußiſchen Behörde, und nun gar eines preußiſchen Miniſters! völlig unverträglich ſchien.

Alſo nicht in dieſem banauſiſchen, wiſſenſchaftlich wie politiſch gleich unwürdigen buchſtäblichen, ſondern in jenem oben angedeuteten

freieren Sinne glaubte ich meine Verpflichtung auffassen zu dürfen und sogar, schon aus Achtung vor dem Publikum, auffassen zu müssen; in diesem habe ich sie, soweit meine Kräfte zulangten, erfüllt, namentlich auch in jenen Vorträgen über die Geschichte des Theaters. Es ist eine ganz dumme Lüge, wenn, bei dem Verbote meiner letzten Vorlesungen, einige dienstbeflissene Zeitungscorrespondenten theils ausdrücklich behaupteten, theils wenigstens zu verstehen gaben, als hätten jene früheren Vorlesungen einer vorgängigen Censur unterlegen. Weder hat man eine derartige Zumuthung mir gemacht, noch bin ich sie eingegangen; die Vorlesungen sind, ohne irgend eine Censur, wörtlich gehalten worden, wie sie jetzt (gleichfalls ohne censirt zu sein) im Druck vorliegen, ohne daß ich damals auch nur die geringste Anfechtung deshalb erfahren. Grund genug, meine Auffassung der Sache für die richtige zu halten und mich, indem ich mich in Uebereinstimmung fühlte sowohl mit der Wahrheit der Sache, wie mit meiner Ueberzeugung, zugleich auch in Ueber-

einſtimmung zu glauben mit den Abſichten der Behörde. Ja wohl war es ein Akt des Vertrauens: nur daß dies Vertrauen ein gegenſeitiges war. Die Regierung hatte mir vertraut, daß ich nichts Ungeſetzliches thun würde, (ein Vertrauen, beiläufig geſagt, das gar kein Vertrauen iſt, ſondern ein Recht, das Jeder an ſie zu fordern hat: quisquis praesumitur bonus — ein Rechtsgrundſatz, der allerdings in unſern heutigen Polizeiſtaaten immer mehr und mehr in Abnahme kommt) — und ich meinerſeits hatte das Vertrauen gehabt, daß es mit der Ehrfurcht vor der Wiſſenſchaft, mit der Achtung vor dem Ernſt und der Würde einer freien, männlichen Ueberzeugug , welche man zu erkennen gegeben, auch wirklich Ernſt ſei; ich hatte das Vertrauen gehabt, daß man, was man wollte, auch wirklich wollte. —

In der Folge zwar bin ich auch über jene früheren Vorleſungen eines Anderen belehrt worden. Der Herr Miniſter von Bodelſchwingh, nachdem die hier vorliegenden Vorleſungen verboten waren, hat mir auch über jene früheren ſein äu-

ßerſtes Mißfallen zu erkennen gegeben; er habe ſchon damals von acht zu acht Tagen geſchwankt, ob er ſie nicht durch ein Verbot beenden ſolle. Wie ich es damals dem Herrn Miniſter gegenüber mündlich gethan, ſo kann ich auch jetzt an dieſer Stelle nur mein aufrichtiges Bedauern ausſprechen, daß er es damals nicht wirklich gethan; ſo wäre der Regierung wie mir — (und vielleicht auch dem Publikum) eine in allem Betracht nur unerfreuliche Täuſchung erſpart geweſen.

Am Allerwenigſten wird der Leſer hienach begreifen, wie nichtsdeſtoweniger die Bitte um Geſtattung fernerer Vorleſungen, welche ich in gutem Glauben im Juli vorigen Jahres an das Berliner Polizeipräſidium richtete, ſofort und auf das Zuvorkommendſte gewährt werden konnte. Seine Verwunderung wird ſteigen, wenn er hört, daß ich dabei das Thema der beabſichtigten Vorleſungen: Literatur der Gegenwart, buchſtäblich angegeben. Wer Literatur der Gegenwart leſen darf, dem muß denn doch auch wohl erlaubt ſein, auf die

Geſchichte der Gegenwart Bezug zu nehmen; das, dächte ich, wäre einfach genug. Wer aber dies Letztere nicht will, nun gut, der muß auch die ganze Vorleſung nicht erlauben. —

Dennoch that man dies: und mit dem beſten Humor, am 15. Januar d. J., eröffnete ich meine Vorleſungen — auf welche Weiſe, zeigt dies Buch. Die Verſammlung war außerordentlich zahlreich, die Theilnahme ungemein lebhaft; ich hatte alle Ausſicht, mein Publikum wirklich zu erfaſſen und zu begeiſtern.

Zwei Tage darauf wurde ich zum Herrn Präſidenten von Puttkammer beſchieden. Er eröffnete mir, daß meine Vorleſung Anſtoß gefunden, daß namentlich Herr von Bodelſchwingh aufs Aeußerſte erzürnt ſei; es würde gut ſein, wenn ich ihm das Concept meines Vortrages aushändigte, um es demnächſt dem Herrn Miniſter zu überreichen, wo ſich denn hoffentlich die Grundloſigkeit des gegebenen Anſtoßes ergeben würde. Weil man heut zu Tage auf Alles gefaßt ſein muß, ſo hatte ich, ſo unverfänglich mir ſelbſt mein Vortrag auch erſchien,

dennoch auch dieſen Fall als möglich vorausgeſehen und demgemäß mein Concept ſchon zu mir geſteckt; ich konnte alſo der Aufforderung des Herrn Präſidenten augenblicklich willfahren.

Am 20. Abends wurden mir folgende beide Schreiben mitgetheilt:

In Folge einer Anweiſung des Königlichen Miniſterii des Innern vom geſtrigen Tage iſt Ew. Wohlgeboren die unter dem 30. Juli a. pr. ertheilte Conceſſion, eine Reihe literariſcher Vorträge zu halten, da Sie den darin geſtellten Bedingungen nicht nachgekommen ſind, entzogen worden. Die Gründe, welche hiezu Veranlaſſung gegeben haben, gehen aus der abſchriftlich anliegenden Bekanntmachung, welche morgen in den Zeitungen erſcheinen wird, hervor.

Unter Rückgabe des von Ihnen eingereichten Manuſcripts werden Ew. Wohlgeboren angewieſen, Sich der Fortſetzung der öffentlichen Vorleſungen zu enthalten.

Berlin, den 20. Januar 1847.

Königliches Polizei-Präſidium.

Puttkammer.

Dem Dr. Prutz ist unter dem 30. Juli v. J. die nachgesuchte Erlaubniß:

> eine Reihe literargeschichtlicher Vorträge über die neueste Entwickelung der Literaturen Europas vom Ausgange des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart

in diesem Winter hier öffentlich zu halten, mit der Bedingung ertheilt:

> bei Vermeidung sofortigen Widerrufs dieser Erlaubniß, aller Bemerkungen und Anspielungen in Bezug auf Gegenstände, welche dem Gebiete der Politik angehören, sich zu enthalten.

Auf Grund dieser Erlaubniß hat der Dr. Prutz am 15. d. Mts. seine Vorträge begonnen. Er hat dabei die obige Bedingung nicht erfüllt, vielmehr, abgesehen von zahlreichen Digressionen auf das Gebiet der politischen Geschichte, seine Aufgabe geradezu dahin ausgesprochen:

> zwar Literaturgeschichte vorzutragen, weil er nichts Anderes vortragen dürfe, aber mehr Gewicht auf die Geschichte, als auf die Literatur legen zu wollen.

Hiernach hat die Erlaubniß vom 30. Juli v. J. zurückgenommen werden müssen und die Vorträge des Dr. Prutz werden nicht fortgesetzt werden.

Berlin, den 20. Januar 1847.

Königliches Polizei-Präsidium.
(gez.) von Puttkammer.

Man sieht, die Regierung hält hier noch den Standpunkt des Contraktes fest: weil Du meinen Juden geschlagen hast, so schlage ich nun Deinen; Du hast Dein Wort nicht gehalten, und also halte ich nun meines auch nicht. — Wie viel Wahres hieran ist, brauche ich nach der oben gegebenen Auseinandersetzung wohl nicht mehr zu erörtern; ich erlaube mir nur die eine Frage: wenn ich z. B. den gegenwärtigen Zustand Preußens als einen durchaus vollkommenen, einen wahren Musterzustand gerühmt hätte, wenn ich etwa Herrn Eichhorn einen ausgezeichneten Minister, einen wahren Hort der Wissenschaft, wenn ich das Ehescheidungsgesetz, die Prügelstrafe, die verschärften Censurinstruktionen bewundernswerthe Akte der Staatsweisheit genannt hätte — Dinge Alles, welche ganz unzweifelhaft in die Politik übergreifen, und noch dazu in die allernächste Tagespolitik — lieber Leser, was meinst Du? ob meine Vorlesungen dann auch wohl wären verboten worden?!

Auch muß ich der Behörde nachrühmen, daß sie selbst diesen Standpunkt späterhin hat fallen

lassen, so weit sogar, daß sie sich weigerte, jenes Inserat, dessen einstweilige Zurücknahme der Herr Minister mir zu gestatten die Güte hatte, späterhin noch zum Abdruck zu bringen; sie muß sich also von der Unhaltbarkeit des hier aufgestellten Grundes wohl selbst überzeugt haben.

Werde ich nun aber gefragt, welchen anderweitigen Grund des Verbotes man mir angegeben, (ich bitte meine Worte zu beachten: *angegeben*, sage ich, nicht *gehabt*: dies ist wieder so eine Art Dachsbau): so kann ich aus den verschiedenen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen mit hohen und höchsten Beamten nur Folgendes zusammenstellen:

Zum Ersten: daß ich in meinem Vortrage Polizei und Censur verspottet. Verspottet, nego; erwähnt, concedo: zwei- oder dreimal; allein ich habe nicht gewußt, daß Polizei und Censur Institute sind, von denen man ohne Anstoß öffentlich nicht reden darf.

Zum Zweiten (Worte Sr. Exc. des Herrn Ministers von Bodelschwingh:) „Suchen Sie sich ein anderes Theater, wo Sie sich können

dafür beklatschen lassen, daß Sie die französische Revolution lobpreisen; in Preußen, und in Berlin, das müssen Sie sich selbst sagen, mein Herr Doctor, ist dafür kein Platz." — Ich sehe ein, daß ich es mir allerdings hätte sagen sollen; leider indessen habe ich es nicht gethan. Ja noch jetzt wollen mich mitunter Zweifel beschleichen; hätte der Herr Minister nicht die Güte gehabt, es mir Selbst zu sagen, daß man in Preußen die französische Revolution entweder gar nicht oder nur tadelnd erwähnen darf, aus eigenem Witz, ich bekenne es, wäre ich nicht darauf gekommen. — Daß beim Schluß meines Vortrages ein ziemlich lebhaftes Bravo mich von der Rednerbühne entließ, muß ich gleichfalls einräumen. Aber so habe ich seitdem die Beruhigung gehabt, daß dem Herrn Minister von Bodelschwingh in der Versammlung des vereinigten Landtags ganz dasselbe passirt ist. Der Herr Minister hat sich das zwar verbeten und dabei die Aeußerung gethan: er spreche nicht, um beklatscht zu werden, sondern weil es ihm so ums Herz sei, und um seine Ueberzeugung kund zu

thun. Nun gut, ganz so verhält es sich auch mit mir; es ist mir auch so ums Herz gewesen, wie ich gesprochen habe, ich habe auch nicht das Beifallklatschen der Masse, sondern nur den Ausdruck meiner Ueberzeugung gesucht. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig: und so dürfte dieses Argument bei ähnlichen Gelegenheiten in Zukunft wohl wegfallen.

Drittens endlich eine Aeußerung des Herrn Cabinetsministers von Thiele, welche vielleicht am Nächsten zum Ziele trifft, nur daß sie allerdings einigermaßen hypothetisch ausgesprochen ist. Als ich nämlich dem Herrn Minister bei einer, nach dreimaligen vergeblichen Versuchen erlangten Audienz die Unverfänglichkeit des so hart incriminirten Ausdrucks von der „Literaturgeschichte und Geschichte" (s. o.) auseinandersetzen wollte, unterbrachen Se. Exc. mich mit der Versicherung, daß dies bei ihm völlig vergebene Mühe sei; er wisse sehr wohl, daß es in Deutschland eine Partei gebe, welche an dem Umsturz der Throne und Altäre arbeite... Auf meine verwunderte Anfrage, wie, da ich meines

Wiſſens zum erſten Male die Ehre hätte, vor Sr. Exc. zu ſtehen, Hochdieſelben zu dieſer genauen Kenntniß meiner Perſon kämen, beſchränkten Se. Exc. Ihren Ausdruck zwar dahin, daß Sie das nur im Allgemeinen geſagt hätten und Sich über mich erſt aus der überreichten Vorleſung, resp. Eingabe inſtruiren wollten; im Ganzen indeß glaube ich, daß hier wohl ſo ungefähr das Wort des Räthſels ausgeſprochen worden iſt.

Ein viertes Motiv, welches in einem ſogleich mitzutheilenden Miniſterialreſcript vom 23. Februar angedeutet iſt, überlaſſe ich dem Leſer ſelbſt an der betreffenden Stelle einzuſehen. — Ich eile jetzt zum Schluß.

Wer die Luſt und Liebe in Anſchlag bringt, die ein Jeder, auch ohne Selbſtüberſchätzung, zu der Arbeit ſeines Geiſtes nothwendig hegt; wer ferner die Verpflichtungen erwägt, welche ich gegen meine zahlreichen Zuhörer hatte; wer die Scheu theilt, welche ich, und gewiß nicht mit Unrecht, vor jedem öffentlichen Spektakel empfinde; ja wer (denn es wäre gewiß eine

ſehr falſche Scham, dies verſchweigen zu wollen: ich bin lange nicht reich genug, um mir mein mühſam erworbenes Beſitzthum durch Willkür der Behörden gutwillig zerſplittern zu laſſen) auch nur die mit dem Verbot verknüpften finanziellen Weiterungen, dies Rückzahlen der Beträge, dies Rechnen und Handeln ermißt — wer unter dieſen Umſtänden wird es mir verdenken, daß ich kein ehrenhaftes Mittel unverſucht ließ, die Rücknahme des Verbotes zu erwirken? — Ich richtete, auf den Rath des Herrn Miniſters von Bodelſchwingh ſelbſt, eine Immediateingabe an des Königs Majeſtät; ich ſuchte darin die wahre Abſicht meiner Vorleſung zu rechtfertigen; ich ſuchte namentlich den Irrthum zu zerſtören, als hätte ich mit dem Verſprechen, mehr Geſchichte als Literaturgeſchichte zu leſen, ſtatt einer literargeſchichtlichen geradezu eine politiſche Vorleſung ankündigen und auf dieſe Art die mir geſtellte Bedingung nicht ſowohl umgehen, als vielmehr brutaliſiren wollen; ich bat, wenn gegen meine Abſicht mein Vortrag wirklich einige mit Recht anſtößige Ausdrücke ent-

halten sollte, dies mit der Schwierigkeit des Gegenstandes, so wie mit meiner Ungeübtheit als öffentlicher Redner zu entschuldigen; ich fügte endlich das Concept des zweiten Vortrages (es ist, bis auf wenige Schlußzeilen, buchstäblich dasselbe, wie es hier zum Abdruck gekommen ist) meiner Eingabe bei, indem ich mich zugleich bereit erklärte, meine ferneren Vorträge einer von Sr. Maj. zu bestellenden Specialcontrolle, falls nämlich eine solche in der Absicht Sr. Maj. liege, zu unterwerfen. Dies Alles am 21. Januar.

Fünf Wochen später, nachdem inzwischen die wachsende Ungeduld meiner Zuhörer mich zu der Erklärung genöthigt hatte, die eben erwähnte Eingabe gern selbst wieder zurücknehmen zu wollen, wenn ich damit nur endlich eine Beendigung der ganzen Sache herbeiführen könnte, sei es auch durch ein Verbot — am 23. Februar wurde mir folgendes Ministerialrescript von demselben Datum zugestellt:

Ew. Wohlgeboren Immediatgesuch um Aufhebung der Verfügung, wodurch die Fortsetzung der von Ihnen

hier gehaltenen öffentlichen Vorträge verboten wurde, ist von Sr. Majestät dem Könige nicht genehmigt, mir vielmehr mittelst Allerhöchster Cabinets-Ordre vom 14. d. Mts. also bereits vor Ihrer Eingabe vom 18. d. Mts., worin Sie mir anzeigen, daß Sie bei jenem Verbote sich beruhigen wollen, der Befehl ertheilt worden, Sie mit Ihrem Antrage zurückzuweisen. Als Seine Majestät im vorigen Jahre auf Ihre Bitte die Niederschlagung der Criminal-Untersuchung gegen Sie befohlen, geschah dies in dem, durch den Inhalt Ihres damaligen Gesuches hervorgerufenen und mit Rücksicht auf den auch bei Ihnen zu vermuthenden Charakter der Bewohner Ihrer heimathlichen Provinz doppelt gerechtfertigten, Vertrauen, daß Dankbarkeit für die Ihnen gewährte Begnadigung ihre Macht auf Sie nicht verfehlen und Sie von fernern Verirrungen zurückhalten werde. Der Inhalt des von Ihnen in der ersten diesjährigen Vorlesung gehaltenen Vortrags lehrt, daß jene Hoffnung eine Täuschung war. Sie haben daher das Verbot der Fortsetzung dieser Vorträge sowie den Befehl Sr. Majestät des Königs, Sie zu öffentlichen Vorträgen nicht wieder zuzulassen, lediglich Ihrem eigenen Willen zuzuschreiben.

Berlin, den 23. Februar 1847.

Der Minister des Innern
Bodelschwingh.

Ich habe dieſem Beſcheide nur Weniges hinzuzufügen. Ich will nicht auf die einigermaßen neue Erſcheinung aufmerkſam machen, daß ein Begnadigungsgeſuch (und ein ſolches war meine Immediateingabe vom 21. Januar allerdings) nicht nur eine Beſtätigung, nein, ſogar noch eine Verſchärfung der ausgeſprochenen Strafe zur Folge hat; ich will auch keine Deutung desjenigen verſuchen, was über meine heimathliche Abkunft geſagt iſt, und was für Folgerungen ſowohl für mein Vaterland Pommern, wie für die übrigen Provinzen der Monarchie ſich mit Nothwendigkeit daraus ergeben. Die Ehrfurcht, welche ich dem königlichen Namen ſchuldig bin, verbietet mir dieſe und alle ähnlichen Fragen. Auch mögen meine Landsleute ſelbſt entſcheiden, ob ſie mich für einen ſchlechten Pommer halten wollen oder nicht; es wird ganz auf den Charakter der Beurtheiler ſelbſt ankommen, ob ich in ihrer Landsmannſchaft eine Ehre finden ſoll oder das Gegentheil. Was Pommern, was Preußen! Wir haben genug mit der Herſtellung des einen großen Vater-

landes, Deutſchland, zu thun, als daß von ſolchen Provinzial-Lappalien noch lange die Rede ſein könnte.

Ein Punkt dagegen ſcheint mir allerdings erheblich genug, um ihn nicht ganz mit Stillſchweigen zu übergehen. — Das eben mitgetheilte Miniſterialreſcript bringt das Verbot meiner Vorleſungen, oder doch jedenfalls ſeine Beſtätigung, in Zuſammenhang mit jenem früheren Immediatgeſuch vom 18. October 1845: gleich als ob ich dort Verſprechungen gemacht, Hoffnungen erweckt hätte, die ich hinterdrein nicht erfüllt, und als ob ich dafür nun durch Unterdrückung meiner Vorleſungen ſollte beſtraft werden. — Seine Hoffnungen hat bekanntlich Jeder für ſich; was dagegen die Verſprechungen betrifft, ſo blättre der Leſer nur wenige Seiten zurück: ſo wird er ſich wiederholt und mit eigenen Augen überzeugen, daß ich nicht ein Haarbreit mehr verſprochen habe, als was ſich von ſelbſt verſteht und wozu Jeder, der überhaupt in irgend einem Staate lebt, ſtillſchweigend, auch ohne beſonderes Verſprechen,

verbunden ist: nämlich von der mir gesetzlich zustehenden Freiheit keinen anderen, als nur gesetzlichen Gebrauch zu machen. Da nun entsteht die Alternative: entweder meine Vorlesungen enthielten nichts wider das Gesetz — wie konnte man sie dann rechtlich verbieten? Oder aber ich hatte das Gesetz wirklich beleidigt — warum hat man alsdann unterlassen, mich zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen?! Nicht der Willkür gehört es, das beleidigte Gesetz zu rächen, noch darf jemals die Polizei den Richter ersetzen wollen; selbst daher wenn ich schuldig war, so war das Verbot der Vorlesungen, zumal in dieser Form, die rechtliche Strafe nicht. Eins von beidem also ist geschehen: entweder man hat mir zu viel gethan oder zu wenig, man hat das Gesetz gekränkt oder mein Recht. — Das Ministerialrescript spricht von meinen „Verirrungen." Worin bestehen sie? und wer ist hier der Münzwardein, der Irrthum von Wahrheit scheidet? Das System einer Regierung, die Doctrin eines Ministers, die persönlichen

Ansichten eines Regenten — das Alles können möglicher Weise sehr respectable Dinge sein, aber absolute Wahrheiten sind sie dennoch nicht; man kann von ihnen abweichen, ohne sich deshalb gleich schon zu verirren. Ueberhaupt, nach meiner geringen Einsicht, giebt es nur einen Irrweg, das ist, der vom Recht abführt: und wie die Geschichte lehrt, so haben Staatsmänner und Fürsten denselben zum Wenigsten nicht seltner betreten als Dichter und Schriftsteller. Jedenfalls, so lange die „Verirrungen" nicht zu Thaten, und zwar zu gesetzwidrigen Thaten werden, sind sie jedes Einzelnen Privatangelegenheit: und bestreite ich bis dahin der Behörde alles und jedes Recht, mir meine „Verirrungen" vorzurücken. Die Welt mag sehr schön gewesen sein, da sie noch im Zeitalter der Patriarchen stand: allein was mehr? Dieses Zeitalter ist vorbei und selbst die bestgemeinte Absicht der Regierungen, für ihre Unterthanen zu denken und das ihnen zuträgliche Maß von Wahrheit oder Irrthum zu bestimmen, darf auf keinen Dank mehr rechnen. —

Und damit endlich genug. Zu den mitgetheilten Documenten und Actenstücken kommen, als das wichtigste von allen, im Nachstehenden die Vorlesungen selbst. Möge der Leser auch diese prüfen! Möge er aber (ich wiederhole meine Bitte) auch keinen Augenblick außer Acht lassen, daß, was ich ihm hier vorlege, kein Buch ist, das auf schriftstellerische Bedeutung Anspruch macht, sondern lediglich, wie ich es bereits oben bezeichnete, eine Vertheidigungsschrift.

Im dreißigjährigen Kriege gab es unter den deutschen Landsknechten einen Spruch, welcher angeblich stich- und kugelfest machen sollte: Halunke, wehre dich! Ich weiß nicht, ob das Mittel noch heut zu Tage seine Kraft behalten hat; jedenfalls aber glaube ich, daß gerade, die sich wehren, nicht die Halunken sind.

Hamburg, im Mai 1847.

R. E. Prutz.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Erste Vorlesung 3

Einleitung: Stellung der modernen Literatur zum Publikum und zur Kritik; ihre Tadler und ihre Lobredner. Schwierigkeit der Aufgabe; Umfang und Absicht dieser Vorträge. — Das achtzehnte Jahrhundert. Die Aufklärung und die französische Revolution. Einwirkungen auf die deutsche Literatur. Goethe und Kant; Schiller und Fichte. Nationale Krisis; Aussichten in das neunzehnte Jahrhundert.

Zweite Vorlesung 55

Allgemeine Darstellung der Romantik in ihrem Ursprung und ihrer frühesten Epoche. Goethe und der Quietismus der schönen Persönlichkeit. Einfluß der Zeitverhältnisse. — Die geniale Willkür; die Kunst, im Gegensatz der Wirklichkeit, als ein höheres, alleinberechtigtes Element. — Aesthetische, kritische und literarhistorische Verdienste der Romantiker. Einführung fremder Literaturen, Ausbildung der Theorie, großartige Auffassung der Literatur überhaupt. — Der ästhetische

Seite

Rigorismus der Romantiker. Verachtung der Massen; die Clique, gesellige Einwirkungen. Die Genialität im Conflikt mit der Sittlichkeit; die Ironie. Vergebliche Bemühungen, der Kunst einen realen Mittelpunkt zu verschaffen: das Mittelalter; der Katholicismus; die Literaturpoesie.

Dritte Vorlesung 113

Die Hauptvertreter der Romantik: Novalis; Parallele mit Hölderlin. — Schelling: Stellung seiner Philosophie; quietistisches Princip derselben; Auffassung der Kunst. — Die Schlegel. Ihre literarische Betriebsamkeit in Journalen und Vorlesungen: die romantische Clique; Einfluß aufs Publikum. Die Lucinde. — Tieck. Sein Verhältniß zu Goethe, zur Romantik. Tieck und die Berliner Aufklärung: William Lovell. Uebergang zur Romantik; Sternbald's Wanderungen. Zerbino, die verkehrte Welt, Genoveva ꝛc. Unterbrechung der poetischen Thätigkeit: literarhistorische Studien; Uebergang zur Novellenpoesie. — Der romantische Schwarm. Die Wissenschaft: Steffens, Görres, Creuzer, Adam Müller Solger ꝛc. Die altdeutsche Philologie: die Grimms. Romantische Poeten: Brentano, Werner, Fouqué, Arnim ꝛc.

Vierte Vorlesung 150

Politische Zustände der Zeit. — Uebergang der Romantik in die Politik: Uebersiedelung von Jena nach Berlin. — Berlin und Preußen bis zur Schlacht von Jena. Fr. Schlegel, Gentz. — Die Schlacht von Jena; Niederlage Preußens. Die unglücklichen Kriege Oesterreichs. — Heinrich von Kleist. Seume. — Die Umwandlung Preußens: Erneuerung der Fichte-Schiller'schen Epoche. Wirkung der Schiller'schen Werke. Wilhelm von Humboldt. Fichte's Reden an die deutsche Nation. — Einmischung

Seite

romantiſcher Elemente: der Tugendbund. Die patriotiſche Lyrik von 1813: Körner, Arndt, Jahn, Schenkendorf, Stägemann, Rückert ꝛc.

Fünfte Vorleſung 195

Reſultate der Ereigniſſe von 1813 für das öffentliche Leben, die Literatur. Die Freiheitskriege, verglichen mit den Kriegen Friedrichs des Großen. — Blüthezeit der Romantik; die Burſchenſchaft. Der Polizeiſtaat. — Literariſche Richtungen. Die fataliſtiſche Romantik in Müllner, Grillparzer, Houwald ꝛc. — Die Poeſie der Verzweiflung: Hoffmann. — Der Quietismus. Die deutſch-indiſche Dichtung. Goethe's weſt-öſtlicher Divan. Goethomanie. — Rückert. Platen. — Die Tieck'ſchen Novellen. — Vermittlungsverſuche: Uhland und die ſchwäbiſche Schule.

Sechſte Vorleſung 237

Zuſtand Deutſchlands zu Ende der zwanziger Jahre: allgemeiner Nihilismus, ſittliche Ohnmacht. — Die Poeſie der Frivolität: Heinrich Heine. Sein Verhältniß zur Politik. — Gegenſatz zu Boerne. — Die Heine'ſche Wiederherſtellung des Fleiſches; Princip der Genußſucht: der Fürſt Pückler. — Reaction im Sinne der Sittlichkeit und der Freiheit; die Hegel'ſche Philoſophie. Ihr Verhältniß zu Schelling, zur deutſchen Entwicklung überhaupt. — Die Julirevolution und ihr Einfluß auf Deutſchland.

Siebente Vorleſung 273

Die Literatur der dreißiger Jahre. Allgemeiner Charakter. — Einfluß der Julirevolution. Die Julirevolution und die Hegel'ſche Philoſophie. — Die Literatur des Uebergangs: das junge Deutſchland. Zuſammenhang mit der alten Romantik; Verhältniß zu Hegel, zu Heine.

Seite

Der Weltſchmerz. Die Kritik; die Production. — Letzte Nachklänge der frühern Romantik: Eichendorff, Chamiſſo; Bettine. — Freiligrath. — Uebergang zur politiſchen Lyrik. Die öſterreichiſchen Dichter: Grün, Lenau, Beck.

Achte Vorleſung 309

Das Jahr achtzehnhundertundvierzig, ſein Charakter und ſeine Wirkung. Hoffnungen und Ausſichten; Unterſchied von der Epoche der Julirevolution. — Demokratiſcher Charakter der neueſten Literatur. Die Halliſchen oder Deutſchen Jahrbücher; Arnold Ruge. Die Generation der Jahrbücher und das junge Deutſchland; Anfang einer neuen Epoche. — Die politiſche Lyrik. — Künftige Entwickelung derſelben zu einer volksthümlich hiſtoriſchen Dichtung: Immermanns Oberhof; Dorfgeſchichten von Auerbach. — Die neueſten dramatiſchen Verſuche. — Schluß.

Vorlesungen

über die

Literatur der Gegenwart.

Erſte Vorleſung.

Einleitung: Stellung der modernen Literatur zum Publikum und zur Kritik; ihre Tadler und ihre Lobredner. Schwierigkeit der Aufgabe; Umfang und Abſicht dieſer Vorträge. — Das achtzehnte Jahrhundert. Die Aufklärung und die franzöſiſche Revolution. Einwirkungen auf die deutſche Literatur. Goethe und Kant; Schiller und Fichte. Nationale Kriſis; Ausſichten in das neunzehnte Jahrhundert.

Verehrungswürdige Verſammlung!

Indem ich im Begriffe bin, Ihre Aufmerkſamkeit für einige Vorträge in Anſpruch zu nehmen, deren Zweck und Aufgabe es iſt, ein Gemälde unſerer gegenwärtigen Literatur vor Ihnen zu entrollen — was iſt natürlicher, als daß in eben dieſem Augenblicke, da ich zuerſt das Wort an Sie richte, mit erneuter Lebendigkeit alle jene Schwierigkeiten vor meine Seele treten,

welche mit dieſem Unternehmen überhaupt verbunden ſind?

Erlauben Sie mir denn, bevor ich mich dem eigentlichen Gegenſtande ſelbſt zuwende, einige einleitende Worte, Worte der Rechtfertigung, der Verſtändigung, voranzuſenden und den Standpunkt, von welchem aus ich Ihnen dieſe Vorträge darbiete, von dem aus ich wünſche, daß auch Sie dieſelben aufnehmen möchten, in flüchtigem Umriß zum Voraus zu bezeichnen.

Die Geſchichte unſerer modernen Literatur, die Literatur der Gegenwart —

Aber ſchon hier iſt eine Rechtfertigung, eine Verſtändigung nöthig! Schon hier, bei dieſem bloßen Namen, ſehe ich ſie wider mich zu Felde rücken, mit dem ſchweren Geſchütz ihrer Syſteme, ihrer Beweisführungen, ihrer gelehrten Handbücher, unſere Kritiker, unſere Aeſthetiker, vor Allem unſere Literarhiſtoriker ſelbſt! Ich höre ſchon, wie ſie ihre Stimme erheben und mich unterbrechen mit dem Vorwurf, von einem Dinge zu reden, welches, genau genommen, gar nicht exiſtirt! Ich höre ſchon, wie Aeſthetik und Kri-

tik und — die mächtigſte heutigen Tages von Allen, im Leben ſowohl wie in der Literatur! — die Polizei, es als eine abgemachte Sache betrachten und ſich die Hand darauf geben und völlig einverſtanden ſind, daß es gegenwärtig gar keine deutſche Literatur mehr giebt, — oder wenn eine, ſo nur eine höchſt klägliche, höchſt verderbte, höchſt gefährliche. —

Die Literatur der Gegenwart... Ei nun ja, meint man: wenn das ſchon eine Literatur macht, daß jährlich ſo und ſo viel tauſend Ballen Papier bedruckt werden; — wenn die Stärke einer Literatur abhängt von der Stärke des Meßkatalogs; — wenn zu dem Begriff einer Literatur überhaupt nichts weiter gehört als Literaten: gewandte, ſchreibfertige, unermüdliche Literaten, Literaten, welche es in ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nicht im Mindeſten irre macht, daß ſie noch vor Abend vergeſſen ſein werden und daß dieſelbe Welle, welche ſie ſo eben eine flüchtige Minute hindurch in die Höhe trug, ſie in der nächſten bereits wieder hinabgeſpült haben wird, die ſich ſelbſt entwöhnt von dem Gedan-

ken eines dauernden Nachruhms, die Verzicht geleistet haben auf klassische Vollendung, ja die, überwältigt und ihrer künstlerischen Selbständigkeit beraubt durch den gewaltigen Strom der Zeit und die hin und wieder fluthende Woge der Parteien, selbst gar nichts mehr wollen, sich selbst gar keine höheren Ziele stecken, um keine edleren Kränze mehr ringen, als wie sie der Zeit, der vergänglichen, dienen wollen und dem wechselnden Geschmack der Menge —: ja dann freilich, sagt man, dann haben auch wir noch eine Literatur, dann dürfen auch wir uns noch eines literarischen Lebens rühmen, und obenein eines sehr reichen, sehr vielgestaltigen.

Dagegen (fährt man fort) wenn der Glanz und die Größe einer Literatur vor Allem auf ihrem inneren, künstlerischen Werthe beruht; wenn sie beruht erstlich und hauptsächlich auf einer Reihe großer und glücklicher Schriftsteller: Schriftsteller, welche nicht nur ihrer Bildung, ihrem geistigen Zusammenhange nach auf der vollen Höhe ihres Zeitalters stehen, sondern denen ein geneigtes Schicksal auch die Gabe ver-

liehen hat, dieſen höchſten Inhalt ihres Jahrhunderts, ſeinen Schmerz und ſeine Freude, ſeine Hoffnung wie ſeine Furcht, ſeine Sehnſucht und Erwartung, auszuſprechen und darzuſtellen in vollendeter künſtleriſcher Form; die auch nicht daſtehen in trauriger Vereinzelung, gleich verkrüppelten Bäumen auf öder, einſamer Haide: nein, die ſich fröhlich zuſammendrängen, die in einander rauſchen und wogen, wachſen und blühen, gleich Halmen eines Feldes, gleich Blumen eines Kranzes, Einer des Anderen Ergänzung, Alle aber in ihrer ſchönen Mannigfaltigkeit, ihrer Selbſtändigkeit und doch wieder ihrem Zuſammenhange, ihrer inneren Einheit ein großartiges Abbild jenes geiſtigen Organismus, welchen ſie vertreten, und ſeiner mannigfachen thätigen Kräfte...

Wenn ſie ferner beruht auf einem reichen Vorrath, einem Schatz gleichſam und geſammelten Kapital vorzüglicher ſchriftſtelleriſcher Werke: Werke, welche ihren Ruhm nicht bloß einer zufälligen Gunſt der Umſtände, dem Beifall einer Schule, der Leidenſchaft einer Partei, vielleicht

ſogar nur dem Verfolgungseifer der Cenſur verdanken; die ſich nicht bloß tragen laſſen von der ſchmeichelnden Strömung der Zeit, nein: die mit lebendigen Wurzeln hinunterreichen in den Buſen des Volkes ſelbſt und, gleich Blumen aus Meeresgrunde, ſo aus der ſtillen Tiefe des Volkslebens emporblühen an das heitere Licht des Tages: Werke daher auch, deren Dauer keinem Wechſel der Zeit, keiner Aenderung des Geſchmackes unterliegt: vielmehr wenn alle anderen Zeugen längſt verſtummt, alle übrigen Denkmale längſt verfallen ſind, ſo werden dieſe Werke der Schriftſteller, dieſe Schöpfungen der Dichter noch reden mit lauter, allverſtändlicher Stimme zu allen fernſten Geſchlechtern, und noch die fernſten, die fremdeſten Geſchlechter werden ſich vereinigen in ihrer Anerkennung, ihrer Bewunderung...

Und endlich wenn zur Blüthe einer Literatur dritténs auch ein Publikum gehört, das von dem Feuer, das in ſeinen Dichtern, ſeinen Künſtlern lodert, ſich ſelbſt ſympathetiſch ergriffen fühlt — ein Publikum, welches die Werke der Begeiſterung auch

ſelbſt aufzunehmen verſteht mit Begeiſterung; das nicht krank iſt an Ueberſättigung, an Verſtimmung, an einem es weiß ſelbſt nicht was; das an der Gabe, die ihm gereicht, der Frucht, die ihm geboten wird, nicht bloß verdrießlich herumknuspert und nörgelt und zankt, und wenn es Aepfel hat, ſo will es Pflaumen, und giebſt du ihm Pflaumen, ſo beſchwert es ſich und findet es ſehr unverſchämt von dir, daß die Pflaumen keine Aepfel ſind, oder keine Birnen, oder keine Ananas, Alles in der Welt, nur nicht gerade das, was es iſt; kurzum, ein Publikum, welches, ſtatt guten Muthes zu genießen, was es hat, ſeinen Genuß vielmehr darin findet, ſich ſelber zu überreden, daß es gar keinen Genuß gehabt und daß die guten Leute, welche es zu amüſiren ſuchen, ſich doch im Grunde eine ſehr unnöthige, ſehr überflüſſige Mühe geben...

Wenn das Alles ſo iſt, ſagt man — und allerdings, wir müſſen zugeben, daß es ſo iſt, und daß keine Epoche literariſcher Blüthe, keine Zeit poetiſchen Glanzes ſich denken läßt, ohne auf der Grundlage dieſer Bedingungen...

Nun denn, fragt man: die Hand aufs Herz, wo ſind dann, in dieſen unſern gegenwärtigen Zeiten, dieſen Zeiten des Verfalls und der Verderbniß, des Neides und der Zwietracht, der Gleichgiltigkeit und Kälte, wo ſind ſie dann bei uns jetzt, dieſe glücklichen Dichter? dieſe vortrefflichen Werke? wo vor Allem iſt es bei uns, dieſes theilnehmende — und doch ſo anſpruchsloſe, dieſes geſchmackvolle — und doch ſo naive, ſo unbefangene, ſo dankbare Publikum?!

Und kurz und gut: wo iſt demnach dieſe Literatur der Gegenwart, von der wir überall nur reden, deren wir uns überall nur rühmen dürfen?!

Mit Schiller und Goethe, ſagt man, und den übrigen prächtigen Geſtirnen, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts um dieſe beiden Sonnen unſeres poetiſchen Horizontes verſammelt waren, iſt der Glanz unſerer Literatur erloſchen; nicht bloß ihre Höhen- auch ihre Schluß- und Endpunkte ſind ſie geweſen. Was nach ihnen folgt, iſt, nach Leiſtung wie Wirkung, nur ein ſchwacher Abglanz, ein verblei-

chender Wiederſchein jener großen und glücklichen Epoche. Die Heroen ſind abgetreten; und ein kleines nachgeborenes Geſchlecht, ein Geſchlecht von Spätlingen, welche in ihrer bleichen, kümmerlichen Farbe, ihrem ſchwächlichen, krankhaften Wuchs, ihrem trübſinnigen, reizbaren Temperament nur die Ohnmacht ihrer Erzeuger, wie ihre eigene zur Schau tragen, hat ſich der verlaſſenen Bühne bemeiſtert: Epigonen, welche die Erbſchaft ihrer großen Vorfahren weder zu erhalten wiſſen, noch wiſſen ſie dieſelbe zu entbehren! die nicht leben könnten ohne die Größe und den Ruhm ihrer Vorgänger, weil er allein es iſt, woran ſie ihr armes, kleines Daſein friſten — und doch auch wieder deren Unglück in eben dieſem Ruhm, eben dieſer Größe beſteht, weil ſie ſich erdrückt fühlen von ihr und zehren ſich auf in dem vergeblichen Bemühen, ſich frei zu machen von Muſtern, an welche ſie doch ewig gebunden ſind, ſowohl durch die Vortrefflichkeit dieſer Muſter, wie durch ihre eigene Schwäche — ein Geſchlecht mit Einem Worte, nur eben geboren um zu ſterben, Futter für's

Pulver, nur eben gut genug, mit ihren Leichen, den Leichen ihrer todtgeborenen Werke, die große Lücke der Gegenwart auszufüllen und uns hinüber zu helfen über dieſe öde, leere, troſtloſe Zeit, in welcher ſie ſelbſt ſpurlos verſchwinden!

Mögen ſie denn, ſagt man, dieſen ihren Beruf erfüllen, der ja doch erfüllt werden muß! Mögen ſie exiſtiren, weil ſie einmal da ſind! Mögen ſie, Geſchöpfe des Tages, auch buhlen um ſeine Gunſt! Ja mögen ſie, weil es ihnen nun einmal ſo im Blute liegt und weil ſie behaupten, ſie könnten es nicht anders — mögen ſie ſogar auch Verſe machen und Bücher ſchreiben und ſich ſelbſt betrügen mit dem Traumbild einer neuen, modernen Literatur, einer neuen, modernen Dichtung, die doch noch nirgend exiſtirt, es ſei denn in großen Redensarten, in kühnen Behauptungen, geheimnißvollen Prophezeiungen!

Aber nur die Wiſſenſchaft ſoll ſich nicht um ſie bekümmern! Nur wer vor dem Publikum einer großen, gebildeten, geiſtig regſamen Stadt auftritt mit öffentlichen Vorträgen, er wähle ſich ein größeres Thema, er ſehe ſich um nach be-

deutenderen Stoffen, als dieſe Miſere der gegenwärtigen Literatur ſie bieten kann! Nur die Geſchichte, wie ſie ſelbſt von dieſen ephemeren Erſcheinungen keine Förderung zu erwarten hat, ſo ſoll ſie auch keine Notiz nehmen von ihnen; ſie ſoll der flüchtigen Exiſtenz dieſer Spätlinge nicht dadurch, daß ſie die Namen derſelben einträgt in ihre geheiligten Bücher, ſei es im Guten, ſei es im Böſen, gleichviel — ſie ſoll ihnen nicht zur Ehre eines hiſtoriſchen Daſeins verhelfen, ſie ſoll dem Augenblick überlaſſen, was des Augenblicks — das heißt im Sinne dieſer Beurtheiler: dem Tode, was des Todes iſt! —

Oder meinen Sie, ich übertreibe? Glauben Sie vielleicht, es ſei eine Carricatur, was ich Ihnen hier wiederhole, ein Zerrbild, zum Höchſten das einſame Krächzen irgend eines vorweltlichen Kritikers, eines Schriftſtellers, der keine Leſer, eines Literaten, der keinen Verleger gefunden — und der nun ſeiner perſönlichen Verſtimmung das Recht und die Würde eines allgemeinen geſchichtlichen Urtheils zu geben bemüht iſt?

Nehmen Sie, ich bitte, eine jener Literaturgeschichten zur Hand, deren jetzt so zahlreiche und großentheils so vortreffliche erscheinen. Sie nehmen das Buch, Sie schlagen es auf: über die Anfänge unserer mittelalterlichen Poesie — wie gründlich, wie ausführlich, mit welcher Sorgfalt, welchem Fleiße sind alle Reste gesammelt! mit welcher Unverdrossenheit, welcher Liebe jedes Kleinste, jedes Unbedeutendste erläutert! — Sie lesen weiter, Sie kommen an die dürre, abschreckende Periode des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, unter die theologischen und philologischen Dichter: auch hier wie gründlich, wie ausführlich! mit welcher Ausdauer, welchem Muthe sind auch hier die gewaltigsten Massen tapfer bezwungen, die ödesten Steppen rüstig durchschritten! Weiter in das achtzehnte Jahrhundert — es ist nichts vergessen! Dichter, die kaum Einer mehr kennt, Schriftsteller, die Niemand mehr liest, ja von denen es fraglich ist, ob sie nur jemals viel Leser gehabt, der ganze breite Schweif, der Ueberschuß gleichsam, der bei einer reichen, blühenden Literatur so na-

türlich wie nothwendig iſt — hier werden ſie Alle getreulich noch einmal verzeichnet und eingetheilt und abgemalt, wie ſie geheißen und wie alt ſie geworden und was ſie Alles geſchrieben, und auch kein Zettelchen wird uns geſchenkt! — Schiller und Goethe — o da ſind ganze Bibliotheken excerpirt! Unter die Retorte hat man ſie gebracht, durch die Loupe hat man ſie betrachtet, es giebt keine Seite an ihnen, die man nicht unterſucht, keine Faſer, die man nicht zergliedert, keinen Tropfen ihres Blutes, den man nicht in einem langen Aufguß äſthetiſcher Redensarten, kunſtſinniger Betrachtungen verwäſſert hätte.

Und ſo kommen Sie an das neunzehnte Jahrhundert und kommen an die Literatur der Gegenwart . . . .

Aber hier auf einmal der Faden, der Sie bis dahin ſo treulich durch das Labyrinth der Vergangenheit geführt hat, reißt ab! Hier auf einmal unſere beredten Führer verſtummen, ſogar es iſt, als ob ſie ihre Laternen ſelbſt auslöſchten und uns abſichtlich im Dunkeln ließen.

— Ueber Ulfilas und Kero und ich weiß nicht welchen Geſangbuchsdichter des ſechzehnten Jahrhunderts oder irgend einen verſchollenen Schildknappen Gottſcheds alles Mögliche; allein über die Dichter der Gegenwart, über dieſe Poeten, die noch unter uns wandeln leibhaftig in Fleiſch und Bein, die wir noch mit Augen ſehen, mit Ohren hören, die noch Nutzen haben könnten und könnten lernen und könnten ſich bilden an dem Urtheil des Hiſtorikers — bei Leibe nicht! —

Es iſt ordentlich verwunderſam mit anzuſehen, was die Mehrzahl unſerer Literarhiſtoriker ſich für Mühe giebt, wie ſie ſich dreht und wendet und herumficht mit Gründen und Beweiſen, bloß um der unangenehmen Forderung, das Gemälde unſerer literariſchen Entwicklung, das ſie begonnen, zu vollenden dadurch, daß ſie dieſe Entwicklung vollſtändig bis auf die Gegenwart begleiten ſich beſtmöglichſt zu entziehen. Vielleicht, wo Einer recht bei Laune, oder wo es ihm recht um die Vollſtändigkeit ſeines Werkes zu thun iſt, da führt er die Ge-

schichte allenfalls bis gegen das Jahr dreißig: wiewohl auch dies immer nur als Nebensache, auch dies niemals, ohne sich bei seinen Lesern, und noch mehr: vor sich selbst gleichsam zu entschuldigen wegen der schlechten Gesellschaft, in die er sie bringt: und es sei allerdings ganz richtig, die Literaturgeschichte habe mit diesen Epigonen, diesen Nachgeborenen unserer klassischen Epoche eigentlich gar nichts zu thun; auch wenn ihrer hier Erwähnung gethan würde, so geschehe das auch nur der äußerlichen Vollständigkeit willen und um ausführlich, mit Gründen, ästhetischen, philosophischen, geschichtlichen, zu erweisen, was zwar jeder Einsichtige ohnedies schon wisse: nämlich daß unsere Literatur seit Schillers und Goethe's Tode in einen gräulichen Verfall gerathen und daß wir im Grunde gar keine Dichter mehr haben.

Und nun gar über das Jahr dreißig hinaus, mitten hinein in diese volle, unmittelbare Gegenwart — aber das wäre ja eine wahre Profanation der Wissenschaft, das hieße ja die Geschichte, diese erhabene Priesterin der Wahrheit

erniedrigen zur Sclavin des Marktes und seiner wechselnden, werthlosen Interessen!

Zwar es giebt auch Ausnahmen. Es sind, eben in diesen letzten vier, fünf Jahren, eine Reihe von Werken erschienen, welche sich die Darstellung eben dieser unserer neuesten Literaturepoche zur ausdrücklichen Aufgabe stellen: sehr fleißige, sehr achtbare Werke zum Theil, deren Verdienste, wo sie deren haben, ich durchaus nicht verkennen will.

Jedoch wie es zu gehen pflegt, daß ein Extrem das andere, eine Uebertreibung die andere, man könnte auch sagen, ein Unrecht das andere hervorruft, so auch in diesem Falle. Der unbedingten und ungemessenen Verwerfung, welche von den älteren und eigentlichen Literarhistorikern über die Poesie der Gegenwart ausgesprochen ward, glaubten diese jüngeren eine ebenso unbedingte, ebenso ungemessene Anerkennung entgegensetzen zu müssen. Sahen jene zu schwarz, so diese zu rosig. Bewiesen jene, daß es mit der neuen Literatur nichts sei und daß, wer nach Schillers und Goethe's Tode einen Ver-

gemacht, zumeist nicht des Brodes werth, das er gegessen: so stellten diese dagegen die Behauptung auf, daß selbst Schiller, selbst Goethe nur Vorläufer gewesen und daß erst die Literatur der Gegenwart die wahre, die eigentliche Literatur. Gingen jene gleichgiltigen Blickes selbst an den bedeutendsten Namen der neueren Zeit vorüber und hatten sie selbst für die geachtetsten, die gelesensten Schriftsteller der Gegenwart kaum nur ein halbes Wort, ein halbes mitleidiges Achselzucken, als wollten sie gleichsam sagen: bedaure recht sehr, aber warum sind Sie auch nicht funfzig Jahre früher geboren?! so dagegen diese, die Literarhistoriker, die Kritiker der jüngsten Epoche, gleich als fürchteten sie sonst mit dem Stoffe nicht auszureichen, ziehen mit eifriger Vorliebe jede kleinste Größe hervor, binden Stelzen unter, setzen Federhüte auf, schöne, bunte, wehende Federhüte, selbst auf die Gefahr hin, daß es am Kopf darunter mangle, stoßen in's Horn und klatschen, wo nur irgend ein Springer das Seil betritt. Und wo es ja an Berühmtheiten fehlen sollte, nun gut, der Lite-

rathistoriker der Gegenwart ist Mann dafür: so macht er sie.

Allein nur Schade, das Publikum glaubt nicht an sie. Es hat die Absicht gemerkt und ist verstimmt geworden; es hat Argwohn gefaßt gegen diese Geschichtschreiber, welche, indem sie mit so lauter Stimme die Vortrefflichkeit ihres Jahrhunderts, den Ruhm ihrer Zeitgenossen verkündigen, allerdings nicht umhin können, gewissermaßen auch sich selbst, die sie ja auch in diesem bewunderten Zeitalter leben, die sie ja auch Antheil haben an dieser ganz unerhörten, ganz nagelneuen, ganz unübertrefflichen Literatur, einige kleine Bücklinge zu machen; es wittert so etwas wie Clique; es will ihm vorkommen, als ob der erhabene Strom der Geschichte hier wohl zuweilen benutzt werde, die klappernde Mühle des Eigenlobes und des persönlichen Interesse in Bewegung zu setzen.

Sehr mit Unrecht, das versteht sich. — Die Thatsache indessen bleibt stehen und kann nicht geläugnet werden: mehr vielleicht noch, als die

Tadler, die Verächter, haben die Lobredner, die Bewunderer der modernen Literatur dieſem ihren eigenen Schützlinge in der öffentlichen Meinung geſchadet. Ja das ganze Unternehmen, die Literatur der Gegenwart zu einem Gegenſtande hiſtoriſcher Betrachtung zu machen, hat durch dieſe gewiß ſehr wohlgemeinten, aber nicht ganz richtig geleiteten Bemühungen etwas Mißliches, etwas Bedenkliches erhalten; es hat ſich ein Vorurtheil dagegen gebildet, welches auch der reinſte Wille, die beſte Abſicht kaum darf zu überwinden hoffen.

Wie alſo ſteht nun die Sache? Ein Stoff, der noch mitten inne liegt in der ſchwankenden Woge der Parteien, von den Einen getadelt über Maß, von den Andern über Maß gelobt, ein Stoff dabei, der jeden Einzelnen von uns von allen Seiten perſönlich umgiebt, den es gar nicht möglich iſt zu berühren, ohne hier oder dort, nach rechts oder nach links, bei dieſem oder bei jenem, auf irgend eine Weiſe anzuſtoßen und, ſei es durch Lob oder Tadel, durch Reden oder Schweigen, perſönliche Neigungen

oder Abneigungen, Sympathien oder Antipathien zu verletzen....

In der That, es wäre ſchlimm genug, wo man gewaltſam, durch äußeren Zwang in eine ſo kritiſche Lage genöthigt wäre. Aber ſich freiwillig hineinbegeben, einen ſolchen zweideutigen, dornigten, faſt möcht' ich ſagen unmöglichen Stoff, freiwillig, abſichtlich vor das Publikum bringen — in der That, iſt es recht, iſt es nur klug gethan? Welch Vertrauen des Publikums darf ich in Anſpruch nehmen bei einem Unternehmen, wo ſchon ſo viel Beſſere, ſo viel Geſchicktere ſein Vertrauen getäuſcht haben? Wo iſt hier in dieſem Chaos der Prüfſtein, der überall das edle Metall vom unedlen, das Erz von den Schlacken zu ſcheiden lehrt? Welches kritiſche Syſtem iſt ſicher, welche Aeſthetik unfehlbar genug, um durch dieſes Labyrinth, wo ſchon ſo Viele irre gegangen, mich Einzelnen glücklich hindurchzuführen? Welchem Syſteme überhaupt ſoll ich folgen, welchen Maßſtab anlegen, um Allen gerecht und doch auch wirklich gerecht zu ſein?

Wohlan denn: ſo wollen wir die Syſteme ganz beiſeite laſſen! ſo wollen wir abſehen von der Aeſthetik überhaupt, ſo wollen wir die Schriftſteller der Gegenwart weder ſo noch anders beurtheilen, ſo wollen wir ſie überhaupt nicht beurtheilen, ſo wollen wir ſie nur einfach zu begreifen ſuchen! zu begreifen in ihrer hiſtoriſchen Nothwendigkeit, in ihrem Zuſammenhange mit der Zeit, in der ſie lebten, das heißt alſo mit der Gegenwart und ihren eigenſten, innerſten Bedürfniſſen!

Ob die Literatur der Gegenwart gut oder ſchlecht, ihre Dichter groß oder klein, glücklich oder unglücklich, talentvoll oder talentlos, es iſt eine Frage, die uns hier überhaupt nicht kümmern ſoll. Jede Zeit, wie ihre Menſchen und ihre Thaten, ihre Sitten und Gebräuche, ſo bringt ſie auch ihre Literatur hervor. Es hat keine Zeit ein Recht zu klagen über ihre Literatur und Zeter zu rufen über ihre Dichter, als wären ſie ihr nicht geiſtreich genug oder nicht poetiſch oder ich weiß nicht was: die Dichter wachſen auch nicht in die Höhe wie die Pilze,

es iſt auch nicht Caprice oder Bosheit oder Ungeſchick von ihnen, daß ſie nicht beſſer ſind, als ſie ſind. Auch Sie, meine Herrſchaften, wie Sie hier ſitzen, auch das Publikum als ſolches, auch die Nation in weiteſtem Umfange mit ihren Tugenden und Fehlern, ihren Vorzügen und Mängeln, Sie haben alle Antheil an Ihren Dichtern, Sie bringen ſie hervor, Sie helfen ſie erzeugen, es ſind Theile Ihres Weſens.

Darum, wo eine Zeit unzufrieden iſt mit ihrer Literatur, wo ſie Klage führt über ihre Dichter, da bekenne ſie, daß ſie ſich ſelbſt auch nicht gefällt! da bekenne ſie und ſehe ein, daß dieſe Krankheit, welche ihre literariſche Blüthe zernagt, zugleich auch an ihrem eigenen Marke frißt! da bekenne ſie und fühle und werde ſich bewußt in ihrem tiefſten, innerſten Herzen, daß, ſoll der Literatur geholfen werden, ſo vor Allem und zunächſt muß erſt dem Leben geholfen ſein! ſo muß erſt die Nation wieder heranwachſen zu Thaten, ehe ihre Dichter heranwachſen zu Liedern! ſo muß erſt die Sonne der Freiheit auf-

gehen, ehe die Blume der Schönheit ſich entfalten kann!

Auf dieſen Standpunkt wünſche ich Sie in dieſen Vorträgen zu führen. Es ſoll keine Schilderung einzelner Schriftſteller, keine Kritik einzelner Dichter ſein: die Zeit ſelbſt werde ich zu ſchildern, das Jahrhundert ſelbſt zu kritiſiren ſuchen, inſoweit daſſelbe in der Literatur ſeinen Ausdruck gefunden — oder noch genauer: das Jahrhundert ſoll ſich vor Ihren Augen ſelbſt ſchildern, es ſoll ſich ſelbſt kritiſiren, ſich ſelbſt ſein Urtheil ſprechen in den Dichtern, die es erzeugt, den Schriftſtellern, die es hervorgebracht, den Büchern, die es geleſen, bewundert, vergeſſen hat. Ich werde nicht an die Vorſchriften der Aeſthetik, an die Syſteme der Philoſophen, ich werde allein an die Geſchichte ſelbſt appelliren. Ich werde nicht unterſuchen, wie genial dieſer, wie poetiſch jener Dichter, ob dieſer oder jener das größere Talent: ich werde allein fragen, in welchem Zuſammenhange ein Jeder mit der Geſammtheit ſeiner Zeit und ſeines Volkes ſteht, was er ſeinem Volke, ſeinem Vaterlande

gewesen, welche Adern von ihm hinüberleiten in den großen, lebendigen Herzschlag dieser Geschichte: und dieser Herzschlag ist die Freiheit. —

Sage mir Niemand, daß ich damit der Kunst aber auch nur den einzelnen Schriftstellern Unrecht thue und, nach dem Spruche des Dichters, den lebendigen Leib nagle auf ein todtes Kreuz, für welches er nicht geschaffen war! Der Dienst der Geschichte ist ein allgemeiner Dienst. Da ist kein König so hoch, kein Talent so reich, kein Genius so erhaben, daß er nicht seiner Zeit und seinem Volke verpflichtet wäre. Die Freiheit hat auch ihr Kreuz, ja: aber ein Kreuz, das wir Alle auf uns nehmen, das wir nicht bloß auf, nein, in die Brust uns heften sollen und sollen hinziehen und kämpfen, in einem neuen Kreuzzug, dem Kreuzzug des Geistes und der Wahrheit, um den Besitz des heiligen, unsers Vaterlandes!

Ja und sollte es sich hiebei auch schließlich ergeben, daß unsere Literatur wirklich neuerdings in Verfall gerathen, sollten wir die Anklagen ihrer Gegner bestätigen, den Unwillen ihrer

Verächter theilen müſſen, ſollte auch dieſe gemäßigte, dieſe unparteiiſche Darſtellung unſerer modernen Literatur jene Lorbeern, mit denen allzubehende Freunde ſie voreilig gekrönt, nicht retten können: was würde es anders heißen, was anders beweiſen, als daß auch die Geſammtheit unſeres öffentlichen Daſeins in Verfall gerathen iſt, daß auch unſer politiſches Leben einer Wiederherſtellung, einer Erneuerung, einer Kräftigung bedarf, daß, wo eine Nation begierig iſt nach Dichterkronen, ſie zuerſt und vor Allem auch ſorgen muß für Bürgerkronen, Bürgertugenden?!

Es wird alſo noch immer Literaturgeſchichte bleiben, was ich Ihnen vortrage, das verſteht ſich: ich kann ja, ich darf Ihnen ja gar nichts Anderes vortragen. Nur daß ich dabei um die Erlaubniß bitte, mehr Gewicht zu legen auf die Geſchichte, als auf die Literatur.

Hierin meine ich nun auch den Ausweg gefunden zu haben, den beſten, den einzig möglichen, für alle jene Schwierigkeiten, jene Bedenken und Mißlichkeiten, von denen im Ein-

gang die Rede war. Wir ſuchten nach einem Maßſtab, die Literatur zu meſſen: wir haben ihn gefunden in den Bedürfniſſen des Volkes, in den Forderungen der Wirklichkeit, den Zuſammenhängen der Geſchichte. Wir ſuchten nach einem Stern, der uns durch die Dämmerung unſerer literariſchen Zuſtände leite: und ſiehe da, er iſt uns aufgegangen, er ſcheint herab auf uns, wir halten ihn im Auge, im Herzen, den Stern des Lebens, Stern der Freiheit! —

Es hat etwas Gehäſſiges (ich fühle es ſelbſt ſehr wohl, und auch der reinſte Wille, die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt würde dieſen gehäſſigen Anſchein nicht in allen Fällen, nicht in Aller Augen überwinden können), ſelbſt Schriftſteller und an der Literatur der Gegenwart ſelbſt einigermaßen betheiligt, zu Gerichte ſitzen über die Schriftſteller der Zeit, ſeine Mitſtrebenden, und Orakelſprüche herabtönen, gleichſam wie der Prediger von der Kanzel — das heißt alſo auf eine ſehr ſichere, ſehr bequeme Weiſe: denn es darf ihn Niemand unterbrechen. Durch die Beſchränkung, in der ich meine Auf-

gabe faſſe, hoffe ich dieſen mißlichen Anſchein zu vermeiden. Es wird ſich Niemand über ungerechte Urtheile zu beſchweren haben: denn ich werde mich überhaupt der einzelnen Urtheile zu enthalten, ich werde mich auf die Darlegung der allgemeinen Zuſtände, die Entwicklung der geiſtigen Zuſammenhänge zu beſchränken ſuchen — die Anwendung davon zu machen, das Urtheil zu fällen, bleibe Ihnen ſelber überlaſſen.

Und wenn es mir endlich bei alledem hier oder dort begegnen ſollte, meinem eigenen Vorſatze, unabſichtlich, unwiſſentlich, untreu zu werden, wenn es mir begegnen ſollte, hier den Einfluß eines Schriftſtellers zu klein, dort die Erfolge eines Anderen zu gering anzuſchlagen, wenn ich etwa einen Namen übergehen ſollte, den man hier erwartet, einen andern vielleicht nicht ganz mit dem Nachdruck nennen, auf den er Anſpruch hat — was wär' es denn, was haben ſie denn noch groß auf ſich, dieſe einzelnen Einflüſſe, Erfolge, Namen, Angeſichts jenes großen, jenes erhabenen Zieles, dem auch dieſe Vorträge, wie geringfügig immer, ſich widmen wollen?

Ich meine ja, wenn ein Solcher selbst hier im Saale wäre, er müßte ja doch alle persönliche Empfindlichkeit, alle Reminiscenzen der Journale, alle Stichworte der Coterien schwinden lassen und müßte meine dargebotene Hand ergreifen und sich mir, uns Allen verbunden fühlen in dem, was Alle eint: dem Dienst der Geschichte und des Vaterlandes.

Auch dem materiellen Umfang meiner Aufgabe hoffe ich auf diesem Wege genügen — oder vielmehr ich hoffe, mich seinem Uebergewichte auf diesem Wege entziehen zu können. Fasse ich die Bedeutung solcher Vorträge, wie diese, richtig auf, so ist es überhaupt gar nicht ihr Zweck, den Zuhörern einen gewissen unmittelbaren Vorrath von Kenntnissen, die sie noch nicht besessen, von Neuigkeiten, die sie hier zuerst erfahren, homöopathisch, in Decillionteln, zuzumessen: sondern Ansichten zu verbreiten, Entschlüsse zu wecken, Herzen und Geister anzuregen — das scheint mir, wie der wahre Zweck, die eigentliche Bestimmung derartiger Vorträge.

Und also auch der meinigen. — Ich bin nicht

verwegen genug, den ganzen Umfang unserer modernen Literatur, das ganze ungeheuere Material unserer neuesten Culturgeschichte in die enge Grenze weniger Stunden zusammendrängen zu wollen; ich weiß, daß ich nur einzelne Partien meines Stoffes, nur seine äußersten Spitzen, seine Gipfel gleichsam berühren kann und auch diese nur flüchtig. Allein so ist es ja auch, wie gesagt, gar nicht der Zweck derartiger Vorträge, eine Wissenschaft im Auszuge, eine Gelehrsamkeit in Miniatur zu geben; so ist ja das Thatsächliche des Stoffes, die positive Grundlage von Namen, Titeln und Jahreszahlen Ihnen theils unmittelbar im Gedächtniß, theils bietet das erste, das beste literarhistorische Handbuch Ihnen dies Alles im nächsten Moment im Ueberflusse dar.

Dagegen wenn es mir gelänge, für die Betrachtungen, welche ich hier an die Thatsachen der Geschichte knüpfen, für die Folgerungen, die ich aus ihnen ziehen werde, Ihre Billigung, Ihre Theilnahme zu erwerben; wenn es mir gelänge, aus dem gelehrten Wust der Bücher, den todten

Ueberlieferungen der Literatur einen Funken lebendiger Ueberzeugung, einen Funken der Hoffnung, der Begeisterung, des Muthes hinüber zu machen in Ihre Herzen, daß sie emporlodernde in freien, fröhlichen Thaten; wenn es mir gelänge, um diese Versammlung, wie sie der Zufall hier zusammengeführt, das Band eines gemeinsamen Bewußtseins zu schlingen, des Bewußtseins, daß ein Jeder von uns, der Große wie der Kleine, der Arme wie der Reiche, mit allen seinen Kräften, geistigen wie leiblichen, theoretischen wie praktischen, dem Einen, dem Vaterlande, und seinem Volke verpflichtet ist, und daß es nicht besser werden kann weder in uns, noch außer uns, weder in der Literatur noch im Leben, bis daß die Gluth dieser gemeinsamen Ueberzeugung emporlodert in allen Herzen, bis daß jene großen Gattheiten, deren Namen wir so oft unnütz im Munde führen, in Wahrheit lebendig, schaffend, unter uns, in uns wohnen: Aufopferung für das öffentliche Wohl, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, Männerstolz und Würde: — wahrlich, wenn dies mir gelänge, so wäre

der höchste; der schönste Zweck dieser Vorträge erreicht! so würde ich, wie ich sie begonnen habe mit Besorgniß und Zaudern, so dann auf sie zurückblicken mit Freude und Stolz. — —

Was heißt nun eigentlich Literatur der Gegenwart? wo beginnt sie? wo ist die Grenze, welches sind die Kennzeichen, daß wir uns nicht mehr in der sogenannten klassischen, daß wir uns in einer neuen, modernen Epoche befinden? Jahrszahlen allein können hier nicht entscheiden; es kommt auf innere Merkmale an, es muß eine geistige Nothwendigkeit, ein Umschwung der gesammten Entwicklung sein, wovon wir die neue, moderne Zeit von der alten, klassischen, die gährende, ringende, von der vollendeten, abgeschlossenen unterscheiden.

Werfen wir, um uns hierüber klar zu machen, einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Selten oder nie ist eine große historische Epoche schon von den Nächsten, welche ihr gefolgt sind, sogar die noch mitten inne standen in dem Besitze Alles dessen, was diese Epoche

für sie errungen und erstrebt — selten, sage ich, ist eine große historische Epoche schon von der nächsten Generation unrichtiger verstanden, undankbarer beurtheilt worden, als dies dem achtzehnten von unserm, dem neunzehnten Jahrhundert, widerfahren ist.

Es gehört dies mit zu den Kennzeichen der eintretenden neuen Zeit, daß man in stolzer Ueberschätzung sich seines Ursprungs überhob und das Jahrhundert verläugnete, dessen Kind man war. Noch heutzutage, bei der Mehrzahl von uns, wo der Name des achtzehnten Jahrhunderts unser Ohr berührt, müssen wir unmittelbar an Zöpfe und Perrücken denken, hören wir Fächer wehen, Reifröcke rauschen, fühlen wir uns angehaucht von einer unbehaglichen, engen, kleinen Atmosphäre.

Und allerdings die Leiber gingen noch in der Schnürbrust; aber die Geister befreiten, aber die Herzen erlösten sich! —

Nach hundertundfünfzigjährigem Stillstand ist es zuerst wiederum das achtzehnte Jahrhundert, welches die großen Fragen der Reforma-

dem aufnimmt und ihrer endlichen Löſung entgegenführt. Die Reformation hatte gleichſam das Princip aufgeſtellt: das Princip der unendlichen Selbſtbeſtimmung und Selbſtberechtigung des Geiſtes, das Princip der freien Perſönlichkeit, das Princip der Humanität und Bildung. Das achtzehnte Jahrhundert nun ſetzt dieſes Princip zuerſt wieder in Bewegung. Was das ſechzehnte Jahrhundert erworben, das achtzehnte wendet es an; was jenes geſchmiedet, das achtzehnte gebraucht es als Schwert und Waffe. Das achtzehnte Jahrhundert iſt ein weſentlich negatives, weſentlich kritiſches Zeitalter. Es bricht die Bande der Gewohnheit, die Feſſeln des Vorurtheils entzwei: lerne der Befreite nun ſeiner Kraft gebrauchen! Es haut das Dickicht nieder, es bahnt die Wege an: lernen wir nun ſie wandeln! Es iſt noch kein freies, aber es iſt das Zeitalter der Befreiungen — oder wie einer der größten Geiſter eben dieſer Zeit, wie Kant es ausdrückte: es iſt noch kein aufgeklärtes, aber es iſt das Zeitalter der Aufklärung.

Aufklärung — da lag es, das war es!

Sich aufklären, verständigen, begreifen, mit der Kraft des Gedankens die ſtarre Maſſe bewältigen, ſich zurecht finden und heimiſch werden in der Welt der Erſcheinungen, aus dem Chaos der Wirklichkeit, aus der brutalen Gewalt der Thatſachen ſich herausretten, ſich, das eigene Ich, den lebendigen, perſönlichen Geiſt, als Herrn und König der Welt, eben darum weil er Geiſt und weil er Ich iſt — das war die ſtolze, freudige Arbeit dieſes Jahrhunderts, das iſt der große Gedanke, der alle ſeine edelſten Geiſter belebt, die Loſung, die allgemeine, die ein Kämpfer dem andern zuträgt.

Aufklärung —! Uns freilich, in dieſen unſern neueſten Zeiten, geht es der Mehrzahl nach mit der Aufklärung, wie mit dem achtzehnten Jahrhundert überhaupt. Sie hat uns einen etwas anſäuerlichen Geſchmack, es weht uns, wenn wir den Namen der Aufklärung hören, ſo etwas an, wie Nicolai und Bieſter und die Allgemeine deutſche Bibliothek: Standpunkte, die zu ihrer Zeit allerdings höchſt nöthig, höchſt berechtigt waren und die ich daher mit dieſer Erwähnung

durchaus nicht im Allgemeinen verworfen oder auch nur verdächtigt haben will. Allein ebenso richtig ist es auch, daß sie für unsere Zeit durchaus veraltete, einseitige Standpunkte wären und daß daher, wenn bei der Erinnerung an sie ein wenig unbehaglich zu Muthe wird, dafür wenigstens nicht zu tadeln steht.

Aber wohlan nun: wem der Name der Aufklärung zu altmodisch klingt, wer zu zarte Nerven hat, zu fein gebildet ist, er wähle: so gefällt der Name der Befreiung ihm vielleicht besser! so klingt der Name der Revolution seinem Ohre vielleicht angenehmer!

An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen: nun und da ist sie ja, die goldige, die blutrothe, die Frucht, welcher das gesammte achtzehnte Jahrhundert entgegenschwillt, wie die Knospe der Frucht, die vom Ausgang des Jahrhunderts uns entgegenwinkt, sein Abschluß, seine Vollendung, wie die Frucht vom Baum: die französische Revolution!

Die französische Revolution, wie trivial es in der That auch ist, so muß es doch immer

aufs Neue ausgesprochen werden, weil es noch immer unter uns Leute giebt — und nicht bloß Leute, nicht bloß Polizeimänner, nicht bloß allerunterthänigste Censur- und Sicherheitsbeamte: sondern auch Männer, auch Gelehrte, auch Geschichtforscher, auch Staatsmänner giebt es, welche noch immer der Meinung sind und uns beweisen und darthun aus Tabellen und Briefen und Memoiren, daß die französische Revolution bloß entstanden sei —

Nun woher?

Weil die Franzosen von Haus aus ein unruhiges Volk, weil die Steuern zu hoch gewesen, das Korn schlecht gerathen, weil Der oder Jener Minister oder nicht Minister gewesen, und wenn Ludwig der Sechzehnte nur Dies gethan oder Jenes gelassen, und wenn es in dem und dem Falle statt so, vielmehr so gekommen wäre — mit Einem Worte, wenn die Franzosen damals nur einen wackern deutschen Professor, einen feinnasigen, schlauköpfigen deutschen Diplomaten zur Seite gehabt hätten, so wäre die ganze Geschichte anders geworden und Ludwig der Sech-

zehnte regierte noch heute, oder wenigſtens ſeine Enkel, Napoleon aber — der wäre jetzt vielleicht ein penſionirter Major, Alles kraft der Weisheit und Vorſicht eines deutſchen Profeſſors....

Die franzöſiſche Revolution, ſage ich, ſo trivial es klingt, ſo muß es doch immer wiederholt werden, daß ſie keineswegs bloß die franzöſiſche Revolution, daß ſie nicht die Revolution der Franzoſen allein: vielmehr ſie gehört der Welt, ſie iſt die Revolution der Geſchichte, ſie iſt der Anfang eines neuen Zeitalters überhaupt!

Auch wir, wir ſehr loyalen, ſehr friedfertigen Deutſchen, ſo ſehr auch unſer an Demuth und Gehorſam gewöhntes Herz ſich bei dieſem Gedanken entſetzen mag — es hilft Alles nicht, es kann uns nicht erſpart werden: auch wir, ſo wenig vielleicht auch von den Früchten der Revolution, das heißt, von jenem neuen, freien und glücklichen Zeitalter, jenem Zeitalter der Gerechtigkeit und erneuter, höherer Menſchlichkeit, welches die Revolution gleich einem blutigen Morgenſtern über die Welt heraufführen ſollte — ſo wenig vielleicht auch von dieſen Früchten

uns bisher zu Theil geworden: an ihrer Entstehung, an ihrem Werden haben wir dennoch Antheil. Es sind dieselben Ideen der Freiheit und der Bildung, es ist dieselbe Herrschaft des Geistes in seiner ewigen Berechtigung, es ist dasselbe große Wort, daß alle Menschen gleich und frei geboren und daß wir Alle gleichmäßig berufen sind zu dem gleichen göttlichen Menschenthum, was durch den ganzen Lauf des achtzehnten Jahrhunderts unsere Dichter, unsere Denker beschäftigt, was uns entgegentönt aus ihren Liedern, was, wie eine allgemeine Zauberformel, ein Bannspruch Salomonis, gesucht wird und ausgesprochen in allen Formen der Denker, in allen Systemen der Philosophen — hallend zum Theil, bewußtlos, gleich einem Kinde, das nach Worten sucht und selbst noch die Laute nicht versteht, welche seine kleine Zunge stammelt: aber genug, es wird doch gesucht, es wird doch ausgesprochen —! und was nun am Ende des Jahrhunderts sich verwirklicht in Frankreich, was wiederhallt in den stolzen, todesfreudigen Rhythmen der Marseillaise, was uns entgegentrotzt,

ſchwere, ſühnende Blutstropfen, von dem Gitter der Guillotine! —

Daß die Entwicklung dieſe furchtbare Geſtalt annahm, daß der Engel der Freiheit ſtatt ſegnend, beglückend durch die Welt zu ſchreiten, ſein reines Gewand mit Blut beſudeln mußte, daß er, ſtatt mit leiſer, linder Hand alle Ketten zu löſen und abzuſtreifen, ſie vielmehr zerbrechen mußte mit der ſchweren Wucht des Beiles — es war nicht ſeine Schuld! Es iſt nicht der Begriff der Freiheit, zu Mut zu waten, ſie köpft und hängt nicht immer, ſo wenig wie etwa die Amme uns immer auf ſeidene Betten legt und ſtreichelt uns und giebt uns zu eſſen und zu trinken. Vielmehr es war die Schuld derjenigen, welche in dem Genius einen Dämon, in dem Aufgang einen Untergang, in der Morgenröthe nur die Flamme einer Feuersbrunſt erblickten. Wenn ein Dampfkeſſel ſpringt, meine Herrſchaften, ſo iſt daran ſo wenig der Dampf ſchuld, wie der Keſſel: ſondern derjenige trägt die Schuld, der den Keſſel überheizt, der den Dampf ſo zuſammengepreßt hat, daß er explo-

diren mußte, der vergessen hat, bei Zeiten das Sicherheitsventil aufzuziehen und dem freien Elemente Freiheit zu geben.

Darum nicht entsetzen wollen wir uns vor dem blutigen Bilde der Revolution, wir wollen nicht in jüngferlichem Wohlbehagen unsere reinen Hände erheben und Wehe schreien über die Franzosen, weil sie die Freiheit mit Blut getauft, noch über das verderbte achtzehnte Jahrhundert, das zu dieser entsetzlichen Höhe, diesem wahrhaften tarpejischen Felsen emporgestiegen ist. Ehrfurcht, meine Herrschaften, Ehrfurcht wollen wir haben vor den entsetzlichen Nothwendigkeiten der Geschichte, lernen wollen wir von ihr — und wenn es auch nichts weiter wäre, als daß man die Kessel nicht überheizen darf.

So also stellt die französische Revolution sich dar: es ist die Verwirklichung jener lebendigen, freiheitathmenden Ideen, jener Ideen der Aufklärung und der Befreiung, welche das gesammte achtzehnte Jahrhundert durchzucken, es ist die Theorie, die zur Praxis, die Literatur, die zur Politik, die Bildung, die zur

That wird; es iſt Pallas Athene, die gerüſtet, in Waffen klirrend, aus dem Haupt ihres göttlichen Erzeugers ſpringt.

Wie nun ſtand es unterdeſſen in Deutſchland?

Ich habe bereits bemerkt, daß auch Deutſchland den lebhafteſten Antheil nahm an jenem großen Werke der Befreiung, welches das achtzehnte Jahrhundert vollbringt. Nur daß die Bewegung hier eine durchaus theoretiſche blieb, daß wir nicht herausgingen aus der Literatur, aus der Kunſt, aus der Philoſophie. Wir blieben (um an die obige Bezeichnung wieder anzuknüpfen) immer nur in der Befreiung ſtecken und gelangten nicht zur Freiheit, wir blieben ſtecken in dem theoretiſchen, dem achtzehnten Jahrhundert und konnten und können noch heute nicht den Uebergang finden in das eigentliche neunzehnte, das Jahrhundert der Praxis und der Thaten.

Zwei Punkte ſind es hauptſächlich, auf welche die Entwicklung des deutſchen Geiſtes während des achtzehnten Jahrhunderts ſich hindrängt und worin daſſelbe gleichſam culminirt:

die freie Persönlichkeit, das sich selbst maßgebende, sich selbst bestimmende Individuum, der Mensch als Herr und Maßstab seiner selbst, als Kern und Grundlage aller Freiheit überhaupt — und die freie Kunst, das ideale Reich der Schönheit, als die freie Wohnung gleichsam des gerettetes freien Menschen, der Leib, den entsprechende, welchen die freie Persönlichkeit aus sich heraus erschafft, um ihrer Selbständigkeit, ihrer Freiheit froh zu werden.

Es ist hier nicht des Ortes und würde uns zu weit abführen von dem eigentlichen Thema, wollten wir im Einzelnen verfolgen, in welchen Stadien, welchen Stufen und Uebergängen die freie Persönlichkeit sich bei uns entwickelt hat, von den ersten trüben Anfängen der Pietismus, von dem nüchternen Rationalismus eines Thomasius, dem leidenschaftlichen Ungestüm eines Günther, bis zu Klopstock, zu Wieland, zu den Stürmern und Drängern; wie gleichlaufend hiemit, durch das ganze Jahrhundert das Bemühen geht, die Kunst theoretisch zu begreifen und ihr Wesen zu ergründen, von den ersten ungeschick

ten Anfängen Gottſchedes und der Schweizer bis zu Baumgarten, zu Winkelmann, zu Leſſing: bis endlich in den ſiebenziger Jahren Goethe, der vollendete Menſch des achtzehnten Jahrhunderts, dieſe beide Seiten zuſammenfaßt, nicht lehrend, nicht explicirend, nein: darſtellend, lebend, er ſelbſt das freie, das ſchöne, das künſtleriſche Subject — und zwar darum das freie, weil er eben das ſchöne, das künſtleriſche iſt!

Was die ſchöne Literatur, was die äſthetiſche Kritik, und, als Gipfel und Abſchluß beider, Goethe für die Sphäre der Kunſt und der Literatur vollbringt, die Herſtellung der freien Perſönlichkeit: daſſelbe, zu derſelben Zeit, wurde von einem andern Manne auf dem Gebiete des reinen Wiſſens, der Theorie als ſolcher geleiſtet, von Kant.

Kant iſt das philoſophiſche Seitenſtück zum Dichter Goethe. Was dieſer auf dem Gebiete der Dichtung, in der plaſtiſchen Sphäre der Kunſt, das hat jener geleiſtet in der abſtracten Sphäre des abſoluten Denkens, in der Sphäre der

ſtrengen Wiſſenſchaft; was dieſer lehrt und darſtellt, was er zeigt und iſt, das wird vom dem Philoſophen bewieſen und gelehrt: der Menſch das Maß aller Dinge! meine Vernunft, mein Recht, mein Ich meine Freiheit!

Auch darin ſind dieſe beiden Männer ſich ähnlich, daß die gewonnene Erkenntniß, das befreite Bewußtſein bei ihnen beiden nicht herausgeht aus ſich ſelbſt. Beide ſind zufrieden, der Eine zu leben, der Andere zu lehren; Beide verhalten ſich gegen die Welt nicht unfrei, nicht knechtiſch — Schmach dem ins Antlitz, der behaupten wollte, Goethe ſei eine Knechtsnatur geweſen, darum, weil ſeinem künſtleriſchen Sinne die Sauberkeit, die Ordnung, der äſthetiſche Comfort der vornehmen Kreiſe allerdings beſſer zuſagte, als das häßliche Elend des armen Volkes, ſeine ſchwielige Hand, ſeine eklen Lumpen — oder wer Kant des Kleinmuths beſchuldigen möchte, aus keinem andern Grunde, als weil er, ein ſiebenzigjähriger Greis, ſich von Wöllner, dem damals Allmächtigen, zwar zu keinem Widerruf, keiner Zurücknahme, aber

doch wenigſtens zum Schweigen, zum Verſtummen bewegen ließ . . . Wenn nur Schweigen noch immer die ganze Antwort wäre, welche die Wölfner unſerer Zeit von den Männern der Wiſſenſchaft erhalten! wenn ſie nur noch immer in edlem Trotz verſtummten, die Gelehrten unſerer Zeit, und nicht vielmehr wetteifernd Chorus machten zum Preiſe der neuen Nacht! wenn ſie nur immer noch abwarteten, bis man ſie ſchweigen heißt, und nicht aus Furcht und Gier, in allerunterthänigſter Eilfertigkeit ſich ſelbſt voraus cenſirten in ihrem eignen Herzen! . . .

Weder Goethe noch Kant, ſage ich, verhalten ſich gegen die Welt unfrei oder knechtiſch: aber ſie verhalten ſich paſſiv, ſie verhalten ſich neutral, ſie ſind quietiſtiſch alle beide: der Eine auf der abſtracten Höhe des Künſtlers, der Andere auf dem einſamen Throne des Denkers: Beide eben dadurch der Abſchluß und die vollendete Höhe des achtzehnten Jahrhunderts.

Aber weder dem poetiſchen noch dem philoſophiſchen Quietismus gehört die Welt. Er

kann ihr entſagen, aber nicht ſie beherrſchen; weder freies Dichten noch freies Denken, ſondern freies Handeln iſt das Ziel der Geſchichte.

Die freie Perſönlichkeit mußte aus dem engen Gebiete der Kunſt, aus der abſtracten Sphäre der Speculation herausgeführt werden auf den offenen, freien Markt des Lebens; ihre Freiheit mußte aufhören, eine bloß ideelle, eine bloßes Werk der Reſignation, der freiwilligen Beſchränkung zu ſein: es mußte eine praktiſche, eine erobernde Freiheit, die Freiheit nicht mehr bloß des Dichters, ſondern zugleich die größere, die Freiheit des Bürgers werden; die freie Perſönlichkeit ſelbſt mußte ſich erweitern und ausbilden zur freien Totalität, das iſt: zum freien Volke.

In dieſem Sinne wird Goethe von Schiller, wird Kant von Fichte fortgeſetzt. Wie Goethe zu Kant, ſo gehört Schiller zu Fichte: jene die hellleuchtenden Sonnen der alten, dieſe die verheißungsvollen Sterne der neuen Zeit! jene, in ihrer antiken Herbigkeit, in ihrer abgeſchloſſenen Majeſtät und Ruhe, gleich ehrwürdigen Reſten einer anderen Zeit, gleich Göttern des

Olymps: dieſe, in ihrer ſchönen Leidenſchaft, ihrer ſchmerzlichen Erregung, ihrem Leiden und Kämpfen, ihrem Sterben und Verlöſchen, Fleiſch von unſerem Fleiſch, Bein von unſerem Bein, Blut unſeres Blutes! Wir verehren, wir bewundern Kant und Goethe gleich Göttern: wir lieben Fichte und Schiller gleich Menſchen, unſern Brüdern.

Auch Schiller empfängt von Goethe den Begriff der freien Kunſt, der freien, künſtleriſchen Perſönlichkeit. Aber er bleibt nicht darin gefangen, er führt die Kunſt hinüber in die Geſchichte, die freie Perſönlichkeit in den freien Staat. Auch für Schiller iſt die Schönheit eine höchſte, erhabenſte Göttin: aber doch nur darum, weil (wie er es ausdrückt) die Schönheit die einzig mögliche Form der Freiheit iſt. Auch ihm iſt die Kunſt eine erhabene, geheiligte Sphäre, ein Prieſterthum: aber nur darum, weil er in ihr eine Erziehung des Menſchengeſchlechtes erblickt, eine Erziehung zu Freiheit und Sittlichkeit.

Und ebenſo Fichte, aus der abſtracten Sphäre des reinen Denkens führte er die Philoſophie

hinaus in die Welt der Wirklichkeit und der Geschichte. Fichte ist der Mann der Ethik; die Erkenntniß wird bei ihm zum Wollen, die philosophische Einsicht zum sittlichen Motiv. Auch er, in trunkener Seligkeit, proklamirt die freie Persönlichkeit, das absolute Ich zum Herrn der Welt: aber es ist ein schaffendes, ein zeugendes Ich, ein Ich, das die Welt aus sich gebärt.

Wie Schiller und Fichte in ihrer persönlichen Entwicklung, ihren einzelnen Werken dieses ihr Princip bethätiget und dargestellt haben, hierauf des Näheren einzugehen, muß ich verzichten. Genug, daß dieses Princip aufgestellt wurde, genug, daß sich auch in Deutschland Männer fanden, welche es wagten, die Brücke zu schlagen von der Idee zur Wirklichkeit, von der Kunst, der Philosophie zum Staat und zur Geschichte — die Brücke, mit einem Wort, vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert.

Der Anfang zu einer neuen, großartigen Entwicklung also war gegeben: warum wurde er nicht fortgesetzt? das Princip war aufgestellt, warum wurde es nicht durchgeführt? Auch un-

sere Revolution hatte begonnen, wir hatten unsern Lafayette-Schiller, unsern Mirabeau-Fichte: wo blieben die übrigen, die Helden der Freiheit? Warum verpuffte sie in ihrem besten Anfang, die große, neue Epoche? Warum stehen sie beide gleich einsamen Trauerweiden, Schiller und Fichte, und der Wind fährt eisig über ihre Gräber?

Darum, meine Herrschaften, weil die Nation ihre Dichter, ihre Denker im Stiche ließ! weil die Freiheit, welche gepredigt ward in Liedern und Reden, in der Wirklichkeit des Staates, in den Herzen der Bürger keine Stätte fand! „Geben Sie Gedankenfreiheit," deklamirten auf allen Theatern Deutschlands, auf allen Hof- und Winkelbühnen zehntausend Posa's....

Nun? und unsere Philippe? Unsern Philippen fiel es auch gar im Traume nicht ein, weder Gedanken- noch irgend eine andere Freiheit zu geben; sie notirten Schiller als einen unruhigen Kopf, sie setzten Fichte ab und ließen, als das Vaterland am Abgrund schwebte und die Herzen aller Patrioten hätten bersten mögen

vor Scham und Wuth und Grimm, Ruhe für die erſte Bürgerpflicht erklären.

Und das Volk? und unſer liebes deutſches Publikum? Ei ja: es ſaß im Theater und applaudirte und freute ſich mächtig, wenn die Schweizer auf dem Rütli ſich verbanden und wenn Tell den Geßler erſchoß, und wenn der Soldatenchor anfing: „Friſch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ da rutſchten ſie vor Vergnügen, und wenn es Gardes du Corps waren, ſo klapperten ſie auch wohl mit den Säbeln und renommirten ſchrecklich — und dann nachher gingen ſie nach Hauſe und ließen ſich commandiren und ſchicken, wie Einer wollte, gegen die Freiheit und gegen das Vaterland.

Dies iſt der wahre Urſprung jener literariſchen Kriſis, dies die Quelle jener poetiſchen Verirrungen und Fehlgriffe, welche den Anfang des Jahrhunderts bezeichnen, dies der wahre, der traurige Geburtsakt der modernen, der romantiſchen Literatur: daß eben in dem Augenblicke, wo die Kunſt reif und ausgebildet genug war, ſich der höchſten Stoffe des Lebens, der

Wirklichkeit und der Geſchichte, zu bemeiſtern, wo die Schönheit im Begriffe ſtand, als Freiheit in die Welt zu treten — daß eben da die Erbärmlichkeit der Zeit, die Willkür der Fürſten, die Verdorbenheit der Nation unſere Dichter, unſere Künſtler zwang, ſtatt einer wirklichen, lebensvollen, eine abſtracte, willkürliche Kunſt, eine (um die Sprache jener Zeit zu reden) künſtliche Kunſt, eine Kunſt zu bilden, welche ſich von der wahren und einzig möglichen Grundlage, der Grundlage des nationalen Lebens, eigenwillig entfernte.

Ich ſehe ſie vor mir, ich erblicke ſie im Geiſt, die Dichter, die Künſtler aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, eine lange, herrliche Reihe edelſter, fruchtbarſter Geiſter! Ich ſehe, wie ſie ihre Zeit und ihre Nation anflehen um einen großen Stoff, um den Inhalt einer groſſen, volksthümlichen, freien Geſchichte! Ich ſehe, wie ſie aus der Nacht der Vergeſſenheit, in welche ſie allzufrühe geſunken, bleiche, verkümmerte Schemen, ihre Hände aufheben gegen die Throne der Fürſten, gegen die Kabinete der

Staatsmänner, gegen dieſe weichlichen, entnervten, herz- und ſittenloſen Bürger, welche der Sonne der Freiheit den Eingang nach Deutſchland wehrten und, ſelbſt Knechte, das Vaterland in Knechtſchaft verkauften! Auch wir, auch wir, rufen ſie, auf Euer Haupt! Auch unſere Schuld in Eure Gewiſſen! Unſre Kränze, die nicht blühten, unſre Lieder, die nicht klangen, wir fordern ſie von Euch! Wir baten Euch um Brod — und Ihr reichtet uns einen Stein; wir baten um Leben — und Ihr gabt Tod! Nicht wir, nicht wir — wir thaten, was wir vermochten, wir gaben wieder, was wir von Euch empfangen: Ihr ſelbſt ſeid es, durch welche die Blüthe unſerer Dichtung entblättert, durch die das Mark unſerer Kunſt vergiftet ward! Euer Werk iſt es, das Werk Eurer Schwäche, Eurer Feigheit, Eurer Verdorbenheit, daß eine Literatur, die ſo groß, ſo herrlich begann, ſo raſch, ſo ſchmählich geſunken — Euer Werk, daß die Literatur der Goethe und Schiller, der Kant und Fichte, der freieſten, edelſten Geiſter, zu einer Literatur geworden iſt, die ſich vor Gensd'armen fürchtet!

Zweite Vorlesung.

Allgemeine Darstellung der Romantik in ihrem Ursprung und ihrer frühesten Epoche. Goethe und der Quietismus der schönen Persönlichkeit. Einfluß der Zeitverhältnisse. — Die geniale Willkür; die Kunst, im Gegensatz der Wirklichkeit, als ein höheres, alleinberechtigtes Element. — Aesthetische, kritische und literarhistorische Verdienste der Romantiker. Einführung fremder Literaturen, Ausbildung der Theorie, großartige Auffassung der Literatur überhaupt. — Der ästhetische Rigorismus der Romantiker. Verachtung der Massen; die Clique, gesellige Einwirkungen. Die Genialität im Conflikt mit der Sittlichkeit; die Ironie. Vergebliche Bemühungen, der Kunst einen realen Mittelpunkt zu verschaffen: das Mittelalter; der Katholicismus; die Literaturpoesie.

In meiner neulichen einleitenden Vorlesung habe ich mich bemüht, Ihnen die Hauptmomente im Entwicklungsgange des achtzehnten Jahrhunderts, sowie jene Krisis des Bewußtseins, des

theoretiſchen und des praktiſchen, des äſthetiſchen und des hiſtoriſchen, welche gegen Ende deſſelben eintrat und hier die Grenze bildet zwiſchen der alten, klaſſiſchen und der neuen, romantiſchen Epoche, in flüchtigem Umriß darzulegen.

Wir ſahen namentlich, wie, Angeſichts jenes gewaltigen, hiſtoriſchen Ereigniſſes, durch welches eben damals in Frankreich die Reſultate der Aufklärung verwirklicht und jenen großen Ideen der Freiheit und der Menſchlichkeit, welche das geſammte achtzehnte Jahrhundert, als ſeinen Kern, aus ſich herausgearbeitet hatte, in einem freien, wahrhaft menſchlichen Staate der Boden eines wirklichen, lebendigen Daſeins gegeben werden ſollte — wie, ſage ich, zu eben dieſer Zeit und Angeſichts dieſer franzöſiſchen Revolution, Schiller und Fichte, indem ſie die Arbeit ihrer großen Vorgänger, Goethe's und Kants, aufnahmen und fortführten, auch bei uns denſelben Uebergang, den Uebergang von der Theorie zur Praxis, von der Schönheit zur Freiheit, vom Wiſſen zum Wollen, einzuleiten ſuchten. Wir ſahen aber auch, wie die Nation

noch nicht reif war, ihre Dichter und Denker auf dieſem Uebergange zu begleiten und jenem ideellen Reiche der Schönheit und der Wahrheit, wie es ſich in ihren Liedern, ihren Verſen entfaltete, ein eben ſolches Reich der Wirklichkeit und der thatſächlichen Exiſtenz, den großen Dichtern große Bürger, den großen Philoſophen große hiſtoriſche Perſönlichkeiten, Männer des Handelns und der That zur Seite zu ſetzen. Wir ſahen, wie die unmittelbare Wirklichkeit der Geſchichte, wie ſich dieſelbe auf der Grenze des Jahrhunderts unter uns geſtaltete, ſtatt den Prophezeiungen des Poeten, den Forderungen des Philoſophen zu entſprechen, vielmehr gemacht ſchien, ſie ausdrücklich zu widerlegen. Wir ſahen, wie, während die eine Hälfte unſeres Daſeins, die theoretiſche, die literariſche, in hellem, prunkendem Sonnenſcheine lag, über die andere, die praktiſche, hiſtoriſche, die allerfinſterſte Nacht, die Nacht der Fremdherrſchaft, der Zwietracht, der Selbſterniedrigung ihre düſtern Flügel gebreitet hatte: — und wie nun aus dieſem Bruch des Bewußtſeins heraus, aus dieſer Un-

möglichkeit, die Blüthe der Kunst noch frisch und kräftig zu erhalten, wenn der Baum des nationalen Lebens selbst verkümmert und verfault — wie nun hieraus ein neues, jüngeres Geschlecht, das Geschlecht der Romantiker hervorwächst, welche, in dem vergeblichen Bemühen, die Kunst einseitig auf sich selbst zu fixiren und, unbekümmert um die kranke, verdorbene Welt der Wirklichkeit, sich in einer neuen, idealen Welt der Kunst selbstsüchtig abzuschließen, endlich, trotz aller Anstrengung und allen Talentes, doch weder die Kunst zu retten, noch dem Leben jenen idealen Anschein zu erhalten wissen, mit dem sie selbst sich für seine innere Hohlheit zu entschädigen hofften.

Indem man also die energischen Bestrebungen Schillers und Fichte's nicht nur beiseite ließ, sondern zum Theil, namentlich in Betreff Schillers, sich sogar feindlich, sogar bekämpfend gegen sie verhielt, war es vielmehr der Goethesche Quietismus, die schöne Ruhe des Goetheschen künstlerischen Subjectes, an welche man sich anschloß und die man im weitesten Umkreis

zum Princip der Kunst sowohl wie des Lebens, zur Grundlage der gesammten Weltanschauung zu erheben suchte.

In diesem Sinne ist Goethe der wahre Ausgangspunkt, der wahre Vater und Erzeuger der Romantik. Wie die Romantiker sich persönlich in seine Nähe drängten, wie sie auf seine Werke schwuren, als auf ihre Bibel, wie sie kein Bedenken trugen und es ganz in der Ordnung fanden, ein neues Goethe'sches Gedicht, einen Goethe'schen Roman in Eine Reihe zu setzen mit den größten Ereignissen der Geschichte selbst und eine neue Epoche in der Entwicklung nicht allein unseres Volkes, sondern auch der Weltgeschichte im Allgemeinen davon herzuleiten: so auch für ihr übriges persönliches Verhalten, ihr künstlerisches Streben kannten sie kein giltigeres Muster, keine größere Wahrheit, als eben dieses Goethe'sche Princip des schönen Quietismus und der abgeschlossenen künstlerischen Persönlichkeit.

Sie vergaßen dabei, daß auch diese Ruhe des männlichen Goethe'schen Alters erst die

Frucht war jener wahrhaft gewaltigen, jener titaniſchen Kämpfe, in denen der Jüngling Goethe gerungen; ſie vergaßen, daß dieſe künſtleriſche Abgeſchloſſenheit, dies vollendete äſthetiſche Bewußtſein nicht etwa Goethe's eigener Entſchluß, ſein perſönlicher Vorſatz, eine Frucht ſpecieller Studien und Reflexionen war: nein, das ganze Jahrhundert, als das Jahrhundert der Individualitäten, der einzelnen, in ſich freien Perſönlichkeiten, hatte auf dieſe größte Perſönlichkeit, dieſe vollkommenſte Individualität gleichſam hingearbeitet, er war die reife Frucht, der unwillkürliche und nothwendige Abſchluß jener geſammten theoretiſchen Beſtrebungen, welche ich Ihnen neulich als den Inhalt des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnete und die in der vollendeten Abſtraction des Goethe'ſchen Quietismus ihren Gipfel erreichen.

Sie vergaßen ferner, daß die Geſchichte nichts zweimal thut. Denn wie ſchön ein erreichtes Ziel, wie erhaben eine fertige Schöpfung auch ſei: wir dürfen doch nicht dabei verweilen, wir dürfen ſie doch nicht bloß wiederholen, ſondern

vorwärts! und ewig vorwärts zu neuen Freuden, neuen Leiden, neuer Arbeit, neuer Hoffnung! heißt die Parole der Geſchichte.

Und endlich und vor Allem ſie vergaßen, daß es Niemand geſtattet iſt, halcyoniſche Tage zu genießen und ſich abzuſchließen in ſeliger Befriedigung, während das Meer der Geſchichte vom Sturm gepeitſcht, während der Leib ſeines Volkes, der Leib des öffentlichen Lebens von Krankheit zernagt, von Fiebern geſchüttelt wird.

Zwar was galt den Romantikern, was galt damals in Deutſchland überhaupt die Geſchichte? Die franzöſiſche Revolution, durch den gewaltthätigen, blutigen Verlauf, den ſie genommen, hatte die deutſchen Gemüther zurückgeſtoßen und entſetzt. Jene Barbarei, in welche Frankreich in nächſter Folge der Revolution zu verſinken drohte, jene Kriege und Drangſale, mit denen es Europa erfüllte und die auf lange hin ein ehernes, blutiges Zeitalter zu verkündigen ſchienen, mit Einem Worte: dieſer ganze kriegeriſche Lärm, dieſe Unruhe und Aufregung, dieſe Spannung und Erwartung, welche die franzöſiſche

Revolution in die Welt gebracht — wie ſchwer, wie unwillig mußte ſie nicht eben in Deutſchland empfunden werden: in Deutſchland, das eben damals ein neues mediceiſches Zeitalter, ein neues Zeitalter der Griechen erreicht zu haben wähnte, und dem nun der kaum errungene Lorbeer der Kunſt vor der heißen Sonne der Geſchichte zu verwelken drohte?!

Und wie verhielt es ſich denn nur mit Frankreich ſelbſt? Was war aus ihr geworden, was hatte ſie genützt, dieſe blutige, dieſe entſetzliche Revolution? War die Freiheit denn wirklich gediehen unter all dem Blut, mit welchem man ſie begoſſen? War Frankreich wirklich glücklicher, freier, menſchlicher geworden durch ſeine Umwälzung? Oder vielmehr in dieſem Augenblick, nach einem Jahrzehent voll Empörung und Blut und Untergang, nachdem ſo viel Schönes zerſtört, ſo viel Großes vernichtet, ſo viel Heiliges entweiht, ſo viel Länder verwüſtet, ſo viel Herzen gebrochen worden — wie war es, wie ſtand es mit Frankreich ſelbſt? Lag es nicht ſchon wieder, ein gefeſſeltes Weib,

zu den Füßen eines kühnen, glücklichen Eroberers? Hatte es nicht seiner Größe seine Freiheit, seinem Ruhm seinen Wohlstand, dem kurzen Traum politischer Unabhängigkeit, politischer Herrschaft das eigentliche Glück, die Ruhe, das Leben seiner Bürger zum Opfer bringen müssen?!

Also nichts mehr von Politik und geschichtlicher Entwicklung! nichts mehr von Kriegen und Eroberungen, von Revolutionen und Umwälzungen! Die Freiheit des Volkes, die Freiheit der Massen ist ein Traum, ist eine Unmöglichkeit. Nur der ist frei, der sich frei zu fühlen weiß; nur indem ich mich abschließe gegen die Welt, indem ich mich rette vor der zerstörenden Macht der Geschichte in die friedliche Heimath meines eigenen Innern, in das Recht meiner Persönlichkeit, nur auf diese Weise, in diesem Sinne bin ich frei.

So tauchen sie denn wieder auf, so werden sie noch einmal lebendig und gelten wieder für die Loosung der Zeit, jene beiden Stichworte des achtzehnten Jahrhunderts, deren Sie sich aus

meinem neulichen Vortrage entſinnen: die freie Perſönlichkeit und die freie Kunſt. Nur daß, verlaſſen von jenen hiſtoriſchen Mächten, welche ſie ehemals ſtützten, im Widerſpruch mit den lebendigen Forderungen des Zeitalters, ſie ihre frühere Wahrheit verloren hatten und ſich darum auch in ſich ſelbſt, in ihrem eigenen Weſen, nicht länger zu behaupten vermochten: die freie Perſönlichkeit artet aus zur ſubjectiven Willkür — und die Kunſt zur Künſtelei.

Die Kunſt und ebenſo die Perſönlichkeit, ſtatt, wie bisher, ihren Inhalt vom Leben zu empfangen, glaubten ſie vielmehr den Verſuch wagen zu dürfen, ihrerſeits das Leben maßgebend zu beſtimmen.

Und nicht einmal damit genug: man ſprach ihnen ſogar das Recht zu, die Wirklichkeit ſelbſt herabzuſetzen zu einem bloßen ſchönen Spiel, einem bloßen Reflex der geiſtreichen Perſönlichkeit: der Perſönlichkeit, die nicht mehr als Produkt der Wirklichkeit, arbeitend, ringend, in edlem Schweiß aus dieſer hervorgehen — nein: die vielmehr die Wirklichkeit ſelbſt als ihre Schö-

pfung, ihr Kunſtwerk aus ſich herauswachſen laſſen wollte, mühlos, willkürlich, von keinem Geſetz gebeugt, keiner Nothwendigkeit gezwungen, als dem Geſetz des eigenen Beliebens!

Die Kunſt ſollte das Leben alſo nicht mehr bloß verklären: ſie ſollte ſelbſt das Leben ſein, es ſollte gar nichts geben außer ihr; das Herz ſollte nicht bloß Recht behalten da, wo es wirklich Recht hat; gegen die falſche, die weſenloſe Wirklichkeit, die Wirklichkeit, die nur eine ſcheinbare iſt, weil ſie der inneren Wahrheit entbehrt: das Herz hatte überhaupt immer Recht und die Wirklichkeit nie.

Ja überhaupt was man die Wirklichkeit nennt, dieſe ganze Welt der Erſcheinungen um uns her, was waren ſie, als eben nur Erſcheinungen, nur Blaſen, welche der Genius treibt und mit denen er daher auch ſchalten und walten, die er verläugnen und vernichten, auflöſen und zerſtören darf, wie ihm gefällt?!

So verflüchtigte ſich den Romantikern das ganze Weltall, das ganze Daſein, eigenes und fremdes, in ein wimmelndes Chaos, ein gähren-

des, strömendes Durcheinander, in welchem nichts Festes, nichts Sicheres, keine Gewalt der Existenz, keine Macht der Sittlichkeit, keine in sich gesicherte, ewige Wahrheit: nur allein die Kunst ist wahr! nur die sich selbst genügende, in sich selbst geschlossene Macht des Genius ist wirklich eine Macht! — Der Dichter der eigentliche vollkommene Mensch! die Kunst das eigentliche wahre Dasein! — siehe da die beiden Angelpunkte, um welche die neue romantische Zeit sich dreht, die Evangelien, die sie verkündet, und von denen sie die Erlösung des Menschengeschlechtes hofft —

Hofft? und Erlösung des Menschengeschlechtes? Nicht doch: wer das Mysterium weiß, der ist eben dadurch schon erlöst; es giebt nichts mehr zu erlösen, noch überhaupt etwas zu thun, als nur einfach, in göttlicher Ruhe, dies sein geniales Bewußtsein hinzuleben.

Ganz wohl, sagen Sie: wer nun aber dies Bewußtsein nicht hat? wer nun kein Genie ist?

Je nun: der sehe, wie er durchkommt. Auf die Masse kommt es ja überhaupt nicht an.

Möglich, ſogar wahrſcheinlich, daß dereinſt, am Schluß der Geſchichte, als dieſer ihr Schluß ſelbſt, ein neues ſaturniſches Zeitalter, ein Zeitalter, wo alle Menſchen gleich als Genies geboren werden, und wo die Kunſt leibhaftig, in ſichtbaren Händen, die Zügel der Geſchichte führt, aufgeht über der verſchönten Erde. Einſtweilen — sauve qui peut! Giebt es noch nicht lauter Genies, gut: ſo ſollte es doch nur Genies geben. Nur dem Genialen, dem Geiſtreichen gehört die Welt; wer es nicht iſt — er zürne mit ſeinem Schickſal: aber im Uebrigen was kümmert er uns?

Es war alſo, um es mit einem bekannten und üblichen Ausdrucke zu bezeichnen, eine neue Genieperiode, ähnlich derjenigen, welche ein Menſchenalter zuvor, zu Anfang der ſiebenziger Jahre, die deutſche Literatur geräuſchvoll, mit Sturm und Drang erfüllt hatte: mit dem Unterſchiede nur, daß die geniale Perſönlichkeit, das künſtleriſche Subject, welches damals noch um ſeine eigene Exiſtenz zu ringen, das ſich gleichſam noch auszulöſen und loszureißen, das noch

heit, jene Begeiſterung für die Kunſt in ihnen ſelbſt noch wirklich und wahr, als eine lebendige Flamme brannte, da ſie ſelbſt noch glaubten, mit ſtolzem, ſchönem Glauben, an dieſe ihre eigene Göttlichkeit . . .

Es wäre, ſage ich, Unrecht, wenn man verkennen wollte, was die Romantiker eben dadurch unſerer Literatur wie unſerem Leben in der That auch geleiſtet und erworben haben. Indem ſie, vermöge des umfaſſenden, kritiſchen Standpunktes und jener univerſalen künſtleriſchen Bildung, welche ſie inne hatten, überall von den gereinigtſten Begriffen der Kunſt ausgingen und, in einer Art äſthetiſchen Rigorismus überall feſt hielten an ihren höchſten, ſtrengſten Forderungen: ſo machten ſie dadurch unmittelbar Front gegen alle Mittelmäßigkeit und jene kleine, handwerksmäßige Auffaſſung der Literatur, welche damals nicht etwa bei dem Publikum allein, nein: die auch bei der Mehrzahl unſerer Dichter und Schriftſteller noch Sitte war.

Man weiß aus der Geſchichte der Xenien

und der Aufnahme, welche dieſelben beim Publikum und in der Literatur erfuhren, wie einſam im Grunde Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer künſtleriſchen Bildung, mit ihrer Forderung an ſich und Andere, immer nur das Beſte, das Größte zu leiſten, ſtanden — und wie groß, wie unüberſehbar dagegen jener Troß der Mittelmäßigkeiten, jener Schwarm halber, tagelöhnender Talente war, welche, unbekümmert um die neue Sonne, die den Gipfel unſeres Parnaſſes bereits verklärte, ſich am Fuße deſſelben gemächlich, zu handwerksmäßigem Betriebe, angeſiedelt hatten.

Den Romantikern gehört das Verdienſt, jenen plänkelnden Angriff der Xenien zu einem dauernden, mit allen Waffen der Wiſſenſchaft und der gelehrten Kenntniß geführten Feldzuge, einem (wenn dies möglich wäre) Vernichtungskriege gegen die Mittelmäßigkeit und die kleine, gemeine Auffaſſung der Kunſt, als einer bloßen empiriſchen Fertigkeit, erweitert zu haben; es gehört ihnen das Verdienſt, daß jenes großartige, ideale Verſtändniß der Literatur, als eines

heit, jene Begeiſterung für die Kunſt in ihnen ſelbſt noch wirklich und wahr, als eine lebendige Flamme brannte, da ſie ſelbſt noch glaubten, mit ſtolzem, ſchönem Glauben, an dieſe ihre eigene Göttlichkeit . . .

Es wäre, ſage ich, Unrecht, wenn man verkennen wollte, was die Romantiker eben dadurch unſerer Literatur wie unſerem Leben in der That auch geleiſtet und erworben haben. Indem ſie, vermöge des umfaſſenden, kritiſchen Standpunktes und jener univerſalen künſtleriſchen Bildung, welche ſie inne hatten, überall von den gereinigtſten Begriffen der Kunſt ausgingen und, in einer Art äſthetiſchen Rigorismus überall feſt hielten an ihren höchſten, ſtrengſten Forderungen: ſo machten ſie dadurch unmittelbar Front gegen alle Mittelmäßigkeit und jene kleine, handwerksmäßige Auffaſſung der Literatur, welche damals nicht etwa bei dem Publikum allein, nein: die auch bei der Mehrzahl unſerer Dichter und Schriftſteller noch Sitte war.

Man weiß aus der Geſchichte der Xenien

und der Aufnahme, welche dieſelben beim Publikum und in der Literatur erfuhren, wie einſam im Grunde Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer künſtleriſchen Bildung, mit ihrer Forderung an ſich und Andere, immer nur das Beſte, das Größte zu leiſten, ſtanden — und wie groß, wie unüberſehbar dagegen jener Troß der Mittelmäßigkeiten, jener Schwarm halber, tagelöhnender Talente war, welche, unbekümmert um die neue Sonne, die den Gipfel unſeres Parnaſſes bereits verklärte, ſich am Fuße deſſelben gemächlich, zu handwerksmäßigem Betriebe, angeſiedelt hatten.

Den Romantikern gehört das Verdienſt, jenen plänkelnden Angriff der Xenien zu einem dauernden, mit allen Waffen der Wiſſenſchaft und der gelehrten Kenntniß geführten Feldzuge, einem (wenn dies möglich wäre) Vernichtungskriege gegen die Mittelmäßigkeit und die kleine, gemeine Auffaſſung der Kunſt, als einer bloßen empiriſchen Fertigkeit, erweitert zu haben; es gehört ihnen das Verdienſt, daß jenes großartige, ideale Verſtändniß der Literatur, als eines

Organismus, jene feine und geſchmackvolle Kritik, jene allgemeine Ausbreitung literariſcher Cultur, durch welche die deutſche Nation ſich vor anderen auszeichnet, vornämlich von ihnen ausgegangen iſt.

Sage Niemand, daß wir an dieſer Bildung nichts beſitzen! daß dieſer feine Geſchmack, dieſe kritiſche Cultur, dieſes Gefühl und Bedürfniß des Schönen ein bloßer Ueberfluß, ein Luxus ſei, wenn nicht gar ein Hinderniß, ein Hemmniß unſerer übrigen Entwicklung! Für den Augenblick freilich mag es ſo ſein, es mag wahr ſein, daß der Patriot, indem er dem deutſchen Falſtaff nachrechnet, welche ungeheure Menge poetiſchen Sect und für wie wenige Heller von dem nahrhaften, dem geſunden Brode praktiſcher Bildung er verbraucht, indem er die vielen Bücher gegen die wenigen Thaten, die unzähligen Schriftſteller gegen die wenigen Männer abwägt — es mag ſein, daß der Patriot unter dieſen Umſtänden der Nation gern einen guten Theil ihrer äſthetiſchen Bildung, und wohl auch die ganze, ſchenken möchte, wenn ſie da-

durch zwar roher, aber dafür auch männlicher, auch tapferer, auch einiger, auch thätiger würde!

Allein so ist das die Schuld der Thatsachen, so ist es unsere Schuld, nicht die Schuld der Begriffe; es war auch kein nacktes, es war mit Myrthen umkränzt, das Schwert, das Harmodius und Aristogiton trugen.

Man hört wohl hie und da in unseren Tagen die Meinung aussprechen, als ob unsere theoretische Bildung die Schuld trüge an unserer praktischen Unfähigkeit, unserer Zerstückelung und Verkümmerung, und als ob (sagt man) die Nation nicht ehe wieder zu einem wahren, lebendigen Dasein, zu einem bewußten, volksthümlichen Staatsleben, zu einer Epoche geschichtlichen Glanzes, geschichtlicher Ehre sich erheben würde: es sei denn, daß sie zuvor jenen Kranz der Kunst und der Wissenschaft, welcher ihre Stirne gegenwärtig schmückt, mit eigener Hand abgerissen haben und, wie durch ein stärkendes Schlammbad, so durch ein neues Barbarenthum, ein neues Zeitalter der Roheit und Umbildung hindurchgegangen sein würde: eine

neue Völkerwanderung gleichſam, in deren trüben, zerſtörenden Fluthen erſt alle alte Herrlichkeit müſſe zu Grunde gegangen ſein, ehe eine neue Welt, die Welt der neuen Zeit, ſich daraus erheben könne.

Schlimm genug, wenn es dahin käme! Schlimm genug, wenn wir, gleich den Dioskuren, immer nur einer halben Unſterblichkeit, nur eines halben Himmels genießen, wenn wir niemals in voller Kraft, voller Seligkeit die beiden Seiten des Daſeins, Kunſt und Leben, Schönheit und Freiheit, zuſammenfaſſen ſollten!

Aber es braucht nicht dahin zu kommen und ich denke, es wird nicht dahin kommen. Dieſe Saat der Bildung und der theoretiſchen Freiheit — ſie kann nicht geſäet ſein, bloß um wieder zu welken, bloß um (wenn dies Bild nicht zu unedel iſt) mit ihren abgefallenen Blüthen den Boden der That und des praktiſchen Daſeins zu düngen. Vielmehr, wir hoffen es! dieſe theoretiſche Bildung ſelbſt iſt nur der Anfang, ſie iſt nur die Grundlage, das Unterpfand eines allgemeinen, freien und glücklichen Volks-

lebens, einer neuen Zeit politiſcher Ehre und Macht, die ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt aus ihr, wie die Frucht aus der Knospe, entwickeln wird!

Man ſoll das Eine thun und das Andere nicht laſſen; man ſoll das Eine erhalten und das Andere hinzu erwerben.

Freilich war es ein Irrthum, wenn die Romantiker glaubten, mit der Literatur ſei Alles abgethan, und wo einem Volke nur der Stern der Kunſt aufgegangen, da ſei ewiger, unvergänglicher Tag, und es brauche nun in alle Ewigkeit für nichts Weiteres zu ſorgen.

Allein ſo verbeſſern wir ihren Irrthum, ohne in den entgegengeſetzten zu verfallen! ſo hüten wir uns, in bilderſtürmeriſchem Wahne, Freiheit und Bildung, Wiſſenſchaft und Leben, Kunſt und Geſchichte als Gegenſätze zu betrachten: Gegenſätze — nicht die ſich ergänzen, nein: die ſich ausſchließen und nicht beſtehen können mit einander.

Möglich, wie geſagt, daß es bei uns im gegenwärtigen Augenblicke noch ſo iſt; mög-

lich, daß unſere Bildung, unſere Kenntniß bis jetzt wirklich nur ein todter Schatz: ſo werden ſie es doch nicht immer ſein! ſo werden doch in demſelben Moment, da unſer Volksleben zu bewußter, höherer Thätigkeit erwacht, und der Kampfplatz, der würdige, eines freien, volksthümlichen Staatslebens, ſeine geheiligten Schranken vor uns eröffnet, ſo werden in demſelben Moment auch dieſe gebannten Geiſter aufwachen und Sprache gewinnen, ſo werden dieſe Schätze beweglich, dieſes Gold wird flüſſig werden: und der Lorbeer der Kunſt, um die geheiligte Stirn unſeres Vaterlandes, wird ſich glorreich in einander ſchlingen mit dem Lorbeer der That! —

Und darum wollen wir es den Romantikern nicht vergeſſen, ſondern wollen es ausſprechen und ihnen Dank wiſſen, was ſie für unſere äſthetiſche Bildung, die Bildung unſeres Geſchmacks und unſerer literariſchen Einſicht gethan; wir wollen ihnen Dank wiſſen für die Unermüdlichkeit, die Tapferkeit, ja den Uebermuth ſelbſt, mit welchem ſie die frühere, klein-

liche Auffaſſung der Kunſt, die Kritik Nicolai's und ſeiner Freunde, aus dem Felde geſchlagen; wir wollen ihnen Dank wiſſen für die Schonungsloſigkeit, mit welcher ſie, uneingeſchüchtert von Glanz und Namen und ererbtem Anſehen, den neuen Maßſtab der Kritik auch an altehrwürdige Berühmtheiten unſerer Literatur gelegt und, ſo zu ſagen, aufgeräumt haben unter den faulen Vorurtheilen der Zeit.

Ja ſelbſt wo ſie in dieſen ihren Bemühungen zuweilen das Maß überſchritten und, geiſtreicher als wahr, leidenſchaftlicher als gerecht, das Kind mit dem Bade verſchüttet haben: ſo wollen wir ihnen auch dafür Dank wiſſen, weil es ja das Weſen der Entwicklung iſt, immer nur in Extremen zu gehen, weil ferner die Geſchichte auch aus dieſer Ueberſchreitung, dieſer Einſeitigkeit ihren Nutzen gezogen hat, und endlich weil der allgemeine hiſtoriſche Gewinn wohl auch die einzelne perſönliche Schuld einigermaßen verſöhnen und erleichtern darf.

Wie die Romantiker nun aber intenſiv an der Berichtigung unſeres Geſchmackes, an

der Ausbreitung eines geläuterten äſthetiſchen Bewußtſeins arbeiteten: ſo auch extenſiv haben ſie den Umfang unſerer Kenntniß, die Grenzen gleichſam unſerer Literatur, die Marken der Schönheit um ein Außerordentliches erweitert und vergrößert. Das Eine folgte gewiſſermaßen aus dem Andern. Indem ſie mit unerbittlicher Strenge den Wald unſerer Dichtung lichteten, und nicht bloß niederes Geſtrüpp, wucherndes Unkraut, o nein: auch Bäume hieben ſie aus, auch an Wurzeln legten ſie die Axt, deren ſtolzer Wuchs, deren knorrige Maſſe bisher für die Kraft und die Fülle ſelbſt gegolten hatten: ſo waren ſie auch eben dadurch gleichſam verpflichtet, für neuen Anbau zu ſorgen und neue, friſche Pflanzen in den gereinigten Boden zu übertragen.

Die Romantiker zuerſt ſind es, welche uns die Wundergärten der ſüdlichen Literaturen erſchloſſen; ihnen verdanken wir eine Kenntniß der italieniſchen und namentlich der ſpaniſchen Dichtung, welche die frühere bruchſtückweiſe in einem Grade übertrifft, daß man ſagen darf,

unſere Kenntniß dieſer Literaturen habe mit ihnen erſt begonnen.

Ja und wenn wir ihnen nichts weiter zu verdanken hätten, als den Einen Shakeſpeare, dieſen Shakeſpeare der Schlegel und der Tieck, der zugleich ſo engliſch und doch ſo deutſch, ſo fremd und doch ſo vertraut iſt, und um den ſelbſt die Engländer uns beneiden müſſen — wenn es nichts weiter wäre, als nur dies, ſo wäre auch dies Eine ſchon genug, ihnen auf ewig eine der glänzendſten Stellen in unſerer literariſchen Entwicklung zu ſichern.

Allerdings iſt es auch hiebei richtig, daß es keineswegs immer bloß äſthetiſche Rückſichten, daß es keineswegs bloß immer die Schönheit jener Literaturen geweſen, was die Romantiker zu Propheten und Vorkämpfern derſelben gemacht; es iſt richtig, daß auch hieran jene Capricen und Unklarheiten, welche aus dem einſeitigen Standpunkt der Romantiker nothwendig folgen mußten, und deren ich ſogleich im Einzelnen gedenken werde, ſehr lebhaften, ſehr thätigen Antheil genommen; es iſt richtig, daß, wenn

man ſich z. B. nicht entblödete, den Calderon über alle anderen Dichter, ſogar über Shakeſpeare ſelbſt zu ſetzen, oder wenn man der rohen, eckigen, mittelalterlichen Kunſt den Preis zuſprach ſogar vor der Antike — es iſt richtig genug, daß an derlei Uebertreibungen und Verkehrtheiten die falſche, äſthetiſche Barnehmheit, die katholiſirenden Sympathien, die Verlogenheiten und Launen der Romantiker, zum Mindeſten eben ſo viel Theil hatten, als ihre literariſchen und äſthetiſchen Intereſſen.

Allein auch hier wieder gilt, meine ich, was bereits oben ausgeſprochen ward: daß wir uns des hiſtoriſchen Gewinnes freuen, den perſönlichen Irrthum aber als einen allgemeinen, einen Irrthum der Zeit begreifen und, indem wir ihn begreifen, zugleich auflöſen und entſchuldigen ſollen.

Und ebenſo, wenn es richtig, daß die deutſche Sprache unter jener Einführung und Verallgemeinerung der ſüdlichen Versformen, welche von den Romantikern ausgegangen, in

vielen Fällen allerdings auch gelitten hat, und daß auf dieſem Wege mehr als einmal das edle Gold unſerer Sprache zu unwürdig, geſchmackloſem Flitterkram vertändelt worden iſt: ſo bleibt uns doch auch hier der Ausweg, welcher den Späterlebenden gegenüber den Irrthümern einer frühern Generation allemal offen ſteht: nämlich aus der Spreu des Irrthums jenes Korn der Wahrheit, welches auch jedem Irrthum noch zu Grunde liegt, herauszuſcheiden und, das Metall von den Schlacken ſondernd, in reiner Form herzuſtellen, wonach Jene irrend, ahnend geſtrebt.

Und endlich, was (wenn ich nicht irre) das Größte, das Wichtigſte von Allem: indem die Romantiker die Literatur, die Kunſt zur abſoluten Geltung, zum erſchöpfenden Ausdruck alles Daſeins erhoben, ſo ging daraus auch für die Betrachtung der Literaturgeſchichte eine ſo neue, ſo großartige Auffaſſung hervor, daß auch hier alle früheren Verſuche in Schatten treten und daß wir auch für die Behandlung der Literaturgeſchichte die Romantiker als unſere Lehrer, unſere Muſter zu betrachten haben. Jene Auffaſ-

ſung der Literaturgeſchichte, welche heutzutage, wenn nicht etwas Triviales (denn die Wahrheit wird nie trivial), ſo doch etwas Allgemeines, etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes geworden iſt, nämlich die Literatur zu betrachten als ein Abbild des nationalen Lebens überhaupt, als einen in ſich ſelbſt geſchloſſenen, in ſich ſelbſt geſetzmäßigen, lebendigen Organismus — auch dieſe Grundlage aller gegenwärtigen literarhiſtoriſchen Darſtellung iſt von den Romantikern wenn auch nicht zuerſt entdeckt (denn in der That gehen Herder und Schiller hier muſtergebend voran), ſo doch zuerſt verallgemeinert und, auf der Baſis eines ausgebreiteten, gründlichen Wiſſens, in größerem Umfange durchgeführt worden.

Ja Vorträge, wie dieſe gegenwärtigen ſelbſt — ich zweifle, ob ſie jemals ſtattgefunden hätten ohne den Vorgang der Romantiker, welche bekanntlich zuerſt das Wagſtück unternahmen, die Schranke akademiſchen Zunftweſens zu ſprengen und nicht bloß die Gelehrten, nicht bloß die Männer vom Handwerk, ſondern das gebildete

Publikum überhaupt für literarhiſtoriſche Vorträge zu intereſſiren: wennſchon ich mich wohl nicht erſt ausdrücklich dagegen zu verwahren brauche, daß mein Ziel ein anderes, meine Abſicht eine verſchiedene iſt.

Allein wenn nicht das Ziel, ſo haben die Romantiker doch jedenfalls die Methode entdeckt; wenn nicht das Haus ausgebaut, ſo haben ſie doch wenigſtens den Grund gelegt. Und auch dafür gebührt ihnen unſer Dank und unſere Anerkennung. —

Aus dieſem Allen nun, hoffe ich, werden Sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich keineswegs zu jenen abſtracten Widerſachern der Romantik, jenen Romantikerfreſſern quand même gehöre, welche mit einem fanatiſchen „kreuzige, kreuzige!“ Alles und Jedes in die Flamme werfen, das nur irgend mit den Romantikern in Zuſammenhang ſteht.

Auch dieſer Standpunkt hat ſein Recht und ich theile ihn von Herzen: da nämlich, wo er ſich auf die praktiſchen Conſequenzen der Ro-

mantik beſchränkt — Conſequenzen, die ſich im Lauf der Zeit allerdings mit entſetzlicher Gewalt entwickelt haben und auf welche ich im Verfolg dieſer Vorleſungen gleichfalls noch genöthigt ſein werde, Ihre Aufmerkſamkeit zu richten.

Allein auch dies, meine ich, darf die Ruhe, die Unparteilichkeit des geſchichtlichen Urtheils, das mit Lob ſo wenig wie mit Tadel, nur mit Begreifen zu thun hat, nicht ſtören; es darf uns nicht hindern anzuerkennen, was anzuerkennen iſt. Ja ſo wenig wir Bedenken tragen, noch tragen können, die Erbſchaft der Romantiker, wo ſie für unſer Leben Werth und Bedeutung hat, praktiſch anzutreten und fortzuſetzen, ſo wenig wir (möchte ich ſagen) im Stande ſind, jeden Tropfen romantiſchen Blutes aus unſerem Körper zu entfernen, vielmehr nur darauf kommt es an, daß dieſes Blut fröhlich in uns rolle und ſich entfalte in friſcher, kräftiger Geſundheit, in ſchönen, großen und freien Thaten: ſo wenig, meine ich, möchte es auch der Geſchichte ziemen, dieſe Thatſachen zu verkennen und Verdienſte zu läugnen, welche doch einmal

factiſch vorhanden ſind. Es iſt damit, wie mit jenem Chore in der Braut von Meſſina:

Aber treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erprobe das Eiſen den Muth!

In der Halle der Geſchichte dagegen darf nur Eine Göttin thronen: die Göttin der Wahrheit, der Gerechtigkeit.

Aber dieſe Gerechtigkeit iſt eben eine doppelte; nicht nur das Wahre, auch das Falſche, nicht nur die Tugenden, auch die Irrthümer ſollen wir zu begreifen und in ihrem hiſtoriſchen Zuſammenhange zu erkennen ſuchen.

Und ſo glaube auch ich, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher ich, unbeirrt durch die augenblickliche Tagesſtimmung, ſo eben die Verdienſte der Romantiker, in ihrer erſten, früheſten Epoche, anerkannt habe — ich glaube mir dadurch auch das Recht (nämlich wenn es dazu überall eines Rechtes bedürfte) erworben zu haben, auch die Irrthümer und Verkehrtheiten der romantiſchen Epoche darzulegen.

Und zwar nicht bloß jene Irrthümer, in welche jedes Princip, auch das wahrste, auch das beſtberechtigte, mit ſeiner eigenen Entwickelung, ſogar in Folge ihrer, verfällt und die recht eigentlich die Schuld ſind, welche wir Alle der Zeit bezahlen. Vielmehr von jenen Irrthümern, jenen Einſeitigkeiten ſpreche ich, welche der Romantik gleich Geburtsfehlern anhaften und die ebenſo aus den Umſtänden ihrer Entſtehung, wie aus ihrem eigenen Princip hervorgegangen ſind —: aus dem Umſtande, daß das praktiſche Leben hinter dem theoretiſchen, die Geſchichte hinter der Literatur, die Nation hinter ihren Dichtern zurückgeblieben war — und ebenſo aus dem Princip, die Kunſt einſeitig auf ſich zu beſchränken, die Freiheit der Schönheit zu opfern und ſelig hinzuträumen wie Götter, ſtatt zu arbeiten und zu ringen wie Menſchen.

Es iſt vorhin der Höhe der kritiſchen Einſicht gedacht worden, auf welcher die Romantiker in Folge jenes hohen und ausſchließlichen Begriffes, den ſie von der Kunſt hegten, ſich

befanden, und wie weit ſie an äſthetiſcher Einſicht der Mehrzahl der damaligen Schriftſteller ſowohl wie des Publikums überlegen waren. Sie waren die Beſſerwiſſenden, ohne Zweifel: nur ſchade, daß ſie ſelbſt ſich zu ſehr als ſolche wußten. Die Ueberlegenheit wurde zur Ueberſchätzung, die Höhe des Standpunktes gebar den Hochmuth. Der Genies giebt es allezeit wenige. Die Romantiker daher, indem ſie nichts anerkannten als nur das Genie, indem ſie an Alles unterſchiedlos nur die höchſten und gewaltigſten Forderungen richteten, ſo gewöhnten ſie ſich und gefielen ſich darin, eine Literatur in der Literatur, ein Volk im Volke, eine kleine bevorzugte Gemeinde zu ſtiften, gegenüber der geſchmackloſen, rohen, ungebildeten Menge. Es fehlte ihnen jener ſchöne, liebevolle Eifer, jenes duldſame, pädagogiſche Element, durch welches namentlich Schiller, durch welches Fichte ſo groß geweſen und ohne das es überhaupt nur ſchwer, wenn nicht unmöglich fällt, groß zu ſein in irgend einer Sphäre menſchlicher Fähigkeit, menſchlichen Thuns: darum, weil

man ohne das dem wahren Boden aller Größe, dem Boden ſeines Volkes, entſagt.

Die Romantiker knüpfen hierin, wie in vielem Andern, an Goethe an, deſſen Vornehmheit ſo oft und viel beſprochen iſt.

Ich meine damit nicht jene Vornehmheit des perſönlichen Verhaltens, jene ſteife Förmlichkeit, jene Kälte des Umgangs, die man Goethen nachſagt und in welcher er — es bleibe unentſchieden, ob mehr den Miniſter eines kleinen Landes, oder den Patrizierſohn einer großen Stadt repräſentirte. Ich meine die andere, die literariſche Vornehmheit, die Geringſchätzung der Maſſen, die Verachtung des Publikums, von welcher der große Dichter mehr als billig beherrſcht ward und durch die er namentlich einen ſo merkwürdigen Gegenſatz gegen Schiller bildete. Bei Goethe (wie ich dies ſchon neulich erwähnte) war dieſe Vornehmheit ein unmittelbares, naives Ergebniß ſeiner geſammten Natur; er war nun eben der ſchöne Egoiſt, die fertige, runde Perſönlichkeit, die nach den An-

deren nichts fragt, deshalb, weil ſie nichts nach ihnen zu fragen braucht.

Bei den Romantikern dagegen war dieſe Vornehmheit vielmehr eine reflectirte, erkünſtelte, ſelbſtbewußte; ſie verachteten die Menge — nicht bloß weil ſie ſelbſt ſo weiſe, nein: auch weil die Menge ſo dumm. Das Goethe'ſche Leben und Lebenlaſſen war bei ihnen zu einem ariſtokratiſchen: ich lebe und die Andern bilden ſich bloß ein zu leben — geworden. Goethe war ſubjectiv, die Romantiker wurden excluſiv; Goethe bildete die Welt und freute ſich an ihr, die Romantiker verachteten ſie und ſpotteten ihrer.

Indem nun die Romantiker auf dieſe Weiſe ſich loslöſten von der Maſſe des Publikums, indem ſie ſich beſſer, weiſer, geiſtreicher fühlten, als alle Uebrigen: ſo war es eine unvermeidliche Folge, daß ſie, um ſich nicht wider ihren Willen zu verlieren in der Menge, welche ſie verachteten, ſich zuſammenthaten in Cliquen und Coterien.

Die Romantiker ſind die eigentlichen Separatiſten unſerer Literatur. Die Clique, die

abgeſonderte, excluſive Partei, wenn ſie auch, als die verdorbene, ungeſunde Frucht einzelner krankhafter Perſönlichkeiten, ſchon vorher hie und da in unſerer Literatur aufgetaucht war: ſo waren es doch erſt die Romantiker, welche ſie förmlich ausbildeten und zum Princip erhoben; ſo waren doch ſie es erſt, welche, das Eis der heiligen Scham durchbrechend, jene kleinen Künſte literariſcher Intrigue, jene unſauberen Mittel der Parteilichkeit und des Eigennutzes, die bis dahin wohl auch, aber doch immer nur im Stillen, doch immer nur heimlich gebraucht worden waren, zuerſt auf offenem Markte, maſſenhaft, in einer förmlich organiſirten Preſſe, zur Schau trugen; ſo waren doch ſie es erſt, durch welche das Publikum gewöhnt ward, in der Literatur zuerſt und vor Allem den Scandal zu ſuchen.

Auch blieb dies Cliquenweſen keineswegs bloß innerhalb der Literatur, es zeigte ſich nicht bloß als literariſche Partei: es ging — und dies war bei Weitem das Unſeligſte! auch über in unſere Geſelligkeit, ja in die Mitte unſeres häuslichen Lebens. Jene leidige,

Manie, die Literatur und was daran hängt, Kunſt, Theater ꝛc. zum ausſchließlichen Gegenſtande geſelliger Unterhaltung zu machen, von den Begebenheiten des öffentlichen Lebens aber, von den Zuſtänden der Geſchichte, den Angelegenheiten des Vaterlandes, der Gemeinde, des bürgerlichen Verkehrs iſt keine Rede; jene parfümirten Thees, wo man „mit wenig Witz und viel Behagen" um ein Buch, ein Kunſtwerk, einen berühmten Mann ſich verſammelt — nicht aus Begeiſterung, aus innerem Bedürfniß: bloß weil die Mode es verlangt und weil es ſo für vornehm, für feingebildet gilt, wo man ſich langweilt im Stillen und doch in dieſer Langenweile ſich unendlich viel vornehmer vorkommt, als der Pöbel, der ſich amüſirt: es iſt ja äſthetiſche Langeweile . . .!

Alle dieſe und tauſend ähnliche Mißgeburten und Unarten unſeres modernen geſellſchaftlichen Lebens haben ihre eigentliche Abſtammung bei den Romantikern. Es iſt dies, ſo unbedeutend, ſo ſpaßhaft es vielleicht erſcheint, doch im Gegentheil eine außerordentlich wichtige, eine au-

ßerordentlich ernſthafte Sache. Unſäglich, unberechenbar iſt der Schade, welchen die Kraft, die Würde, die Männlichkeit der Nation, unſäglich der Nachtheil, welchen die praktiſche Entwicklung unſeres öffentlichen Lebens, die Angelegenheiten unſeres Vaterlandes dadurch erlitten haben und noch zur Stunde erleiden. Aus dieſen Kreiſen, in denen die Unnatur gleichſam zur Natur geworden, in denen Weichlichkeit und Schönthuerei die Herrſchaft führen, in denen jedes Wort verpönt iſt, es ſei denn geflüſtert, jeder Blick, er ſei denn verſchleiert, in denen man ſich entſetzt und die Flucht ergreift vor jeder unmittelbaren Empfindung, jeder leidenſchaftlich natürlichen Regung, wie vor etwas Unſchicklichem, etwas Verbotenem — welche Kraft, welcher Gewinn kann aus ihnen noch hervorgehen für den wirklichen Bedarf des Lebens? Dieſe Geiſter, die ſo frühe ſchon ſich gewöhnt, die Stichworte ihres Urtheils von Andern zu empfangen und Bewunderung zu heucheln, wo ſie vielleicht gar nichts, vielleicht ſogar Abneigung, ſogar Langeweile empfinden — dieſe Seel-

chen, die allemal außer ſich gerathen und ſchwärmen und können ſich nicht laſſen vor Entzücken über ein neues Buch oder ein neues Bild, ein Lied oder dergleichen — dieſe ganzen Menſchen, die gar nicht Menſchen ſein wollen, nein: nur Genies, nur geiſtreiche, bevorzugte, äſthetiſch-ätheriſche Weſen — was, ich frage! wenn der Sturm der Geſchichte daherweht, wenn das Vaterland, die Pflicht des Bürgers ſie fordert — was ſteht von dieſen zu erwarten?!

Allein wozu noch die Frage? Die Geſchichte hat bereits grauſam darauf geantwortet; ſorgen wir, daß ſie es nicht zum zweiten Male thut.

Es iſt dies namentlich auch einer derjenigen Punkte, wo die Romantiker, trotz ihrer Bildung und trotz ihrer Genialität, doch in entſchiedenem Nachtheil ſtehen gegen die arg verſchrieene Periode der Nicolaiſchen Aufklärung, wie langweilig, wie nüchtern dieſelbe auch geweſen. Es waren ernſte, trockene Männer, dieſe Aufklärer, ja: allein es waren doch Männer; ſie waren trivial zum Theil, aber das Volk verſtand ihre Trivialität;

ſie verſtanden nicht viel von der Kunſt und der Aeſthetik, aber ſie verſtanden das Leben, es waren praktiſche, patriotiſche Naturen — Naturen, denen die Schönheit noch nicht den Boden der Sittlichkeit, die äſthetiſche Bildung, noch nicht die Grundlage des moraliſchen Charakters unter den Füßen weggezogen.

Denn auch dies darf nicht verſchwiegen werden: wie die Romantiker ſich literariſch und künſtleriſch von der Maſſe abſonderten, wie ſie ſich ein poetiſches Wolkenkukuksheim in den Lüften bauten, fern von ihrem Vaterlande und dem feſten, ſichern Boden der Wirklichkeit: ſo auch löſten ſie ſich ab von der geheiligten, der Sitte ihres Volkes, und ſchufen ſich eine neue, geniale Sittlichkeit, eine Sittlichkeit, deren erſtes und einziges Geſetz die Willkür des eigenen Subjectes war.

Das heißt alſo mit anderen Worten: ſie ſchafften die Sittlichkeit überhaupt ab, ſie warfen ſie zu dem Plunder der Zopfzeit, zu den abgetragenen Pointen der Aufklärung. Sittlichkeit?! Ei pfui: nur Schönheit! nur Genie!

nur freies Spiel der Willkür, nur angenehmes Gehenlaſſen jeden Einfalls und jeder Laune!

Auch hierin wieder erinnern die Romantiker an ihre früheſten Vorläufer, die Stürmer und Dränger: mit dem Unterſchiede jedoch, daß, was dieſe gleichfalls im Princip verfehlen, doch wieder einigermaßen verſöhnt und gut gemacht wird durch die Leidenſchaft, den Muth, die Hingabe, mit der ſie ihr einſeitiges, falſches Princip gegen die widerſtrebende Welt durchzuſetzen ſuchen.

Davon, wie ſchon erwähnt, iſt bei den Romantikern keine Rede mehr: es iſt der Uebermuth ohne Muth, es iſt die Sinnlichkeit ohne Leidenſchaft.

Daher auch die vielen Sentimentalitäten, die moraliſchen Zerknirſchungen, die Selbſtquälereien und Pinſeleien, welche die Romantiker auszeichnen und in denen ſie die Hamanns, die Jakobi's und ähnliche ihrer Vorläufer aus dem achtzehnten Jahrhundert mit wahrhaft bewunderungswürdiger Virtuoſität und Mannigfaltigkeit fortſetzen. Daher endlich die Ironie, dieſes

ſo viel geprieſene, ſo zum Ueberdruß gebrauchte Loſungswort der Romantik, dieſes (wie ſie behaupteten) oberſte Geſetz und Geheimniß der Kunſt, dieſes wahre Schibboleth der Eingeweihten — und das, ein ächt romantiſcher Zug! doch Niemand von ihnen ſo eigentlich erklären und ſagen kann, worin es beſteht.

Wir jetzt, denen die Romantik als fertige Thatſache vor Augen liegt, ſehen auch in dieſem Punkt ein wenig deutlicher. Wir wiſſen, daß es mit dieſem großen, unſagbaren Geheimniß der Ironie nichts Weiteres auf ſich hat, als wie mit Geheimniſſen meiſtentheils; wir wiſſen, daß ſie, entkleidet von den myſtiſchen Redensarten ihrer Erfinder und Vertheidiger, nichts Anderes iſt, als die letzte, feinſte Conſequenz der romantiſchen Genialität überhaupt: einer Genialität, die von Allem abſtrahirt, die mit Allem nur ſpielt, der Alles nur problematiſch iſt — und darum zuletzt auch ſie ſelbſt! darum zuletzt auch die Schöpfung ihres eigenen Innern, ihr eigenes Kunſtwerk bezweifelt ſie! darum auch an den Künſtler, als letzte, höchſte

Stufe der Vollendung, ſtellt ſie die Forderung, auch im Akt der poetiſchen Zeugung ſelbſt ſich aus ſeiner genialen Ruhe, ſeinem ſchönen Quietismus nicht herausbringen zu laſſen.

Die Ironie der Romantiker beruht weſentlich auf dem Fichte'ſchen Begriff der Subjectivität, der abſoluten, allmächtigen Perſönlichkeit; ſie beruht auf ihm und ſetzt ihn voraus, wie die Carricatur das Urbild, wie die Lüge die Wahrheit vorausſetzt; ſie iſt eine Conſequenz der Fichte'ſchen Philoſophie, das iſt zuzugeſtehen: aber keine wahre, lebendige, nur eine formale, eine bloß abſtracte Conſequenz. Nur das Subject iſt wirklich, nur ich bin; ſelbſt was das Subject außer ſich ſetzt, ſelbſt die eigenen Werke meines Geiſtes, ſie ſind gar nicht wirklich, ſie haben kein Recht des Daſeins, keine Wahrheit, keine Macht: ſie ſind nur, weil ich ſie will! ſie ſind nur, weil es mir gefällt, weil ich gerade bei Laune, weil ich gerade ſo herablaſſend bin, ſie ſein zu laſſen! Ihr Leben iſt nur ein Scheinleben; jeden Augenblick, wo es mir gefällig, wie ich ſie geſchaffen, könnte ich

sie auch vernichten; es sind Blasen, die mein Hirn treibt, Schatten, Zeichen, Symbole, die an sich nichts sind, die nur sagen, nur bedeuten, was ich sie bedeuten lassen will, die daher auch Niemand eigentlich verstehen, Niemand begreifen, Niemand genießen kann, als ich, ihr Schöpfer, ihr Herr, ihr Alles!

Dieses souveraine Bewußtsein der eigenen absoluten Persönlichkeit, diese Kälte in der Leidenschaft, dieses Verneinen im Bejahen, dieses Zerstören im Schaffen, dieses allgemeine, absolute in Frage setzen, dieser Nihilismus um jeden Preis — siehe da die vielgepriesene Ironie der Romantiker, siehe da das innerste Geheimniß der Kunst, siehe da den Adelsbrief, das Privilegium gleichsam, das verfeinerte, exclusive Bewußtsein, durch welches die Genies, die Poeten, die großen, bevorzugten Geister sich von dem dichten Haufen der Mittelmäßigkeit, der dummen, unmittelbaren Hingabe der Masse unterscheiden!

Siehe da aber auch den Untergang jeder wahren, edlen, innigen Begeisterung! siehe da

den Tod jedes energiſchen, von ſich ſelbſt, ſeiner eigenen Wahrheit, ſeiner eigenen Kraft getragenen Strebens! ſiehe endlich da, angewandt auf die praktiſchen Verhältniſſe des Lebens, das Ende aller Thatkraft, aller Treue, aller ſittlichen Uebereinſtimmung und Würde! —

Behüte der Himmel, daß wir hier zu einem Sittengerichte zuſammenſitzen und den Stab brechen wollen über die Herzen der Menſchen; ſogar über äſthetiſche Eigenſchaften zu urtheilen habe ich abgelehnt, wie würde ich es über moraliſche? Poetiſche Talente, künſtleriſche Fähigkeiten zu prüfen, den Maßſtab anzulegen an literariſche Productionen habe ich verweigert — wie würde ich Herzen wägen, Ueberzeugungen richten, wie würde ich Thaten nachgehen wollen in das Geheimniß ihrer ſittlichen Motive?!

Aber daß ſittliche Zerwürfniſſe der ſchlimmſten Art, daß Eheſcheidungen, Religionswechſel, politiſche und religiöſe Ueberläufereien in den romantiſchen Kreiſen überraſchend häufig vorgekommen ſind; daß der Glaube, das Vaterland, die Freiheit von Niemand in dieſen letzten Jahr-

zehnten so häufig vertauscht, verrathen, verkauft worden sind, wie aus der Mitte der Romantiker; ja daß dieser Jammerzustand unserer gegenwärtigen Geschichte, diese Politik der Falschheit und der Lüge, diese kokette, ironische, genialisirende Politik, welche in diesem Augenblicke an uns herum experimentirt, gleichfalls nichts Anderes ist, als Romantik: politische, wie ehemals poetische, fürstliche, wie ehemals bürgerliche Romantik — und daß daher auch für dieses Elend der Gegenwart, diese aufgedrungene Schmach unseres öffentlichen Lebens Niemand anders in Anspruch zu nehmen ist, als wiederum die Romantiker: dies Alles sind Thatsachen, welche anzuführen wohl erlaubt sein wird, eben weil es Thatsachen und weil kein höfisches Ignoriren das Factum ihrer Existenz verändern könnte.

Und doch kann Niemand in dem abstracten Nichts ausharren. Es muß der Mensch, nach dem Worte des Dichters, Etwas haben, woran seine Seele sich hängt: wer an den Geist nicht mehr glaubt, der glaubt an Gespenster, wer seine Götter zerschlagen, der macht sich Götzen.

Auch die Romantiker konnten es in der absichtlichen, künstlichen Oede, welche sie um sich geschaffen, in dieser geflissentlichen Abstraction von allen positiven Mächten des Lebens auf die Dauer nicht ertragen. Des natürlichen Bodens, des Bodens der Geschichte, des Volkes, der Sitte hatten sie sich begeben: so suchten sie nach einem neuen, künstlichen, einem Boden, der, gleich jenen scheinbaren Inseln, jenen Anhäufungen von Schlingpflanzen und Flechten und Gräsern, von denen die Naturforscher uns erzählen, mit trügerischem Grün den Abgrund überdeckt; ihr angebornes lebendiges Herz in natürlicher, warmer Fülle hatten sie in selbstmörderischem Wahnsinn aus der Brust gerissen: so suchten sie es zu ersetzen durch einen künstlichen Mechanismus, ein Uhrwerk, ein Automat mit Rädern und Stiften, dessen eintönig knarrende Bewegung den schönen, freien Puls des Lebens nachäffen sollte.

Daher dieser Ruf nach einem Mittelpunkt, einem Centrum der Literatur, welcher diese ganze Zeit der Romantiker erfüllt; daher dieses Be-

dürfniß, ſich äußerlich anzulehnen an gewiſſe Zeiten, gewiſſe Zuſtände, gewiſſe Muſter, welche nun ein für alle Mal für poetiſch gelten ſollten; daher dieſe Verſuche und Anſtrengungen, dieſe Irrfahrten und Wanderungen, dieſer ganze abenteuerliche Drang, der Kunſt von außen her durch neue Stoffe, neue Formen ein Leben, eine Friſche zuzuführen, die ſie an ſich ſelbſt ſchon nicht mehr beſaß! —

Es ſind beſonders drei Richtungen, welche ſich dabei unterſcheiden laſſen, drei Wege, auf welchen die Literatur abirrte, da ſie den Weg der Geſchichte, den Weg der Freiheit, die zugleich die Schönheit iſt, nicht gehen wollte — oder vielmehr, genöthigt durch die öffentlichen Zuſtände im Allgemeinen, ſie konnte ihn nicht gehen.

Zuerſt die einſeitige und capricirte Hinneigung zum Mittelalter. Im Mittelalter, in dieſer Dämmerungsepoche der modernen Welt, wo die Gegenſätze, welche gegenwärtig unſer Leben erſchüttern, noch ſchlummernd unter der Decke lagen und nur mitunter jählings zuckten ſie wie

im Traum, und einzelne unverſtandene Laute klangen prophetiſch, ahnungsvoll in die allgemeine Stille hinein — in dieſer träumenden, dämmernden Epoche, dieſem Pflanzenleben des Mittelalters, wo die Geſchicke noch maſſenweiſe gingen, wo noch keine geſchichtliche Kriſis den Frieden des Einzelnen ſtörte, glaubte man das wahre, vollkommene Zeitalter der Menſchheit erkannt zu haben. Die antike Welt, in ihrer geſunden Friſche, ihrer prallen Kraft, ihrer geſchloſſenen, herben Schönheit, erſchien dem weichlichen, bedürftigen Sinne dieſer neuen Zeit als etwas Kaltes, Ablehnendes, Unverträgliches; ihre krankhafte Neigung, ihr Streben ohne Ziel, ihre Leidenſchaft ohne Feuer, ihre Empfindung ohne Wahrheit fühlte ſich ſympathetiſch hingezogen zu den verzwickten, verſchrobenen Formen der mittelalterlichen Welt.

Dazu trat das nationale Element. Niemals iſt ein Irrthum ſo ſchroff, daß ihm nicht noch etwas Wahrheit, niemals eine Verkehrtheit ſo craß, daß ihr nicht noch eine Ahnung, nicht noch wenigſtens ein Bedürfniß des Richtigen zu

Grunde läge: wie ja auch alle Verkrüppelungen des Körpers immer nur Ausartungen, nur Ueberſchreitungen des geſunden, natürlichen Wachsthums ſind. Jene Welt des Schönen, jene Erneuerung des antiken Lebens, wie ſie ſich in Goethe verwirklicht hatte, war unendlich großartig, unendlich erhaben, ganz gewiß. Aber dennoch, ja eben durch ihre Größe, durch ihre Erhabenheit, hatte ſie etwas Iſolirtes, etwas Fremdes, es fehlten ihr jene nationalen Fäden, jene Adern volksthümlichen Lebens, welche in letztem Grunde alles Große, alles Erhabene verknüpfen und beleben ſollen. — Und eben ſo der Humanismus, die Bildung, die ſchöne freie Menſchlichkeit der Aufklärungsperiode, — auch ſie war etwas Großes, Erhabenes: allein auch der Kosmopolitismus, wie gebildet er auftrete, iſt etwas Einſeitiges, ſogar etwas Verderbliches, wenn er ſich nicht, gleich einem freien, weiten Horizonte, über dem feſten Boden des patriotiſchen, des nationalen Bewußtſeins erhebt.

Auch dies iſt ein Gegenſtand, der gerade in dieſen unſern neueſten Tagen mehrfach zur

Sprache gekommen iſt. Ueberſättigt von den vielen patriotiſchen Phraſen, die man hören, beleidigt durch das Zerrbild von Nationalität, von Deutſchthum und urgermaniſchem Bewußtſein, das man anſehen müſſen, hat man in neueſter Zeit wiederum nicht übel Luſt gezeigt, Patriotismus und Nationalität als Beſchränktheiten, als Grillen, ja als Hinderniſſe der Freiheit noch einmal über Bord zu werfen; jenes Weltbürgerthum, jene kosmopolitiſche Gleichgiltigkeit, unter deren ſchmeichelndem Hauch die Blüthe unſeres Volkslebens ſo ſchmachvoll hinwelkte, die uns ſo theuer zu ſtehen gekommen, die wir ſo grauſam gebüßt durch den Verfall unſerer politiſchen Macht, unſeres politiſchen Lebens — man will ſie uns noch einmal als das wahre Lebenselixir, als einziges Heilmittel von allen Nöthen und Gebrechen der Zeit empfehlen. Vielleicht daß ſich im Verlauf dieſer Vorleſungen Gelegenheit findet, noch einmal, und dann ausführlicher, auf dieſen Punkt zurückzukommen. Hier einſtweilen genüge es, darauf hinzudeuten, wie Nationalität nichts Anderes

iſt als die Individualität, Nationalgefühl nichts Anderes, als das Selbſtbewußtſein, das perſönliche, das Ehrgefühl der Völker; es genüge darauf hinzudeuten, daß, wie es niemals Aufgabe der Bildung iſt, die Individualität zu zerſtören, vielmehr ſie ſoll erſt recht zu ihrer vollen Wahrheit entwickelt, ſie ſoll verſöhnt und ausgeglichen werden mit dem Allgemeinen: ebenſo auch kann und wird es niemals Sache der Freiheit ſein, die Nationalität, das heißt das Selbſt, die angeborene Eigenthümlichkeit der Völker aufzuheben: im Gegentheil, ſie wird ſie erſt zu ihrer Wahrheit, ihrer Vernunft gleichſam bringen — und dieſe Vernunft der Völker iſt eben die Freiheit, wie die Vernunft der Individuen das Recht iſt.

Damit iſt denn auch der Conflict gelöſt zwiſchen Nationalität und Humanität: das Beſondere ſoll ſich auflöſen zum Allgemeinen, das Allgemeine ſich verkörpern im Beſondern, die Nationalität ſoll human, die Humanität ſoll national werden. Im Reiche der Freiheit wohnen die Völker friedlich neben einander: gebt jedem

Einzelnen ſein Recht, jedem Volke ſeine Freiheit — und das ſo lange geſuchte Traumbild des ewigen Friedens iſt verwirklicht! —

Die Romantiker nun fühlten dieſen Mangel nationalen Lebens, volksthümlicher Wahrheit, welcher, bei allem ſonſtigen Reichthum, dem modernen Hellenenthum Goethe's und ſeiner Epoche anhaftet; ſie ſuchten ihn zu erſetzen, ſie wollten die Kunſt zurückführen aus der verſunkenen Welt des Alterthums auf den Boden unſeres Vaterlandes — —

Aber o ſchade: ſtatt der Göttin umarmten ſie die Wolke! ſtatt ſich hineinzuſtürzen in das friſche Meer der Gegenwart, wateten ſie rückwärts und verloren ſich in die Untiefen unſeres mittelalterlichen Lebens!

Es iſt dies ganz dieſelbe Erſcheinung, die ſich in dieſem Augenblick in unſerer politiſchen Entwicklung wiederholt. Auch unſere Staatsmänner, nachdem ſie ſo lange undeutſch geweſen, nachdem ſie das Schiff der öffentlichen Wohlfahrt ſo lange nach fremdem Winde gelenkt, fangen endlich an, das Bedürfniß einer

eigenen, volksthümlichen Entwicklung zu spüren; der Patriotismus wird rehabilitirt, es ist wieder erlaubt, von Deutschthum, deutschem Vaterlande, deutscher Einigkeit zu sprechen; Fürsten selbst erheben sich und halten Reden und bringen Toaste aus auf deutsche Einigkeit und deutsche Größe — Toaste, für die noch zehn Jahre zuvor der allergetreueste Unterthan als Hochverräther wäre zur Untersuchung gezogen worden.

Allein auch hier wieder welche Nationalität ist es, die sie meinen? wo liegt das Deutschland, von dem sie sprechen? welche volksthümlichen Institutionen, welche geschichtlichen Zustände sind es, die sie uns empfehlen? Greifen auch sie nicht, statt sich frohen Muthes der Gegenwart und ihren Rechten, ihren Bedürfnissen hinzugeben, vielmehr rückwärts in die Vergangenheit und schieben uns, statt der neuen, freien Zeit, die sie verkündet, den Wechselbalg eines reflektirten, erkünstelten, unwahren Mittelalters unter?!

So gehen den großen Ereignissen der Zu-

kunſt nicht bloß ihre Geiſter, auch ihre Geſpenſter gehen ihnen voran. Hoffen wir, daß die Sonne dennoch aufgehen und mit wohlthätig befreiendem Strahl dieſe traurigen Schatten auflöſen wird in das Nichts, dem ſie entſprungen! —

Das Zweite ſodann, woran die Romantiker ſich anzulehnen, worin ſie einen Mittelpunkt ihrer Kunſt zu finden ſuchten, war der Katholicismus. Zum Katholicismus wurden ſie nicht allein durch ihre mittelalterlichen Sympathien, nicht bloß durch das Muſter jener ſüdlichen Literaturen geführt, hauptſächlich der ſpaniſchen, welche ſie, wie vorhin erwähnt, mit Vorliebe pflegten; es war nicht bloß der imponirende Anblick der mittelalterlichen Kirche, einer Kirche, deren koloſſale Abgeſchloſſenheit, deren unerſchütterliche Stabilität jenes Reich des ewigen Friedens, der allgemeinen träumeriſchen Ruhe zu verwirklichen ſchien, nach welchem die Romantiker ſich ſehnten, von dem ſie ſangen und dichteten, wie von einem ſaturniſchen Zeitalter, einer untergegangenen Inſel der Seligen: es war ebenſo ſehr, und noch mehr ſogar, die

Haltungslosigkeit ihres eigenen Innern, ihre eigene sittliche Zerflossenheit, ihre moralische Entnervtheit, was sie, nach tausend Irrthümern und Kämpfen, zerbrochen, müde, abgenutzt, endlich dem Katholicismus in die Arme warf. Es ist ein sehr charakteristischer Zug, daß von den Hauptstimmführern der Romantik gerade diejenigen, die den Katholicismus am Lautesten gepredigt, die am Meisten geliebäugelt haben mit katholischen Bildern, katholischen Formen, durchgängig nicht als Katholiken geboren und erzogen worden: es sind Protestanten, die katholisch geworden, es sind müde, schiffbrüchige Seelen, die sich in den Katholicismus als eine Zuflucht, einen Hafen nach dem Sturm gerettet haben.

Das Dritte endlich, wodurch die Romantiker der Literatur zu geben suchten, was ihr fehlte, einen Inhalt, eine unmittelbare, lebendige, concrete Fülle, war dies, daß sie dieselbe zu Gaste schickten bei sich selbst: ich meine, daß sie die Literatur zu nähren suchten von der Literatur, daß sie Bücher schrieben über Bücher, Gedichte über Gedichte, Komödien über Komödien. Es

fehlte der Literatur an Stoffen, es fehlte ihr an Gegenständen, deren sie sich bemeistern, die sie darstellen, durch deren Darstellung sie wirken konnte. Aber wohlan, lebt nicht der Dachs vom eigenen Fett? und sollte es nicht ebenso möglich sein, Literatur zu machen von der Literatur? — So entstanden jene Künstlerromane, jene Dramen, welche, statt das wirkliche Leben, das Leben der Einzelnen, die Schicksale der Völker künstlerisch abzuspiegeln, nichts Würdigeres auf die Bühne zu bringen wußten, als literarische Kämpfe, ästhetische Streitfragen, als schlechte Bücher elender Scribenten, die kaum des Witzes und ganz gewiß nicht des Eifers werth waren, der hier an ihre Verspottung, ihre Vernichtung gewendet ward.

Auf die Theilnahme des Volks natürlich, die Sympathie der Masse mußte bei all diesen Bestrebungen verzichtet werden. Was war dem Volke das Mittelalter? was ihm der Katholicismus, zumal dieser nebelnde, schwebelnde, süßduftende, den z. B. die starre, ehrliche Frömmigkeit des Tyrolers unmöglich hätte können für

ebenbürtig anerkennen? Was auch waren dem Volke dieſe literariſchen Streitigkeiten, dieſe Kämpfe der Syſteme, dieſe Fehden der Coterien? was war ihm dieſer Froſch- und Mäuſekrieg der Schriftſteller, an dem die Romantiker zu Homeren zu werden ſuchten?!

Und ſo mußte gerade das, wodurch die Romantiker die Literatur zu retten ſuchten, ſie nur noch tiefer ſtürzen; ſo mußte gerade das, was der Kunſt Boden, Inhalt und Mittelpunkt verleihen ſollte, nur dazu dienen, ſie noch ſchroffer abzulöſen von dem, was ihr allein Boden, Inhalt und Mittelpunkt ſein konnte: von dem Volke.

Wie ſich dieſe allgemeinen Umriſſe der Romantik nun in einzelnen literariſchen Perſönlichkeiten des Näheren geſtalten, wie auf den Propheten der Romantik, Novalis, ihr Geſetzgeber, Schelling, ihre Kritiker, die Schlegel, ihr Dichter, Tieck — und wie nach dieſen Häuptern und Meiſtern der ganze breite Strom der philoſophirenden, kritiſirenden und politiſirenden Romantiker folgt, davon einiges Genauere im nächſten Vortrage.

Dritte Vorleſung.

Die Hauptvertreter der Romantik: Novalis; Parallele mit Hölderlin. — Schelling: Stellung ſeiner Philoſophie; quietiſtiſches Princip derſelben; Auffaſſung der Kunſt. — Die Schlegel. Ihre literariſche Betriebſamkeit in Journalen und Vorleſungen: die romantiſche Clique; Einfluß aufs Publikum. Die Lucinde. — Tieck. Sein Verhältniß zu Goethe, zur Romantik. Tieck und die Berliner Aufklärung: William Lovell. Uebergang zur Romantik: Sternbald's Wanderungen. Zerbino, die verkehrte Welt, Genoveva ꝛc. Unterbrechung der poetiſchen Thätigkeit: literarhiſtoriſche Studien; Uebergang zur Novellenpoeſie. — Der romantiſche Schwarm. Die Wiſſenſchaft: Steffens, Görres, Creuzer, Adam Müller, Solger ꝛc. Die altdeutſche Philologie: die Grimms. Romantiſche Poeten: Brentano, Werner, Fouqué, Arnim ꝛc.

In meiner neulichen Vorleſung habe ich mich bemüht, Ihnen ein allgemeines Bild der Romantik, ihrer Entſtehung und ihrer weſent-

lichſten Elemente zu geben; der Zweck der heutigen iſt es, dieſe allgemeinen Umriſſe in beſtimmten einzelnen Perſönlichkeiten nachzuweiſen und Sie mit den vornehmſten Vertretern der romantiſchen Epoche bekannt zu machen. Ich wiederhole dabei, was ich bereits früher erinnert: nämlich daß es keineswegs in der Abſicht dieſer Vorträge liegt, ausführliche äſthetiſche Raiſonnements, literariſche Kritiken, Beurtheilungen einzelner Werke zu geben, als vielmehr den Zuſammenhang aufzudecken, welcher die Literatur mit der Geſammtheit unſerer nationalen Zuſtände verbindet. Auch jetzt, bei dieſer Charakteriſtik einzelner bedeutender Perſönlichkeiten, werde ich an dieſem Grundſatze feſtzuhalten ſuchen; auch hier wird es hauptſächlich die Geſammtheit ihrer Erſcheinung, die Totalität ihres künſtleriſchen Wirkens ſein, worauf ich Ihre Aufmerkſamkeit zu lenken ſuche, und wie gewiſſe Richtungen der Zeit in gewiſſen Dichtern, gewiſſen Schriften ſich concentriren; auch hier endlich, auf den leichterworbenen Ruhm äußerer Vollſtändigkeit verzichtend, werde ich meine Darſtel-

lung ausschließlich auf die geringe Zahl derer beschränken, in denen diese Concentration vorzugsweise entweder zuerst, oder doch in einer besonders energischen, eigenthümlichen Weise stattgefunden. Auch hier also wird es eigentlich nichts Neues sein, was Sie vernehmen, auch hier ist es nicht auf positive Bereicherung Ihrer Kenntnisse, auf Lehren und Urtheilen, Richten und Unterrichten abgesehen: meine Aufgabe wird erfüllt sein, wenn es mir gelingt, in den bekannten Thatsachen der Literaturgeschichte jene Fäden nachzuweisen, mit deren Auffindung wir uns in der neulichen Vorlesung beschäftigt haben.

Der Erste demnach, von dem hier die Rede sein muß, ist Novalis.

Es ereignet sich in der Geschichte öfters, der politischen sowohl wie der literarischen, daß großen, neuen Zeitabschnitten, großen Wendepunkten der Entwicklung gewisse einzelne Persönlichkeiten voraufgehen, welche den Inhalt der neuen, kommenden Epoche gleichsam auszugsweise in sich tragen, in denen, was die Zukunft erst lang-

ſam im Lauf der Jahre, der Jahrzehnte, und oft erſt der Jahrhunderte reift, zuſammengeſchachtelt liegt, wie die Frucht im Keim. Perſönlichkeiten dieſer Art zeichnen ſich nicht allein durch ihre Energie, ihre geiſtige Bedeutſamkeit aus: ſie werden auch in der Regel von einem gewiſſen naiven Duft, einem Duft der Urſprünglichkeit und des unmittelbaren Lebens begleitet, der ſie unendlich liebenswürdig macht, ja der uns ſelbſt da mit ihnen ausſöhnt, wo wir im Uebrigen ihre Richtung als ſolche nicht billigen, nicht theilen können. Es iſt hier alſo nicht wie ſonſt, daß die erſten Früchte die herbſten ſind: vielmehr umgekehrt, die Geſchichte macht es wie die Fürſten, bei denen auch immer nur der Erſtgeborne der eigentliche Herr, der Scepterträger iſt; ſie erſchöpft ſich in ihren Wiederholungen und der Nachfolger wird ſtrenger beurtheilt, bloß darum, weil er Nachfolger iſt.

Ganz ſolch ein Vorläufer, in dem ganzen Reiz der erſten jugendlichen Friſche, dem ganzen Zauber der Urſprünglichkeit, iſt nun auch Novalis. Gleich einem einſamen, irrenden Stern

wandelt er der romantiſchen Dämmerung voran; er iſt der Mond, der blaſſe, kranke, der über der Zaubernacht der Romantik ſchwebt. Nicht nur, daß alle ſpäteren Entwicklungen der Romantik in ihm vorgebildet liegen: ſie liegen auch in ihm als Elemente ſeiner ſelbſt, als nothwendige, unwillkürliche Beſtandtheile ſeines eigenen Ich. Novalis (wie ſeltſam dieſe Zuſammenſtellung auch klingen möge) iſt der naive Romantiker; er iſt Romantiker, ohne es ſein zu wollen, aus urſprünglichem, natürlichem Drang, ich möchte ſagen: aus göttlicher Beſtimmung.

Von einer unheilbaren Krankheit befallen, einem frühzeitigen Tode rettungslos beſtimmt, war Novalis von jenem geſteigerten Selbſtgefühl, jener eigenthümlichen geiſtigen Erregbarkeit, welche Krankheitszuſtände dieſer Art zu begleiten pflegt, und von der es in der That nicht mehr weit iſt zu dem krankhaft übertriebenen Selbſtgefühl des romantiſchen Bewußtſeins. — Er wußte, er fühlte den Tod in ſeiner Bruſt; er wußte, daß es ihm niemals vergönnt ſein würde, in Thaten ſelbſtändig Theil zu nehmen an der

Arbeit der Geſchichte; er wußte, daß dieſe ideale Betheiligung an der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Theorie im Allgemeinen der einzige Antheil war, den er noch am Leben hatte, daß dieſer Becher der Kunſt, dieſer Taumelkelch der Schönheit der einzige war, den ſeine Lippe berühren durfte!

So, in dieſem Bewußtſein des nahen Todes, hinſchmachtend, hinwelkend — wer mag ihn tadeln, wenn er der Welt den Rücken wendet und ſich vertieft in die ewigen, die Geheimniſſe der Schönheit und der Kunſt? wenn er, halb ſchon ein Geſchiedener, nur halb noch der Erde und ihrem Treiben angehörend, ſich flüchtet in die Geheimniſſe des eigenen Innern und mit ſchmerzlich wollüſtigem Entzücken die eigene Auflöſung, das eigene Verlöſchen belauſcht? Das Auge ſchon halb umflort von den Schatten des Todes, wer mag ihn tadeln, wenn ſeltſam myſtiſche Geſtalten, Viſionen einer andern Welt vor ihm auftauchen? wenn das tiefſte Räthſelwort des Lebens, der geheimnißvolle Zuſammenhang alles Daſeins, deſſen Löſung er ſo nahe ſteht, vor ihm aufblüht als blaue Blume, ihn anlacht als

Karfunkel, ſein Ohr gefangen nimmt mit heiligen, unverſtandenen Stimmen der Nacht?!

Ja ſelbſt wenn ein ſolcher Geiſt, ſo tiefkrank, ſo dem Leiden geweiht, ſich der Religion des Leidens, dem Cultus der ewigen Paſſion, dem Katholicismus, in die Arme wirft, wenn er, der Proteſtant, ſich mit hyſteriſcher Zärtlichkeit vertieft in die Myſterien des Mariendienſtes, wenn er endlich ſogar in frommen Entzückungen zu faſeln anfängt und zu lallen — müſſen wir nicht auch darin eine Berechtigung anerkennen, die traurige, aber unerbittliche Berechtigung einer kranken, hinſiechenden Perſönlichkeit?

Novalis' Romantik iſt ſeine Perſönlichkeit; alle Einſeitigkeiten der ſpäteren Romantiker, alle Verkehrtheit ihrer Anſichten, alles Krankhafte, Unnatürliche, Verlogene der ganzen Richtung — für ihn wenigſtens iſt es wahr, er fühlt es wirklich, er glaubt daran, weil es ſein Leben iſt: man könnte auch ſagen, ſeine Krankheit, ſein Tod.

Ja dieſe Krankheit ſelbſt, dieſes langſame, ohnmächtige Hinſchmachten, dieſes frühe Ster-

ben, dieſes zu Grabe gehen ſo ſchöner Hoffnungen, ſo reicher Talente — iſt Novalis nicht auch darin ein Auszug, ein Vorbild der Romantik? Die ganze Richtung, die ſich in ihm wie in einem erſten, ſchärfſten Abdruck repräſentirt, leidet ſie nicht auch an einem innern Siechthum, das ihre beſte Kraft verzehrt, unentwickelt ungenützt? Iſt nicht auch Alles, was die Romantik im Ganzen geleiſtet, Anfang, Fragment, Bruchſtück, der Nachlaß gleichſam eines Todten geblieben, welcher hinweggeſchieden, lange bevor er ſein eigentliches Ziel erreicht?

Novalis ſelbſt zwar hat mit dieſen Bruchſtücken ſeines Wirkens das Höchſte, das Größte erlangt, was der Dichter, der Künſtler überhaupt erlangen kann: die Ehre, als Moment der nationalen Entwicklung, als Markſtein der Geſchichte im Andenken der Nachwelt lebendig zu bleiben. Künftige Zeiten werden die Bedeutung der Romantik immer mehr zurücktreten laſſen, um ſo viel mehr, als der Irrthum an Bedeutung verliert, wenn man im geſicherten Beſitz der Wahrheit iſt. Immer jedoch werden No-

valis' Fragmente, wird der großartige Entwurf ſeines Ofterdingens, werden ſeine begeiſterten Hymnen an die Nacht, ſeine tief ſeelenvollen Lieder die Anerkennung, die Bewunderung finden, die der Energie des Talentes unter allen Umſtänden gebührt, auch da, wo eine neue Zeit, ein neues Geſchlecht Inhalt und Richtung deſſelben nicht mehr theilen kann. — —

Sei es vergönnt, hier mit wenigen Worten beiläufig eines zweiten Dichters zu gedenken, welcher, wiewohl ſcheinbar von ganz entgegengeſetztem Standpunkte ausgehend und in ganz anderen Formen ſich bewegend, doch ſeinem Weſen nach unbedenklich hieher gehört, ja der, nach Talent und Schickſal, recht eigentlich das Seitenſtück zu Novalis bildet: Hölderlin.

Hölderlin iſt der Romantiker in antiker Form; er ſteht in dieſer Hinſicht ganz ähnlich am Eingang der romantiſchen Epoche, wie Platen am Ausgange derſelben. Auch Hölderlin vertiefte ſich in eine romantiſch-abſtrakte Welt der Schönheit und der Kunſt, als eines Abſoluten, eines ausſchließlich Berechtigten; auch er

floh vor der Wirklichkeit in ein künstlich ideales Reich der Träume: nur daß seine Traumwelt die Welt der Griechen war, nur daß seine Abstractionen sich mit griechischen Gewändern bekleideten. Was den Romantikern das Mittelalter, das war für Hölderlin das griechische Alterthum; wie Jene vor Heiligenbildern und Crucifixen, so neigte er seine Seele vor den Altären griechischer Götter; wie die Romantiker uns zu guten mittelalterlichen Christen, so wollte Hölderlin uns zu Griechen machen und verzweifelte, als es ihm nicht gelang. Hölderlin ist ein schlagender Beweis, wie tief die Romantik, als ein nothwendiger Uebergang, eine unvermeidliche Krisis, damals in der Zeit steckte: in völlig plastischen Formen ein ruhelos gährender, drängender Inhalt, bei allem Schein der Gesundheit, aller scheinbaren Kraft und Fülle, eine solche tiefe, geistige Zerrüttung, eine solche schmerzliche innere Oede!

Auch Hölderlin war es nicht verstattet, diese Krisis durchzukämpfen und die vielversprechende Knospe seines Talentes zu reifer Frucht zu

zeitigen: über Novalis ſenkten die Götter die Schatten des Todes, über Hölderlin die tieferen, die entſetzlichen Schatten des Wahnſinns. Aber wie Novalis' frühem Grabe, ſo auch Hölderlins irrem Haupte ſoll der Kranz des Nachruhms, der Kranz der Dankbarkeit nicht fehlen: ſie ſind eben Alle für uns geſtorben, ſie haben Alle für uns gelitten, der Eine ſeinen Tod, der Andere ſeinen Wahnſinn. —

Doch kehren wir von dieſer Abſchweifung zu der früher bezeichneten Gruppe der eigentlichen Romantiker zurück. — Ich nannte vorhin Novalis den naiven Romantiker, den Romantiker ohne es zu wiſſen. So iſt dagegen Schelling der Romantiker, der ſich ſelbſt als ſolcher begreift, an dem die ganze romantiſche Schule ſich begreifen und verſtehen lernt. Wie Novalis Auszug und Vorläufer, ſo in Schelling ſehen wir Grundriß und Geſetzgeber der Romantik; was Novalis in krankhaften Entzückungen halb träumend, halb bewußtlos lallt, das wird von Schelling in wiſſenſchaftliche Formen gebracht; Novalis fühlt, ahnt, träumt bloß, Schelling be-

hauptet das Ahnen, Fühlen, Träumen zum Denken zu erheben.

Auf die Einzelheiten deſſen, was man gemeinhin das Schelling'ſche Syſtem nennt, — wiewohl dies in der That das Bedenklichſte bei der ganzen Sache, daß Schelling es niemals wirklich zu der geſchloſſenen Form eines Syſtems zu einer conſequenten wiſſenſchaftlichen Durchführung gebracht hat: vielmehr, ſeiner romantiſchen Natur getreu, hat er es immer nur bei einzelnen genialen Aperçüs, einzelnen Bruchſtücken und Andeutungen bewenden laſſen...

Auf die Einzelheiten deſſen, ſage ich, was man gemeinhin das Schelling'ſche Syſtem nennt, hier des Näheren einzugehen, verbietet der Zweck dieſer Vorleſungen, in denen wir es allein mit der ſogenannten ſchönen Literatur zu thun haben, ſowie die Zuſammenſetzung dieſer Verſammlung. Ich begnüge mich daher, nur diejenigen Punkte herauszugreifen, in denen die Schelling'ſche Philoſophie in unmittelbarer Berührung ſteht mit der Literatur der Romantiker: die Punkte, in denen ſie gewiſſe äſthetiſche

Pointen der Romantiker aufgreift, um sie ihnen demnächst, philosophisch zurecht gemacht und mit dem Schein wissenschaftlicher Begründung umgeben, wieder zurückzustellen.

Hier ist denn das Erste und Hauptsächlichste, daß Schelling auch die Philosophie selbst, diese allgemeine, göttliche Schule des Denkens, als etwas Apartes, Exclusives behandelt. — Sie wissen, welche Rolle in dem Katechismus der Romantik das Genie, das geniale Bewußtsein, das Bewußtsein der bevorzugten geistreichen Persönlichkeit spielt: nur dem Genie gehört die Welt, nur das Genie vermag die Kunst, die Schönheit zu verstehen. — Dieses Dogma nimmt Schelling nicht allein auf, er führt es sogar noch weiter. Auch denken, auch philosophiren kann nur das Genie; auch um die Welt des Geistes zu erkennen, muß man unter einer besonderen Constellation, einem besonderen Stern geboren sein. Das Anonyme, das Unbegreifliche, der Dämmer der Willkür, der die Poesie der Romantik erfüllt, wird von Schelling auch in die heitere, tageshelle Welt des Denkens einge-

führt; auch die Philoſophie, wie die Schönheit, bekommt gewiſſe innerſte Geheimniſſe, gewiſſe letzte eleuſiniſche Myſterien, die nur der Eingeweihte begreifen — dies möchte ſein: aber denen auch nur der Eingeweihte ſich nähern, zu denen nur der Eingeweihte herantreten darf.

Es liegt auf der Hand, wie ſehr Schelling mit dieſer Auffaſſung der Philoſophie, als eines Aktes des Genies, eines Privilegiums bevorzugter Geiſter, den Bedürfniſſen und Wünſchen ſeiner romantiſchen Zeitgenoſſen entgegenkam. Auch die ganze Romantik iſt ja auf den Begriff des Aparten, Excluſiven, Vornehmen gebaut; auch die Romantik ließ ja die Menge weit hinten und creirte eine neue Ritterſchaft des Geiſtes, eine Adelskette der Geiſtreichen, eine Freimaurerei der Genialität.

Ganz ebenſo die Schelling'ſche Philoſophie. Auch ſie trat von Anfang an cavaliermäßig, hochmüthig auf; auch ſie verſchmähte es, ſich an die Maſſen zu wenden; auch ſie fand Vergnügen daran, den philoſophiſchen (oder meinetwegen

auch unphiloſophiſchen) Anſichten der älteren Aufklärungsperiode nicht bloß mit dem Nachdruck ihrer beſſeren Einſicht, ihrer gereifteren Bildung entgegenzutreten — dies wäre nur erlaubt, es wäre recht und gut geweſen. Aber nein: ihre beſſere Einſicht machte ſie zugleich auch übermüthig, ſtolz, anmaßend; es war ihr weniger um die Belehrung der Anderen, als darum zu thun, ſich ſelbſt als die Wiſſende zu zeigen. — Andererſeits mit dem eigenthümlichen Jargon, den ſie ſchuf (wiewohl wir ihr dies am wenigſten zum Vorwurf machen wollen: eine jede neue Denkweiſe verlangt in der That ihre neue Ausdrucksweiſe, ihre neue Sprache, die erſt allmälig, mit der Ausbreitung der Begriffe ſelbſt, in die gewöhnliche Sprache übergeht), mit ihren paradoxen, abgeriſſenen Sätzen, mit dem Anſpruch an Genialität und geiſtiger Vornehmheit, den ſie einem Jeden einräumte, der ſich zu ihr bekannte, bot die Schelling'ſche Philoſophie den Romantikern einen willkommenen Mittelpunkt, eine Fahne gleichſam, um welche ſie ſich verſammelten; es war ein neues Kennzeichen, ein neues Bruderwort gege-

ben, an welchem die Eingeweihten ſich erkannten, ein neues Privilegium, das die vornehmen Geiſter voraus hatten vor der bornirten Maſſe, eine neue Veranlaſſung, Cliquen zu bilden, Coterien zu ſtiften, Propaganda zu machen im Namen des neuen romantiſchen Evangeliums. — Die Romantiker, durch die Art und Weiſe, wie Schelling ihre Principien hinüberſpielen ließ in die neueſte Entwicklung des Geiſtes überhaupt, mußten ſich ſelbſt erhoben, ſich ſelbſt dem Organismus des Geiſtes unmittelbar eingeorpnet fühlen. Noch ehe ſie ſelbſt ihre Thaten gethan, hatte der Philoſoph ſie bereits wiſſenſchaftlich conſtruirt; noch ehe ſie ſelbſt ſich als wirklich gezeigt, hatte der Philoſoph ſie bereits als nothwendig bewieſen. Es war das erſte Mal, daß eine neue Wendung der Philoſophie nicht nur aus der Geſammtheit der übrigen literariſchen, wie öffentlichen Zuſtände hervorging — das thut ſie eben immer: ſondern daß ſie auch ſich ſelbſt als daraus hervorgegangen begriff; es war das erſte Mal, daß der Philoſoph unmittelbar gemeinſchaftliche Sache machte mit den

Dichtern, den Künſtlern, den Schriftſtellern, und ſich ſelbſt zu ihnen, ſie zu den Seinen zählte. Darf es uns hienach noch Wunder nehmen, wenn die Neuheit dieſes Ereigniſſes den Romantikern, ſo zu ſagen, zu Kopfe ſtieg und ein maßloſer philoſophiſcher Hochmuth die ohnedies ſchon ſo unklaren Köpfe nur noch mehr in Verwirrung ſetzte?!

Und nicht bloß dies äußere Verhalten, nicht die Art und Weiſe bloß, wie die Schelling'ſche Philoſophie ſich gab, auch ihr Inhalt ſelbſt, auch der eigentliche Kern dieſer philoſophiſchen Schwärmereien mußte die lebhafteſten Sympathien der Romantiker erwecken. Der Schelling'ſche Urgrund, dieſe Weltſeele, die in ſeligem Behagen in Allem ruht und iſt, dieſer Gott, der das ganze Weltall aus ſich heraus wachſen läßt, gleichmäßig, mühlos, in ewig ungeſtörter Ruhe, dieſes Denken, das ſich zu einem myſtiſchen Schauen, einer begriffloſen, träumenden Verſunkenheit verklärt — was iſt es anders, als der Quietismus der Romantiker auf ſeiner letzten, äußerſten Stufe? was anders, als gleich-

ſam die Vergöttlichung jener ſchönen Seele, jenes genialen, künſtleriſchen Subjectes, das, wie die Wurzel, ſo auch das Ideal der Romantiker bildete? — In der Regel, was die Menſchen für ſich ſelber wünſchen und begehren, was ſie ſelbſt gern wären und hätten, das machen ſie zu ihrem Gott. Auch der Schelling'ſche Urzuſtand, dies reine, unterſchiedloſe Sein des göttlichen Weſens, dieſe paradieſiſche Vorzeit, dieſes ideale Patriarchenthum, mit welchem Schelling's Phantaſie (denn der Philoſophie gebührt an dieſen Dingen wahrlich kein Antheil) die leeren Anfänge der Entwicklung bevölkerte, das er ebenſo als mögliches einſtiges Ziel, als Schluß der Geſchichte an das Ende der Entwicklung ſetzte — wer erkennte in dieſem Allen nicht das Spiegelbild jener idealen, unbekümmerten, müheloſen Exiſtenz, jenes reinen, ſüßen Dahinlebens, jenes Seins als bloßen Genuſſes, das die Herzen der Romantiker mit Sehnſucht erfüllte, ja das in ihren Augen überhaupt erſt Sein, erſt Leben war!? Eine ſtarke, männliche Zeit, eine Zeit des Krieges und der Kämpfe, wie diejenige,

in welcher Kant ſich bildete, mußte nothwendig auch die ſtarke, männliche Gottheit der Kantiſchen Moral, die ſtarre, großartige Energie ſeines kategoriſchen Imperativs hervorrufen; in der Fichte'ſchen Ethik ſpiegelt ſich das ſtarke Wollen, das begeiſterte Ringen, das ſchöne, ideale Hoffen ſeiner ringenden, ſtrebenden Zeit: für eine Zeit dagegen, wie die Zeit der Romantiker, eine thatloſe, ſchlaffe, hingewelkte Zeit, eine Zeit der Träume, der Illuſionen, des koketten Selbſtgenuſſes, war dieſer thatloſe, ſelbſtgenießende Gott, dieſer neue Brama der Schelling'ſchen Philoſophie eben der rechte.

Drittens die Stellung, welche Schelling ſelbſt der Kunſt einräumte. Die Kunſt gilt ihm, ganz übereinſtimmend mit den eigentlichen Künſtlern, den Dichtern der Romantik, für die höchſte und vornehmſte Offenbarung, die es giebt; was kein Denken ergründen, keine Philoſophie beweiſen kann, die Einheit der Idee und der Wirklichkeit — die Kunſt ſtellt es dar: und auch ſie als Wunder. Jedes Kunſtwerk iſt ein Wunder, ein Myſterium, das Niemand be-

greifen, Niemand ergründen das nur Jeder anbeten und bewundern kann; jeder Künstler ein Prophet, ein Seher, ein Geheiligter Gottes, ein Theilhaber seiner Geheimnisse — und daher natürlich auch von Niemand zu richten, von Niemand zu beurtheilen, nur immer ekstatisch, im Kreise der Auserwählten zu verehren. Die Philosophie selbst hat nur insofern Bedeutung, in wie weit sie sich zur Kunst erhebt; das künstlerische Moment der Anschauung steht über dem philosophischen des Denkens — oder vielmehr das Denken muß zum Anschauen werden, der Philosoph muß Dichter, Künstler sein: so daß also auch hier wieder der Künstler allein der vollendete Mensch.

Es ließe diese Parallele sich ohne Mühe noch weiter führen. Es ließe sich namentlich noch darauf hinweisen, wie auf dieselbe Weise, wie die Poesie der Romantiker sich zurückzieht vor der Geschichte, sich flüchtet in die Natur, sich anlehnt an die Religion, ebenso auch die Schelling'sche Philosophie sich nirgend unfähiger beweist, als wo es gilt, die eigentliche thatsäch-

liche Bewegung des Geiſtes, die Welt der Geſchichte zu begreifen. Auch ſie vertieft ſich mit Vorliebe in das abgeſchloſſene Sein, die todte Exiſtenz der natürlichen Welt; auch ſie leitet hinüber in die Irrgänge religiöſer Myſtik; auch ſie endet (wir ſehen es vor Augen!) in orthodoxer Strenggläubigkeit, gleichviel ob es katholiſche oder proteſtantiſche iſt. — Doch werden ſchon die obigen Andeutungen genügen, Ihnen den Zuſammenhang darzuthun, der zwiſchen dem romantiſchen Zeitalter überhaupt und der Schelling'ſchen Philoſophie ſtattfindet, und aus welchen Gründen es verſtattet iſt, Schelling, wie es im Eingang geſchah, als den eigentlichen Geſetzgeber, den Bau- und Werkmeiſter der Romantik zu bezeichnen. —

Und ſo ſind nun ferner die Schlegel ihre Geſchäftsführer, ihre Agenten, ihre praktiſchen Chefs. Die Romantik Novalis' erklärt ſich aus ſeiner Perſönlichkeit; die Romantik Schellings geht aus dem Uebergewichte ſeiner Phantaſie hervor, die ihn hinderte, die reinen, klaren Höhen des Denkens zu erſteigen: die Romantik der Schlegel

beruht auf ihrer Eitelkeit. In Novalis ſahen wir den naiven Romantiker, in Schelling den denkenden: die Schlegel ſind reflektirte Romantiker, Romantiker, weil ſie es ſein wollen, weil ſie in der Romantik allein Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihrer abſtracten Genußſucht finden. Novalis iſt der Vorläufer der Romantik, Schelling entwirft den Grundriß: die Schlegel bringen das Handwerkzeug. Durch Novalis wurde die Romantik zur Thatſache, durch Schelling zum Syſtem, durch die Schlegel zur Partei.

Ich darf mich an dieſer Stelle über die Schlegel um ſo kürzer faſſen, als hauptſächlich ſie es waren, durch welche die romantiſche Doctrin ihre Verbreitung und Ausführung erlangte: ſo daß alſo in jener allgemeinen Skizze des romantiſchen Standpunktes, die ich Ihnen in der neulichen Vorleſung zu geben verſuchte, zugleich das genauere Bild der Schlegel mit entworfen iſt. Auch was dort über die Verdienſte der Romantik um die Kunſtkritik, die Literaturgeſchichte, die Einführung und Uebertragung fremder Kunſtwerke geſagt worden, iſt vor-

nämlich auf die Schlegel zu beziehen, ganz beſonders den älteren, Auguſt Wilhelm, dem, bei geringerem Talent an ſich, eine um ſo größere Receptivität, eine um ſo größere Gabe der Reproduction, der Technik, des formalen Verſtändniſſes verliehen war.

Was dagegen noch eine beſondere Aufmerkſamkeit verdient, das iſt die Stellung der Schlegel als Parteihäuptlinge, als literariſche Faiſeurs, als Leiter und Lenker der Clique. Einer alten Schriftſtellerfamilie entſproſſen, aufgewachſen im Umgang mit Literaten und Dichtern, ſahen die Schlegel ſich frühzeitig eingeweiht in die kleinen Geheimniſſe literariſcher Induſtrie. Sie hatten es geſehen und wußten einigermaßen, wie literariſche Freundſchaften geſtiftet, Berühmtheiten geſchaffen und unterhalten werden. — Dieſe Kenntniß wandten ſie an. Jene Reihe von Journalen und Almanachen, in denen die neue Schule ſich zuerſt vor dem Publikum entfaltete, jene Kritiken und Beurtheilungen, die ihren Namen zuerſt verbreiteten, jene Fehden und Streitigkeiten, jene Zänkereien und Scandale,

unter denen ſie emporwuchs und die (wie es der Lauf der Welt nun leider iſt) mehr als alles Andere dazu beitrugen, ſie bekannt, berühmt, und wenn nicht immer berühmt, ſo doch wenigſtens berüchtigt zu machen — ſie ſind alle, vom Athenäum bis zur Europa, von den Angriffen auf Wieland und Schiller bis zu den Scandalen mit Merckel und Kotzebue, von den Schlegel begründet, veranlaßt und geführt worden. Zur Ausbreitung reiner und geläuterter Kunſtanſichten, zur Bildung des Geſchmacks, zur Bereicherung unſerer Literatur haben die Schlegel Vorzügliches beigetragen, wir haben es anerkannt: allein auch dazu haben ſie beigetragen, haben dazu beigetragen durch ihre Cliquen und Coterien, ihre Journalkämpfe und Zeitungsfehden, ja ſogar durch ihre Vorleſungen und geſellig-literariſchen Bemühungen, die Literatur unverhältnißmäßig in den Vorgrund des öffentlichen Intereſſes zu rücken und das literariſche, das äſthetiſche Bewußtſein groß zu ziehen auf Koſten des politiſchen. Jenes Schwören in fremde Worte, jene äſthetiſche Koketterie, jener erkün-

ſtelte Enthuſiasmus, von dem, als einer Krankheit unſrer heutigen Geſelligkeit, ich in meinem letzten Vortrage ſprach — er ſtammt beſonders aus der Schlegel'ſchen Schule; an den Schlegel'ſchen Journalen, den Schlegel'ſchen Vorleſungen hat ſich jene vermeintliche Vornehmheit des Geſchmacks, jene äſthetiſirende Romantik der Salons gebildet, die unſer geſellſchaftliches Leben ſeitdem ſo verderblich überwuchert, die ſo viel Geiſter erſchlafft, ſo viel Herzen verweichlicht hat.

Gegen dieſe kritiſch-praktiſche Thätigkeit, tritt ihre poetiſch-productive außerordentlich in Schatten. — Es begegnet theoretiſchen Naturen nur allzuleicht, ſich auch für praktiſche zu halten; die meiſten Kritiker, nachdem ſie das Weſen der Schönheit theoretiſch begriffen, glauben ſich eben deshalb auch ſchon berufen, ſie praktiſch darzuſtellen, das heißt Dichter, Künſtler zu ſein. Die meiſten ſogenannten Gedichte der Schlegel, der Jon Auguſt Wilhelms, der Alarcos Friedrichs, die Sonette und Balladen, Elegien und Hymnen, mit denen ſie ſich als Dichter verſuchten

können kaum auf etwas Größeres Anſpruch machen, als nur eine Beſtätigung dieſes allgemeinen Satzes zu ſein; ihre intereſſanteſte Seite iſt durchgängig die formale, und auch dies eigentlich nur bei Auguſt Wilhelm, während in Friedrichs Gedichten in der Regel auch die Form unklar, verſchroben, willkürlich iſt, wie ihr Inhalt. Selbſt die Lucinde, das Berühmteſte von Allem, was die Schlegel geſchrieben, iſt als Kunſtwerk außerordentlich unerheblich: wogegen ſie als Bekenntnißſchrift der Romantik, und zwar einer ganz ſpeciellen Richtung, nämlich der wollüſtig-raffinirenden, bei allem ſinnlichen Trieb dennoch ohnmächtigen, unmännlichen, allerdings eine dauernde Stelle in der Literatur behaupten wird — wenn auch eben nicht zur Ehre ihres Verfaſſers.

Es iſt überaus wohlthuend, von dem beängſtigenden Anblick dieſer gewaltſamen Hervorbringungen, dieſer Kinder, gezeugt wider den Willen der Natur, das Auge ausruhen laſſen zu dürfen auf den Erzeugniſſen eines wahrhaften Dichters, eines wahren, ſchaffenden Genius.

Und einen ſolchen unter allen Umſtänden haben wir in Tieck zu verehren. Tieck iſt der wahre Dichter der Romantik: aber er war ehe Dichter als Romantiker, er bleibt es auch da noch, wo die Romantik ihn gefangen nimmt.

Es iſt die göttliche Mitgift des Dichters, bildſamen Herzens zu ſein und die Eindrücke der Zeit in beweglicher Seele aufzunehmen. Der Philoſoph ſchließt ſich ab in ſeinem Syſtem, der Kritiker behauptet ſeinen Standpunkt: der Dichter allein iſt ein ewig Werdender. Nicht aus natürlichem Zwange, wie Novalis, nicht aus mangelndem Gleichgewicht der geiſtigen Fähigkeiten, wie Schelling, nicht aus Eitelkeit und Selbſtſucht, wie die Schlegel — Tieck iſt Romantiker geworden, weil ſeine Zeit ihn nichts Anderes werden ließ, weil ſeinem reichen Talent kein anderer Stoff, kein anderer Inhalt entgegenkam, weil die Zeit ſelbſt, in der er ſich bildete, romantiſch war, und weil kein Dichter, kein Künſtler es höher bringen kann, als Organ, als Spiegel ſeiner Zeit zu ſein.

Darum auch von allen Romantikern iſt Tieck

derjenige, der die reichſte, die mannigfachſte Entwicklung hat, ja er iſt faſt der Einzige, der überhaupt eine Entwicklung hat, der ſich niemals einſeitig gefangen gegeben, der alle Stadien durchlaufen, alle Kämpfe durchgerungen und immer aus allen ſich ſelbſt und ſeine künſtleriſche Freiheit gerettet hat.

Tieck leitet die Poeſie von Goethe in die Romantik hinein, ähnlich wie, gegen den Schluß der Epoche, Uhland ſie aus der Romantik wieder zu Goethe zurückführt. Er iſt der Goethe der romantiſchen Epoche: das heißt, er iſt ſo ſehr Dichter, ſo ſehr ſchaffende, plaſtiſche Natur, er ſtellt die Romantik in künſtleriſchen Schöpfungen ſo vollendet dar, wie dies ihrem eigenen Inhalte nach möglich iſt — und alſo jedenfalls der größte Dichter, den dieſe Uebergangsperiode hervorgebracht, der größte, den wir nach Goethe beſeſſen haben.

Wenn allerdings dabei Einiges vermißt wird, was wir ſonſt von einem großen Dichter zu fordern pflegen: eine gewiſſe Männlichkeit, eine gewiſſe Energie und Feſtigkeit, die der poetiſchen

Bildſamkeit keineswegs widerſpricht, im Gegentheil, ſie verleiht ihr erſt ihren wahren Werth; wenn dieſe Bildſamkeit ſelbſt bei Tieck nicht ſelten in eine gewiſſe Zerfloſſenheit, eine faſt weibiſche, faſt leichtfertige Empfänglichkeit ausartet; wenn der Reichthum ſeines Talentes überhaupt mehr in ſeinem Umfang, ſeiner Ausdehnung, als ſeiner Urſprünglichkeit, ſeiner Tiefe zu beſtehen ſcheint: ſo wollen wir auch hier wieder nicht den einzelnen Dichter, wir wollen die Zeit, wir wollen das Volk im Ganzen anklagen, das keine großen, männlichen Charaktere werden, keine ſtarken, eigenthümlichen Geiſter entſtehen ließ.

Jedem Menſchen haftet, wie die Zeit, ſo auch der Ort an, in dem er geboren, die Umgebung, in der er aufgewachſen, am Meiſten dem Dichter; die leibliche Bedingung wird zur geiſtigen, die man wohl erweitern, wohl veredeln, doch niemals aufheben, niemals vernichten kann. Auch bei der Beurtheilung Tieck's darf man nicht außer Acht laſſen, daß er in Berlin, dem rationaliſtiſchen, ſkeptiſchen Berlin Friedrichs des

Großen, in der Nachbarſchaft der Nicolai'ſchen Aufklärung aufgewachſen iſt. Das erſte Werk, mit welchem er, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, vor dem Publikum auftrat, der William Lowel (vom Jahre 1793), läßt dieſen Standpunkt noch ſehr deutlich durchblicken: es iſt ein Werther der Berliner Aufklärung, ein Fauſt im Sinne und mit dem Inhalt der Nicolai'ſchen Epoche.

Aber ſchon wenige Jahre darauf (1797) hat der junge Dichter an dem, was ſo eben noch ſeine Nahrung war, ſich übergeſſen. Wie jeder Standpunkt, welcher zum Aeußerſten geführt wird, ſchlägt auch der aufklärende Fanatismus des William Lovell gleich darauf in ſein Gegentheil um. Die Volksmärchen, welche in dem gedachten Jahre erſchienen und den geſtiefelten Kater, den Blaubart u. ſ. w. enthielten, ſind bereits durchzogen von Anklängen der romantiſchen Doctrin: wennſchon in der kritiſchen Richtung, welche beide Werke erfüllt, und zwar auf Koſten ihrer künſtleriſchen Selbſtändigkeit, das negative Element des Berliner Lebens noch unverkennbar

fortwirkt. Im Sternbald (1798), an dem bekanntlich auch Tiecks Freund, der früh verstorbene Wackenroder, wesentlichen Antheil hatte, sowie in den Kunstphantasien, welche Tieck im folgenden Jahre, gleichfalls unter Zuziehung des Wackenroder'schen Nachlasses, herausgab, ist der Uebergang bereits vollendet: die kritische Nüchternheit ist zur anonymen Ueberschwänglichkeit, der Skeptiker zum Mystiker, der Aufklärer zum katholisirenden Schwärmer geworden.

Von hier an ist Tieck als Angehöriger der romantischen Schule zu betrachten. Wie er mit den bisherigen Häuptern derselben, mit Novalis, Schelling, den Schlegel, in den lebhaftesten persönlichen Verkehr tritt: so auch, mit außerordentlicher poetischer Energie und einer anerkennenswerthen Fruchtbarkeit, in einer Reihe rasch auf einander folgender Dichtungen, stellt er die Hauptpointen der neuen Schule poetisch dar. Auch hier lassen die einzelnen Anregungen sich in einzelnen Werken deutlich verfolgen. So im Prinz Zerbino die Richtung auf die Literatur, die Ironie in der verkehrten Welt, der

Katholicismus in der Genoveva. Im Kaiſer Octavian (1804), ſo wie im Fortunat, der jedenfalls bereits in dieſer Zeit concipirt ward, wenn er auch erſt weit ſpäter, erſt im Jahre 1819 zum Abſchluß kam, ſind dieſe einzelnen Momente bereits zu einem Geſammtbilde verarbeitet; ſie ſtehen daher auch, künſtleriſch genommen, ungleich höher als die erſtgenannten Werke und bezeichnen gewiſſermaßen den Gipfel, der dem Dichter in dieſer ſeiner erſten Epoche überhaupt erreichbar war.

Nach dem Octavian tritt eine längere Pauſe in der poetiſchen Thätigkeit des Dichters ein; er wendet ſich von der Production zum Studium, von der Literatur zur Literaturgeſchichte, namentlich der engliſchen Bühne und Shakeſpeare's, für deſſen Verſtändniß und hiſtoriſche Würdigung er ſo höchſt Bedeutendes geleiſtet. Dieſe Pauſe mitten in der friſcheſten Kraft, dieſes Aufhören der Production bei einem ſo reichen, ſo fruchtbaren Talente hat etwas Ueberraſchendes, es iſt wahr: und doch war es natürlich, war nothwendig. Der Dichter hatte den ganzen Kreis

der damaligen romantiſchen Welt durchlaufen, er hatte ihre Stadien in perſönlichen Kriſen durchkämpft und ſich, wie es die Natur des Poeten iſt, in poetiſchen Schöpfungen davon befreit; die Anregungen waren verpufft, die Stoffe erſchöpft, die Entwicklung mußte erſt in eine neue Sphäre eintreten, die romantiſche Doctrin aus dem Schooße der Literatur mußte erſt übergehen in das praktiſche Leben, die Geſellſchaft, die Sitte, ehe Tieck wieder zum Dichter ward — zum Dichter der Novelle.

Wie dieſer Uebergang ſich vermittelte, davon in der nächſten Vorleſung. Zum Schluß der heutigen, erlauben Sie mir aus den Reihen derjenigen welche dieſe Hauptvertreter ergänzend, nachfolgend umgeben, den Romantikern gleichſam der zweiten Reihe, noch einige der vorzüglichſten Namen anzuführen — wenn auch eben nur die Namen.

Es ſind dabei beſonders zwei Gruppen, zwei Feldlager, daß ich ſo ſage, zu unterſcheiden: die wiſſenſchaftlichen und die poetiſchen Jünger der Romantik.

Auch unter den Erſteren würden wiederum zwei Gruppen zu ſondern ſein, inſofern die Einen mehr das ſpeculative, die Andern mehr das kritiſch-hiſtoriſche Element vertreten, die Einen alſo ſich mehr an Schelling, die Andern ſich mehr an die Schlegel anſchließen.

Von Jenen würde vor Allen Steffens zu nennen ſein, der begeiſterte Verkündiger der Schelling'ſchen Lehre, die er beſonders nach der Seite der Natur hin durchzuführen ſtrebte: ein Bemühen, worin er, wenn auch auf verſchiedenen Wegen, mit Markus, Schubert, Eſchenmeier ꝛc. zuſammentraf. Es würde ferner geſprochen werden müſſen von Schleiermacher, wiewohl dieſer im Grunde näher zu Fichte ſteht und ſogar in der Folge, in Vermittelung beider, ſich in der Theologie einen eigenen und höchſt einflußreichen Standpunkt erkämpfte; von Görres und Kreuzer, dieſen erſten Anfängen der romantiſchen Geſchichtforſchung, von denen namentlich der Letztere auch für die Behandlung der Alterthumswiſſenſchaft von größtem Einfluß ward; von Fries, der einem, (wenn dieſer Aus-

druck noch gestattet ist, romantisirenden Kantianismus das Wort zu reden suchte u. s. w.

Die Schlegel'sche Richtung dagegen, das heißt also, die Richtung auf die Theorie der Kunst, auf Kritik und Literaturgeschichte, setzte sich hauptsächlich in Adam Müller und Solger fort: Müller, in seiner Uebergenialität, seinen frommen Uebertreibungen, seinen mystischen Unaussprechlichkeiten sogar noch ein Zerrbild, eine Carricatur des jüngeren Bruders, Friedrich, den er zu seinem vornehmsten Muster machte; dieser dagegen, Solger, mehr in der Weise August Wilhelms sich haltend, maßvoll, wohlmeinend, vermittelnd.

Endlich würde hier noch sogar von einer neuen Wissenschaft zu sprechen sein, welche aus der Romantik hervorging: einer sehr einflußreichen, sehr wichtigen, sehr fruchtbringenden, einer Wissenschaft, die, weit über die Romantik hinausreichend, unserm gesammten Leben, ja unsrer politischen Zukunft selbst Nahrung und Wachsthum verspricht: die altdeutsche Philologie, die nationale Sprach- und Alterthumswissenschaft,

die, nachdem ſie längere Zeit von den Romantikern nur verſuchsweiſe, dilettantenhaft getrieben worden, unter den Händen der Grimms (ſeit 1811) zu einem köſtlich üppigen Baum, einem wahren Dome deutſcher Art und Kunſt erwuchs.

Nicht minder zahlreich ſind die poetiſchen Nachfolger der Romantik. Ich würde hier, wenn dieſe Einzelheiten überall in meinem Plane lägen, zuerſt Brentano's zu gedenken haben (ſeit 1802), eines reichbegabten, talentvollen Dichters, den jedoch die thörichte Uebertreibung, mit welcher er die romantiſche Ironie, das Spiel mit ſich ſelbſt, ſteigerte bis zur Selbſtvernichtung, um alle Früchte ſeines ſchönen Talentes brachte. — Von Anderen wurden andere Seiten aufgegriffen: ſo von Werner der Katholicismus, der Mariendienſt, die herbe, traurige Ascetik einer an ſich ſelbſt verzweifelnden, durch ſich ſelbſt vernichteten Natur; ſo von Fouqué, deſſen Anfänge gleichfalls bereits in dieſe Periode fallen, das Mittelalter, die altdeutſche Vorzeit, das romantiſche Heldenthum der alten Hünen und Recken;

ſo von Achim von Arnim, in nächſtem Anſchluß an Tieck, die Wunder- und Märchenpoeſie; ſo von unzähligen Untergeordneten der ganze flimmernde Apparat der Romantik mit Sternen und Fernen, Herzen und Schmerzen, mit Terzinen, Sonetten und Canzonen. — —

Aber ſchon in dieſe üppig wuchernde literariſche Betriebſamkeit brach, dem man ſie ſo lange verſchloſſen, der Strom der Geſchichte; auch die Romantik riß er mit ſich fort in neue größere Bahnen.

Vierte Vorlesung.

Die Freiheitskriege.

Politische Zustände der Zeit. — Uebergang der Romantik in die Politik: Uebersiedelung von Jena nach Berlin. — Berlin und Preußen bis zur Schlacht von Jena. Fr. Schlegel, Gentz. — Die Schlacht von Jena; Niederlage Preußens. Die unglücklichen Kriege Oesterreichs. — Heinrich von Kleist. Seume. — Die Umwandlung Preußens: Erneuerung der Fichte-Schiller'schen Epoche. Wirkung der Schiller'schen Werke. Wilhelm von Humboldt. Fichte's Reden an die deutsche Nation. — Einmischung romantischer Elemente: der Tugendbund. Die patriotische Lyrik von 1813: Körner, Arndt, Jahn, Schenkendorf, Stägemann, Rückert ꝛc.

Meine neuliche Vorlesung schloß ich mit einem Ueberblick der literarischen Erscheinungen während des ersten Decenniums unseres Jahrhunderts. Wir sahen, wie, nachdem die einzel-

nen Elemente der Romantik in einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten, philosophischen, kritischen, poetischen, sich zuerst verkörpert hatten, eine reiche Nachfolge von Schülern, Anhängern und Nachahmern emporwuchs: Sterne gleichsam, die das empfangene Licht in die entlegensten Regionen weiterstrahlten.

Allein schon ist es Zeit, daß wir unsern Blick von der Literatur wieder vorwärts wenden zur Geschichte. Wohl hatte die Literatur ein Moment der Entwicklung einseitig fixiren mögen, die Entwicklung selbst hatte darum nicht aufgehört. — Die Philosophie hatte gut reden von den vergangenen goldenen Zeitaltern, den paradiesischen Urzuständen, aus denen die Menschheit hervorgegangen, von den künftigen, denen sie entgegenreifte: nur was mitten inne lag, diese gegenwärtige, wirkliche Zeit, sie wurde dadurch nicht besser, das Zeitalter hörte darum nicht auf, ein ehernes, ein bleiernes zu sein, weil man ihm in der Ferne, am Ende der Tage, die Möglichkeit eines goldenen demonstrirte. Sie hatten gut reden, unsere Kritiker, von der Herr-

lichkeit der Kunſt, und wie in ihr das wahre, höchſte Leben enthalten ſei; ſie hatten gut übertragen und ſammeln und die deutſche Literatur mit den Schätzen der Fremde bereichern: nur den Verfall des wirklichen Lebens hinderten ſie dadurch nicht, ſie hinderten die Heere des Eroberers nicht, Deutſchland zu plündern und ſeine Schätze, ſeine Lorbeern, ſeine Bürger ſelbſt hinwegzuführen. Sie hatten gut ſagen und ſingen, unſere Dichter, von den Zaubern der Mondnacht, von der ſüßen Waldeinſamkeit, von rauſchenden Quellen, ſäuſelnden Bäumen: nur das heiße Geſtirn des Tages, nur die blutige Zornruthe, die über Deutſchland ſchwebte und Krieg und Tod herniederſandte, bannten ſie darum nicht, ſie übertönten nicht mit dem Säuſeln ihrer Bäume das Geklirr der Ketten, welche der Uebermuth des Siegers, die Schwäche und Feigheit der eigenen Fürſten dem deutſchen Volk anlegte. Man hatte gut rühmen von der Herrlichkeit des deutſchen Reichs und ſeinem mittelalterlichen Glanze: nur man hinderte dadurch nicht, daß zu derſelben Zeit und mitten unter

dieſen Liedern eben dieſes Reich machtlos in Trümmer ſank. Man hatte endlich gut reſigniren auf die Geſchichte und ſich einſpinnen in ſüße Träume: nur die Geſchichte war ihrerſeits nicht ſo beſcheiden, ſie zerriß die goldenen Träume, ſie ſcheuchte die Schläfer gewaltſam, unerbittlich empor zu ihrem Dienſt.

Auch die Romantik.

Wiewohl die Wahrheit zu ſagen, ſo warteten die Romantiker gar nicht, bis die Geſchichte ſie einholte — ſie kamen ihr ſelbſt freiwillig entgegen; ſie warteten gar nicht erſt, bis ſie durch den Drang der Umſtände zur Politik genöthigt wurden: — ſie drängten ſich ihr ſogar ſelbſt entgegen.

Dies iſt ein Widerſpruch, gewiß: aber darf ein Widerſpruch überraſchen bei einer Richtung, deren Weſen Widerſpruch und Willkür waren?

Auch brauchen wir unſere Zuflucht gar nicht erſt zu dieſer allgemeinen Erklärung zu nehmen: der Widerſpruch iſt nur ein ſcheinbarer, es war ſogar im Gegentheil eine ſehr nahe liegende, eine ſehr natürliche Conſequenz.

Der erſte Ausgangspunkt der Romantik, wie wir früher geſehen haben, war die ſchöne Individualität, das geniale Subject in ſeinem Selbſtgenuſſe. Wie aber wollte man zu dieſem Genuſſe ſeiner ſelbſt gelangen, wie wollte man ſeiner Genialität froh werden, als daß man ſie bethätigte an ſeiner Umgebung? Man wollte ſich ſelbſt anbeten: ſo brauchte man einen Altar, an dem es geſchah; man wollte ſich ſelbſt vergöttern: ſo brauchte man Opfer, brauchte Weihrauch und Myrrhen, ſeine Gottheit zu erfreuen. Das Princip des Selbſtgenuſſes erweiterte ſich zur Genußſucht im Allgemeinen. Sehr natürlich: da ja jeder Genuß wiederum dem Selbſt zu Gute kam, ein bereichertes, verſchönertes Selbſt herſtellte und, im Bewußtſein des Genuſſes, auch den Selbſtgenuß erhöhte. Das ganze Leben ſollte ſich in ein ſchönes Spiel auflöſen: aber natürlich, man ſpielt lieber mit Goldſtücken als mit Rechenpfennigen; es iſt unterhaltender, um Kronen zu würfeln, als um Haſelnüſſe.

Dazu kam jener bereits früher erwähnte Trieb der Romantik, ſich in Cliquen und Coterien zu

associiren: ein Trieb, der gleichfalls sehr natürlich war, da man, aus guten Gründen, die Massen verachtete, da man des Mittelpunkts in sich selbst entbehrte und also, um sich nicht ganz zu verlieren, nothwendig kleine, persönliche Centra erkünsteln mußte. Daher der Drang der Romantik, aus der einfachen, bürgerlichen in die vornehme, edelmännische Gesellschaft; daher ihr Zug aus den kleinen in die großen, die Haupt- und Residenzstädte: Städte, wo eine belebte, rauschende Geselligkeit erwünschte Gelegenheit bot, die Fäden persönlicher Bekanntschaften anzuknüpfen, und wo zugleich, in dem üppigen Treiben der sogenannten vornehmen Welt, reiche Quellen sinnlichen Genusses sich öffneten. — Kaum daß in der engen, beschaulichen Stille des Jenaischen Lebens die Romantik zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, kaum daß die Principien gewonnen, die Losungsworte gleichsam gegeben sind: so sehen wir die Romantik sofort auseinander stäuben, um die gewonnene Weisheit auf größeren Bühnen, unter glänzenderen Umgebungen anzuwenden.

Auch hier wieder waren es, getreu ihrer Rolle als Agenten und eigentliche Geschäftsführer der Partei, die Schlegel, welche diesen Uebergang vermittelten. Sie führten die neue Schule aus der Schule ins Leben, aus der Literatur in die Gesellschaft, und weiter in die Politik; sie siedelten die Romantik über von Jena nach Berlin.

Und allerdings war damals für die Romantik kein Boden geeigneter, als der Boden Berlins, der Boden Preußens: darum, weil kein Staat damals ausgehöhlter, fauler, kränker war als Preußen: und dies wiederum deshalb, weil in keinem anderen die Krankheit sich so sehr mit dem Schein der Gesundheit, die Fäulniß mit dem Schein der Frische, der Tod mit dem Prunk des Lebens heuchlerisch umgab. — Auch andere Staaten waren krank, auch andere eilten gefährlichen Krisen entgegen: aber man wußte es, man sprach es aus, sie bereiteten sich darauf vor, freundlich oder feindlich, abwehrend oder unterstützend. Preußen dagegen sonnte sich noch immer in dem Bewußtsein, die Monarchie Fried-

richs des Großen zu ſein; es glaubte noch immer die Zügel der Geſchichte in der Hand zu führen, wie damals, da noch das Adlerauge des großen Königs über den Erdball blitzte; man meinte noch immer ein Löwe zu ſein, wenn auch vorläufig nur ein ſchlafender: wenn er aufwacht, dachte man, gebt Acht, was die Welt ſich wundern wird!

Nun, er wachte auf, und die Welt wunderte ſich auch: aber nur darüber, daß es längſt kein Löwe mehr war.

Man wird nicht dadurch zum alten Fritz, daß man ihn häufig im Munde führt; man erhielt nicht dadurch die Monarchie Friedrichs des Großen, daß man die Zöpfe, die Kamaſchen, die Stockprügel erhielt; man war nicht darum mehr der Sieger von Roßbach, weil man ſich alljährlich, alltäglich rühmte, es zu ſein, noch waren es dieſelben Franzoſen, die damals gelaufen und die heut, in mährchenhaften Siegen, halb Europa unterjochten.

Auf die aufgeklärte, philoſophiſche Epoche Friedrichs des Zweiten war in Preußen eine

andere gefolgt, welche man gewiſſermaßen das praktiſche Vorſpiel, den hiſtoriſchen Prolog der ſpäteren Romantik nennen darf. Wenigſtens kommen die vornehmſten Pointen derſelben, die geniale Willkür, die katholiſirende Myſtik, die Genußſucht u. ſ. w. ſchon in der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten auf überraſchende Weiſe zur Erſcheinung. — Vergebens ſuchte ſein Nachfolger durch löbliche häusliche Tugenden, durch Sparſamkeit, Ordnung und einfaches, nüchternes Leben den arg verfahrenen Staatswagen in das richtige Gleis zurückzulenken: dieſer Patient war durch bloße nüchterne Diät nicht wieder zu retten, die bloße neutrale Waſſerkur der Mittelmäßigkeit war nicht genügend, dieſem Kranken das Leben zu friſten — er mußte ſterben, gewaltſam mußten ihm die Adern geöffnet werden, damit Raum würde für eine neue Zeit und ein neues Geſchlecht.

Dies Alles nun, Reminiscenzen der Aufklärung unter Friedrich dem Großen, die Myſtik, die Genußſucht, die geniale Liederlichkeit der folgenden, die militairiſche Strenge und Einfach-

heit der gegenwärtigen Regierung — alle dieſe verſchiedenen Compoſitionen und Mixturen, dieſer ganze erkünſtelte Apparat der Krankenſtube, dieſe Pflaſter und Heilmittel, mit denen man dem damaligen Preußen zu erſetzen ſuchte, was ihm fehlte und was ihm — traurig genug! noch heute, nach faſt einem halben Jahrhundert gleichfalls noch fehlt: ein bewußtes, freies Staatsleben, ein geſetzlich berechtigtes, und darum ſtarkes, darum glückliches Volk — alle dieſe Beängſtigungen und Zuckungen einer abſterbenden Zeit traten nun nirgend ſichtbarer hervor, wirbelten nirgend gewaltſamer durch einander, floſſen nirgend zu fratzenhafteren Geſtalten, ſeltſameren Gruppen zuſammen, als eben in dem Mittelpunkte dieſes Preußens, in Berlin. Der Zuſtand Berlins zu Anfang des Jahrhunderts bietet, mit den nothwendigen Abweichungen, welche aus dem kleineren Maßſtab der Verhältniſſe hervorgehen, ein ähnliches Bild, wie Paris vor dem Ausbruch der Revolution.

Und allerdings ging auch Preußen damals einer Revolution entgegen: einer Revolution, die nicht

aufhörte Revolution zu ſein, darum, weil die Regierung ſich ſelbſt an die Spitze der Umwälzung ſtellte — vielmehr eine Revolution, auch darin der franzöſiſchen ähnlich, daß auch bei ihr die Reſtaurationsepoche nicht ausgeblieben iſt. — Wie es mit den Julitagen ſteht, iſt eine andere Frage.

Wo ein Haus untergehen ſoll, da, nach dem Worte des Dichters, vereinigen ſich die Himmliſchen ſelbſt zu ſeinem Sturze: „ſelbſt der Gott der Freude, blindwüthend, ſchleudert den Pechkranz in das flammende Gebäude.“ In Paris, noch unter den erſten Schauern der beginnenden Revolution, tanzte, ſang, liebte man; die alte Monarchie, direct von ihren petits soupers, wandelte zum Blutgerüſt, noch die Schminke auf den Wangen und das Champagnerglas in der Hand.

Auch in Berlin, dicht vor der Kataſtrophe von Jena, tanzte man auf einem Abgrund. In ſeltſamem Widerſpruch mit der puritaniſchen Strenge des Hofes, mit der Sitteneinfalt und Häuslichkeit des Königs, wogte, in ver-

derblichem Strudel, durch alle Stände, alle Kreiſe der Geſellſchaft, ein verzehrendes Feuer, eine wilde, gierige Genußſucht, die Gier des Trinkens, der ſchon, in ängſtlicher Haſt, den Moment fühlt, wo ihm der Becher hinweggeriſſen wird von der trunkenen, doch ungeſättigten Lippe? — Niemals war die Berliner Geſellſchaft ſo glänzend, niemals die Frauen ſo geiſtreich, die Männer ſo ritterlich, niemals waren die Salons ſo belebt, die Geſpräche ſo witzig, die Unterhaltung ſo reich, niemals wurden die Schriftſteller ſo fetirt, die Poeten ſo bewundert, die Gelehrten ſo angeſtaunt; niemals ſtand die Literatur in größerer Blüthe, wurde mehr geſprochen von Kunſt und Wiſſenſchaft, war die Bildung größer, die Kritik ſchärfer, der Geſchmack wähleriſcher, als zu jener Zeit; nirgend, wenigſtens in Deutſchland, gingen geiſtige und ſinnliche Schwelgerei, raffinirteſte und gemeinſte Wolluſt, ſublimſte Extaſe und craſſeſter Materialismus ſo zärtlich Hand in Hand, nirgend waren die Genies zu gleicher Zeit ſo ſehr Roués, nirgend die Geiſtreichigkeit ſo liederlich, die Liederlichkeit ſo geiſtreich,

wie in dem damaligen Berlin. — Selbſt der Hof, ſo wenig (wie bereits erwähnt) es ihm eigentlich zuſagte, mußte ſich dennoch, wohl oder übel, entſchließen, dieſem Zuge wenigſtens theilweiſe zu folgen; er mußte, ſo wenig er in ſeiner wohlmeinenden Mittelmäßigkeit nach Literatur und Wiſſenſchaft im Grunde fragte, doch wenigſtens das literariſche Intereſſe der Berliner Geſellſchaft, ihre äſthetiſche Bildung, ihre geiſtige Regſamkeit zu theilen und zu befördern ſcheinen. Die Zeit, nach der ſich die deutſchen Poeten ſo lange geſehnt, um deren Ausbleiben man den großen Friedrich ſo hart verklagt, die Zeit, wo Preußens Könige auftraten als Mäcene der Literatur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, wo das ernſte, ſtrenge Sparta des alten Fritz ſich verwandelte in ein ſingendes, dichtendes Athen, ein modernes Ferrara, voll Poeſie und Kunſt — dieſes lang erharrte goldene Zeitalter, wenn auch nicht der Literatur, ſo doch wenigſtens der Literaten, ſchien gekommen in Preußen, in Berlin, unter der Regierung eines Königs, der ſelbſt viel mehr militairiſche, als literariſche,

viel mehr praktiſche, als äſthetiſche, viel mehr kleinbürgerliche, als geniale Sympathieen hatte, und der daher, bei aller ſonſtigen perſönlichen Vortrefflichkeit, dennoch am Wenigſten geeignet war, den Weiſen von Sansſouci ins Deutſche zu überſetzen.

Und auch die Zeit war wenig geeignet. Man zog Literaten ins Land, da man hätte Soldaten werben ſollen; man theilte Penſionen aus und Orden und Präbenden an Gelehrte und Künſtler, man dotirte Leute, wie Kotzebue und Lafontaine, da man alle Einkünfte des Staates, alle Kräfte des Landes auf Wehrbarmachung des Volkes, auf Bildung der niederen Klaſſen, auf Anſtellung von Volkslehrern und Dorfſchulmeiſtern hätte verwenden ſollen. Man berief einen Hiſtoriographen des preußiſchen Staates, da es bald keinen preußiſchen Staat mehr geben ſollte; man ſtellte einen Geſchichtſchreiber des preußiſchen Ruhmes an, da man ſchon im Begriffe ſtand, die eigene Schmach mit eigener Hand ins eigene Fleiſch zu ſchreiben! — —

Ich bin nun in dieſer Schilderung des damaligen Berlins ſo ausführlich geweſen, aus keinem andern Grunde, als weil gerade Berlin, ſo zu ſagen, die erſte Station iſt, wo die Romantik auf ihrer Reiſe durch die Welt ſich niederläßt. Schon erwähnte ich, wie ſie von den Schlegel zuerſt von Jena nach Berlin verpflanzt ward. Wie die Geſundheit die Geſundheit, ſo allemal die Fäulniß zieht die Fäulniß an. Auch die Romantik, dieſe eigentliche Krankheit des Jahrhunderts, dieſe große Beule, in der das Siechthum einer unthätigen, unmännlichen Zeit, zum Ausbruch kam, konnte keinen paſſenderen Boden für ſich finden, als dieſen ausgehöhlten, kranken, kraftloſen Boden des damaligen Berlin. Dieſe Berliner Salons, mit ihren äſthetiſchen Redensarten, ihren kritiſirenden Weibern, ihren künſtlich aufgeſteiften literariſchen Intereſſen, welch ein Feld waren ſie für die äſthetiſirende, kritiſirende, raiſonnirende Romantik! dieſe Geſellſchaft, gemiſcht aus Myſtik und Sinnlichkeit, aus Abſtraction und Liederlichkeit, wie mußte ſie die Romantiker anheimeln, wie wohl mußten

ſie ſich fühlen in dieſem raſenden Taumel des Genuſſes, in dieſer Auflöſung aller ſittlichen Bande, wo alte und neue Frivolität, Frivolität der Encyklopädiſten und Frivolität der Romantik, ſich die Hand reichten, wo (mit Einem Worte) dem Geiſtreichen Alles erlaubt, bloß weil er geiſtreich war!

Und doch kam die Romantik in Berlin unmittelbar unter den Händen der Schlegel nicht über die Geſelligkeit hinaus. Sie avancirte durch die Schlegel nur zur Salondame: ſie in die Cabinete der Könige einzuführen, ſie zur Diplomatien zu erheben, blieb theils anderen Kräften, theils anderen Orten und Zeiten vorbehalten.

Ich habe vorhin den Uebergang, welchen die Romantik aus der Literatur in die Politik, aus der kleinen Welt der Bücher in die größere der Geſchichte machte, aus dem ſchönen Egoismus, der Genußſucht im weiteſten Sinne abgeleitet, welche der ganzen Richtung zu Grunde lag. — Dieſer Egoismus nun ſah ſich bedroht, dieſes Genußleben war in Gefahr, unmöglich gemacht zu werden durch die jüngſten Entwick-

lungen der Geſchichte. Die Romantik, wie Archimedes, hatte ſich abgeſchloſſen in ihre Cirkel: ein feindlicher Soldat, trat die Geſchichte hinein: aber vielleicht nicht tapferer, doch jedenfalls gewandter, doch jedenfalls praktiſcher als Archimedes, blieb die Romantik nicht unthätig ſitzen, ſie begnügte ſich nicht, der Geſchichte ein ängſtliches: „ſtöre meine Kreiſe nicht," zuzurufen: nein, ſie griff ſelbſt zu den Waffen, ſie legte ſelbſt Hand an, den Eindringling zu verjagen. Die Romantik begnügte ſich nicht, von einer Zeit des allgemeinen Quietismus, einem allgemeinen Ausruhen und Schlummern nur zu träumen, ſie war nicht zufrieden, das Mittelalter bloß in Vers und Proſa zu verherrlichen: nein, ſie wollte dieſe idylliſche Epoche auch ſelbſt herſtellen, ſie wollte das Mittelalter ſelbſt erneuen, mitten in der gegenwärtigen Zeit!

Und da ſtand ihr denn ein ſehr unbequemer Feind im Wege, ein Feind, der mit Liedern und Reden allerdings nicht zu ſchlagen war, der alte Erbfeind der Romantik, der alte ſonnige Tag, von dem dieſe Dämmerung der Romantik ſich

losgerissen hatte: die Aufklärung, grossgesäugt jetzt durch Blut und Schlachten, kämpfend, wie ehemals mit Federn, so jetzt mit Schwertern, die Aufklärung der französischen Revolution.

Es ist bereits zu Anfang der zweiten Vorlesung darauf aufmerksam gemacht worden, wie die rasche und gewaltsame Entwicklung, welche die Idee der Aufklärung, das ist die Idee der Freiheit und der Menschlichkeit, in der französischen Revolution nahm, die deutschen Gemüther beängstigt und erschreckte hatte und wie daraus jene Flucht vor der Geschichte, jene Resignation und häusliche Beschränkung entstanden, welche so Wesentliches zur Entstehung der Romantik selbst beigetragen.

Aber diese Revolution hatte sich unwiderstehlich ausgebreitet. Es war nicht mehr bloß Frankreich, nicht Deutschland, nicht Europa allein, die ganze Welt war es, die von Schwertern klirrte, von Blut dampfte, von Schlachtlärm erscholl. Wohin, in diesem allgemeinen Getümmel, sollte man sich retten? Es gab keine Flucht mehr, die Asyle waren vernichtet, es

blieb nichts mehr, worauf man reſigniren konnte: der Feind nahm Alles — und den Reſignirenden dazu.

Die damaligen deutſchen Regierungen, ſo wie überhaupt Alle, welche die franzöſiſche Revolution bekämpften, befanden ſich in derſelben Verlegenheit. Auch ſie wußten ſich keinen Rath mehr, auch ihnen war der Feind über den Kopf gewachſen, darum namentlich, weil er ſich bereits in ihren eigenen Lagern befand, weil ſie ſchon nicht mehr wußten, was ihre Freunde, was ihre Feinde waren.

Ja die Sache ſtand für die Regierungen noch bei Weitem ſchlimmer. Die Romantiker hatten im Grunde nichts zu verlieren, nämlich weil ſie nichts beſaßen, ſie wollten nur dies ihr Nichts, ihr ideales Utopien, ihre chateaux d'Espagne retten. Die Regierungen dahingegen — ei, gehorſamer Diener, die hatten ſehr reelle Beſitzthümer, ſehr wirkliche Schlöſſer, ſehr angenehme Domainen, die ſie um keinen Preis aufgeben wollten und in die doch dieſe Ideen der Revolution, dieſe Ideen der Volksſouverainität

und der allgemeinen, gleichen Berechtigung weit schlimmer und weit beharrlicher sich einnisteten, als je eine feindliche Einquartirung.

So kam das Bündniß denn zu Stande, so wurde die Romantik politisch, so trat sie über in den Dienst der Fürsten: die Romantiker haßten die Revolution, weil sie ihnen den ruhigen Genuß, die Fürsten haßten sie, weil sie ihnen den ruhigen Besitz störte, der auch ein Genuß ist; die Romantiker wollten das Mittelalter, weil es poetisch, die Fürsten, weil es das goldene Alter der Könige; die Romantiker wollten die Stabilität der Throne, um der Stabilität, die Fürsten um der Throne willen.

Also nicht bloß, wie ich vorhin andeutete, von Seiten der Romantiker, von beiden Seiten war es Egoismus, was die Parteien zusammenführte. Auch machten beide Theile gegenseitig nur auf Aeußerliches Anspruch. Von den ersten Ueberläufern der Romantik, den Friedrich Schlegel, Gentz ꝛc. ist es geschichtlich erhärtet und kann durch keine nachträglichen Rechtfertigungen widerlegt werden, daß der erste Gedanke zu ihrer

politiſchen Bekehrung, die erſte Veranlaſſung, den bisherigen abſtracten Liberalismus, einen Liberalismus, der bei Schlegel bis zur Anbetung der franzöſiſchen Revolution, bei Gentz denn doch wenigſtens bis zu dem bekannten Sendſchreiben bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Dritten gegangen war, mit einem ſehr realen, ſehr praktiſchen Servilismus zu vertauſchen....

Es ſteht, ſage ich, von dieſen erſten Ueberläufern der Romantik hiſtoriſch feſt, daß die erſte Veranlaſſung zu ihrem Uebertritt in äußerlichen Rückſichten gelegen, in Rückſichten der Sinnlichkeit, des Wohllebens, der Genußſucht, vor Allem in Rückſichten der Geldnoth, als einer natürlichen und immer wiederkehrenden Folge ihres wüſten, genußſüchtigen Lebens. Man trat erſt über, und dann erſt bekehrte man ſich; erſt kamen die Penſionen, und dann erſt die Principien.

Nun? und die Regierungen? und die Cabinete? Es konnte den Staatsmännern, welche Gentz kauften, doch wahrlich kein Geheimniß ſein, was ſie eigentlich an ihm kauften und wie es mit ſeiner Sittlichkeit, ſeiner Charakter-

festigkeit, seiner moralischen Würde stand. Hatten sie selbst doch oft genug mit ihm die Nächte am Spieltisch verschwelgt, Liebschaften getheilt und ausgetauscht, den ganzen nichtsnutzigen Cursus der sogenannten vornehmen Welt mit ihm behaglich durchschmarutzt! Sie mußten es wissen, die Diplomaten, bei denen Friedrich Schlegel antichambrirt, die vornehmen Gönner, mit denen er ästhetisirt, katholisirt und gelegentlich auch debauchirt hatte — sie mußten es wissen, woher seine Romantik eigentlich stammte und daß sein ganzes Leben ein Gewebe war von „Noth und Liebe!"

Und dennoch verschmähten sie sie nicht? und dennoch diese leichtsinnigen, liederlichen, ruinirten Scribenten, sie waren den Regierungen nicht zu schlecht, um sie zu kaufen?

Aus einem sehr einfachen Grunde: diese liederlichen Scribenten konnten schreiben, diese nichtsnutzigen Literaten hatten Form, Stil, Bildung, alle die Aeußerlichkeiten, welche die Legitimität, trotz ihres guten Willens, dennoch entbehrte, damals wie jetzt. Die Romantiker wollten das schöne blanke Geld der Politiker, die Po-

liker den ſchönen blanken Styl der Romantiker; der treffliche Stil und die trefflichen Stellen wurden ausgetauſcht; die Politiker gaben das Metall, dafür gaben die Romantiker die Façon. — Erſt mit der Zeit wuchſen beide in einander hinein, Form und Princip gingen in einander über: die Romantiker wurden von Herzen königlich, die Könige von Herzen romantiſch. Das iſt denn die gegenwärtige politiſche Romantik oder romantiſche Politik, wie man ſie nennen will, gleichviel — es iſt dieſe Zwitterſchöpfung unſerer Tage, dieſer vielköpfige, vielgeſchwänzte Drache, der den Hort der neuen Zeit bewacht. Aber auch er wird ſeinen Siegfried den Drachentödter finden.

Inzwiſchen gingen die Geſchicke ihren Gang. Preußen, noch ehe es nur zur Einſicht in ſeine Lage, zu einer Wahl, einer Entſcheidung hatte kommen können, ſah ſich vom Wirbelwind erfaßt und in den Abgrund geſchmettert. Die Schlacht von Jena, mit einem einzigen Schlage, brachte die ganze Hohlheit des bisherigen Syſtems, oder richtiger geſagt, das ganze Elend

der Systemlosigkeit, zu Tage. Eine einzige verlorene Schlacht, eine einzige Niederlage hatte genügt, die Monarchie Friedrichs des Großen über den Haufen zu werfen. Die Berliner Geistreichigkeit, was nützte sie nun? Daß man nirgend so schön zu schwatzen, nirgend so fein zu kritisiren wußte, was half es nun dem Staat? Die Schöngeister nahmen Reißaus; die Literaten verzogen sich; derselbe Mann, der so eben noch preußischer Historiograph gewesen, war zwei Jahre darauf Staatsrath des Königs von Westphalen.

Noch versuchte Oesterreich einige Jahre hindurch den Kampf gegen die Revolution fortzuführen. — Preußen war in seinen Untergang getaumelt, es wußte selbst nicht wie, es war gefallen durch einen Windstoß, ein Ungefähr, ein Nichts, wie faule Früchte zu fallen pflegen. Oesterreich, in seinem Kampfe gegen Frankreich, hatte wenigstens den Vortheil eines Princips, es führte wenigstens geistige Potenzen, die Ideen des Mittelalters, des Katholicismus, die Eleganz und Bildung seiner romantischen Feder-

helden ins Feld. Nur freilich, daß auch dieſes Princip falſch, dieſe Ideen unwahr, dieſe Helden zum Wenigſten keine Griechen waren.

Und darum auch die Anſtrengungen Oeſterreichs waren vergeblich. Der Mann, der ihnen gegenüberſtand, der ihre Heere ſchlug, ihre Feſtungen ſchleifte, ihre Schlöſſer eroberte, in ihren Zimmern wohnte, in ihren Betten ſchlief — dieſen Vortheil wenigſtens hatte er vor den Feinden Frankreichs, den Feinden der Revolution voraus, (wiewohl wer wüßte nicht, daß Napoleon ſelbſt von allen Feinden Frankreichs und der Revolution der größte, der gefährlichſte geweſen?!) daß er die Ideen derſelben wenigſtens in ſeine Dienſte nahm, daß er kämpfte und eroberte — wenn auch nicht zu Gunſten, wenn auch nicht zur Ehre, ſo doch wenigſtens im Namen, wenigſtens unter dem Vorwande der Freiheit. Schon hierin lag ein, wenn auch allerdings ſehr zweideutiges, ſehr gefährliches, doch immer ein Anerkenntniß der Freiheit; ſchon hiedurch war der Abſolutismus Napoleons dem Abſolutismus der deutſchen Fürſten überlegen, weil er ſich wenigſtens auf die Sympathien der

Völker ſtützte, weil er ihnen ſchmeichelte, weil er ſie täuſchte ſogar, ſtatt ſie, wie Oeſterreich, völlig zu ignoriren, wohl auch abſichtlich zurückzuſtoßen.

Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1809, nachdem die Schlacht von Wagram verloren, nachdem Oeſterreich, wenn auch nicht bekehrt, ſo doch gedemüthigt, bis dahin gedemüthigt war, daß eine Tochter des Kaiſers von Oeſterreich Gemahlin des Kaiſers der Franzoſen werden mußte, ſchien die Sache Deutſchlands für immer verloren. Eine allgemeine Dumpfheit, eine allgemeine Entſagung breitete ſich über ganz Deutſchland. Die romantiſche Verzweiflung wurde allgemeine Stimmung des Volkes; ſchon reſignirten nicht mehr die Poeten allein: auch die Politiker reſignirten — reſignirten, weil ſie mußten; auch das Volk zog ſich in ſich ſelbſt zurück, es entſagte ſeinen Göttern und wollte nichts mehr, als Ruhe, tiefe Ruhe. Es war wie eine allgemeine Charwoche, ein allgemeiner Buß- und Bettag des deutſchen Volkes; ganz Deutſchland wurde katholiſch — es beugte ſeine Kniee, es ſchlug

seine Brüste, es bekannte seine Missethat — und damit genug.

Wiewohl noch waren Einige, die beugten sich nicht; noch einige spröde, stolze Herzen gab es, die wollten lieber brechen, als sich biegen; noch einige edle, männliche Seelen wollten lieber zu Grunde gehen, lieber sich selbst vernichten, als diesen Sturz des Vaterlandes, diese Schmach der öffentlichen Zustände ertragen.

Es sind hier besonders zwei Männer zu nennen, Männer im edelsten Sinne des Wortes, stolze, trotzige Naturen: zu edel, zu grossgeartet, die Schmach der Zeit zu ertragen, zu angesteckt von ihrer Krankheit, um sich ihr thatkräftig zu entreißen. Und darum Beide gingen sie darin unter — gingen unter, wie der Soldat, der, um sich nicht dem Feinde zu übergeben, sich selbst in die Luft sprengt.

Der Erste ist Heinrich von Kleist. Man hat ihn den politischen Werther seiner Zeit genannt; vielleicht noch richtiger stellt man ihn mit Lenz zusammen, dem bekannten Genossen der Sturm- und Drangperiode. Wie die ganze Genieperiode

ſich, unter Veränderungen, die ich in meinem zweiten Vortrage des Näheren bezeichnet, in der Romantik wiederholt, ſo wird namentlich Lenz von Kleiſt erneuert. Beide ſind die Heinrich Heißſporne ihrer Zeit, die tollköpfigen, brauſenden Naturen, das letzte, äußerſte Extrem ihrer Genoſſenſchaft. Lenz konnte niemals finden, um was er eigentlich rang, es wurde ihm niemals klar, was ihm eigentlich fehlte, was ihn quälte, was ihn umhertrieb ohne Ruhe: und die Qual dieſes Bewußtſeins, dieſer entſetzliche innere Taumel jagte ihn in den Wahnſinn. Kleiſt war glücklicher — wenn auch nicht zu ſeinem Glück. Nachdem er alle Phaſen der Romantik durchlaufen, nachdem er allen ihren Schrecken geſtanden, nachdem er geſchwelgt abwechſelnd in Genuß und Entſagung, in Haß und Liebe, in Glauben und Verzweiflung, nachdem er Friede geſucht in der Kunſt und in der Wiſſenſchaft, unter den Büchern und im Leben des Geſchäftsmannes, in großen Städten und kleinen, ländlichen Hütten, in Berlin und Paris und in den ſtillen Thälern der Schweiz,

als Soldat und als Bauer — endlich, endlich nach tauſend Kämpfen, tauſend Qualen ging es ihm auf, ſtand es da vor ſeiner Seele, tönte es wieder in den ſchroffen und doch ſo wohllautenden, ſo bezaubernden Klängen ſeiner Dichtungen, was allein jedem Herzen Ruhe geben, jedes Streben befriedigen, jeden Zweifel löſen kann: das Vaterland, der Dienſt des Volkes und der Geſchichte!

Und nun dieſes Vaterland war verrathen, verkauft, geſchändet, dieſes Volk lag in Ketten, dieſe Geſchichte war die Geſchichte unſrer Ohnmacht und Erniedrigung. Kleiſt war, wie Kaſſandra, nur ſehend geworden, um den Untergang ſeines Volkes zu ſehen. Das brach ihm das Herz; an dem Elend des Vaterlandes kam ſeine dämoniſche Stimmung zum Ausbruch: er entſagte einem Leben, das keinen Werth mehr für ihn hatte, ſeitdem Deutſchland verloren ſchien.

Wird Kleiſt's Erſcheinung durch den Zauber eines reichen, poetiſchen Talentes verklärt, ja erhält ſelbſt ſein jähes, trauriges Ende etwas Verſöhnendes in dem Hinblick auf die Unſterb-

lichkeit des Namens, die ſeine Dichtungen ihm dennoch errungen: ſo iſt dieſes bei dem Zweiten, den ich Ihnen hier noch zu nennen habe, bei Weitem weniger der Fall. Schmucklos, beinahe kärglich, von keinem poetiſchen Lorbeer gehoben, keinen unvergeßlichen Dichtungen getragen, tritt uns Seume's finſtere Geſtalt entgegen. Und doch gebührt auch ihm, daß er nicht vergeſſen werde; es gebührt ihm, wie Jedem, der in einer verdorbenen, ſittenloſen Zeit doch feſt hält an den Göttern ſeines Herzens, der einer Welt voll Feigheit und Lüge und Niedertracht die Kraft hat das Bekenntniß ſeines Muthes, ſeines Glaubens, ſeiner Wahrheit entgegenzuhalten. Seume ſteht ähnlich zu Kleiſt, wie zu Novalis Hölderlin; wie dieſer geht er von der Seite der Hellenen, von Kant, Schiller, Fichte aus; wie dieſer verbirgt er hinter der Strenge klaſſiſcher Formen (im Gegenſatz zu den modernen, romantiſchen) den gährenden, brauſenden Inhalt ſeiner romantiſchen Zeit. Seume iſt, auf die Wagſchale der Aeſthetik gelegt, vielleicht ein ſehr geringer, vielleicht gar kein Dichter:

und die Romantiker, dieſe feinen, zierlichen Seelchen, werden ſich entſetzen bei dem Gedanken, daß der durch und durch proteſtantiſche, ja puritaniſche, nüchterne, hölzerne Seume neben ihnen auch nur genannt werden ſoll. Aber ich habe ja auch gleich anfangs darauf verzichtet, Literaturgeſchichte nach äſthetiſchen Grundſätzen vorzutragen; nicht was ſie der Schönheit, was ſie der Freiheit, was ſie dem Volke geweſen, ſollte die Frage ſein, die wir an unſere Dichter richteten. Und da möchte denn Wenigen, vielleicht Keinem aus dieſem unglücklichen erſten Jahrzehent unſeres Jahrhunderts ein höherer Ehrenplatz anzuweiſen, es möchte kein zweiter Name mit lauterem Danke zu nennen ſein, als der Name Seume's. Seume'n brauchte der Gedanke des Vaterlandes nicht erſt aufzugehen aus ſeinem Elend, nicht erſt dieſer Gegenſatz der Knechtſchaft, welche über Deutſchland laſtete, war es, woran er die Freiheit kennen und lieben lernte, ſie war ihm nicht blos das Anker, woran er ſich ſelbſt aus den Zerrüttungen ſeiner eigenen Seele retten wollte: von feindlichen

Schickſalen frühzeitig umhergeworfen, Jahre lang getrennt vom Vaterlande, gewaltſam aufgehoben, wie es damals noch geſchehen konnte, und zum Soldaten verkauft von einem deutſchen Fürſten, einem ſehr legitimen Herrn, einem ſehr eifrigen Widerſacher der franzöſiſchen Revolution, in Amerika und Rußland, hatte er die Freiheit allzeit feſt im Herzen getragen, hatte er niemals aufgehört, das Vaterland zu lieben. Und ebenſo wenig hörte er jemals auf, dieſe ſeine Liebe mit lauter, feſter Stimme zu verkünden; ſein Talent, groß oder klein, anſehnlich oder gering, er hat es immer nur zur Ehre ſeines Vaterlandes, zur Ermuthigung ſeines Volkes angewendet; ſeine Lieder und Schriften, gut oder ſchlecht, poetiſch oder unpoetiſch, ſie haben in den Tagen unſrer tiefſten Schande in viel tauſend Herzen Troſt und Hoffnung, Feuer des Muthes, heiliges Feuer des Zorns gegoſſen. Er iſt ein Börne ſeiner Zeit: nicht ganz ſo geiſtreich, aber auch nicht ganz ſo bitter: bei welchem Letzteren ihm freilich auch dies zu Gute ommt, daß ſeine Zeit noch die Hoffnung der

Erhebung vor ſich hatte, Börne dagegen hatte die Freiheitkriege hinter ſich. — Auch ihm brach die Schande, welcher Deutſchland nach dem Verluſte ſo vieler Schlachten, ſo vieler Kriege verfallen ſchien, das Herz; auch er ſtarb hoffnungslos, in Verzweiflung — Verzweiflung über die Fürſten, welche ſo regierten, über die Völker, die ſich ſo regieren ließen. — Wenn wir heute nach Seume's hätten, wer wollte es ihnen übel nehmen, wenn ſie noch einmal verzweifelten?!

Und ſo ſchien Deutſchland verloren und ſeinen edelſten, ſeinen hoffnungsreichſten Geiſtern nichts übrig zu bleiben, als zu ſterben in einſamem Groll. —

Aber ſiehe da, mitten in dieſe Nacht der Verzweiflung ſchien ein heller, ein leuchtender Stern! Noch lebten die alten Götter des Olymps, noch lebten die Götter Kants, Fichte's, Schillers, die ewigen, die unvergänglichen Ideen der Freiheit, der Sittlichkeit, der männlichen Begeiſterung: ſie ſtiegen hornieder und retteten das Vaterland.

Bei Jena war Preußen, und mit ihm Deutſch-

land, verloren gegangen: in Königsberg fand es sich wieder. Die Wiege der Romantik war sein Grab geworden: die Wiege der Philosophie wurde die Stätte seiner Auferstehung. Von jenen Bergen des Saalthals, von denen so oft die mondbeglänzte Zaubernacht, sirenenhaft, einlullend, hinabgestiegen war in die Herzen der Romantiker, waren auch die Feinde herabgestiegen, welche Preußens Ruhm zerschmetterten; auf der klaren, freien Ebene Königsbergs, zwischen jenen Mauern, in denen Kant gelehrt, in der Nähe des Meers, des allerfrischenden, wurde seine Größe neu begründet. Die politische Ohnmacht der Romantik war in Oesterreich und seinen vergeblichen Anstrengungen sichtbar geworden: so versuchte Preußen es mit der anderen, der so lange vergessenen, so lange zurückgesetzten Partei, der Partei Fichte's und Schillers. — Es ist ein erhabener, ein wahrhaft herzberuhigender Anblick, wie überall, wo es zum Aeußersten gekommen, wo keine Wahl mehr ist, als zwischen Tod und Leben, die Freiheit rettend, versöhnend eintritt. So lange die Geschichte gestockt hatte,

ſo lange Ruhe, Duldung, Unterwerfung die Loſung geweſen, hatten die Romantiker in wuchernder Blüthe ſich entfalten können: jetzt, wo es galt, das Vaterland vom Abgrund zu retten, wo nur ein letzter, männlicher Entſchluß den Untergang abwenden konnte — ſiehe da, gleich den Dioskuren, ſchwebend über der Fluth, die Namen Schillers und Fichte's! ſiehe da alle Herzen ihnen zugewandt, alle Seelen erfüllt, alle Geiſter entbrannt von ihrer Lehre, ihrem Beiſpiel!

Zwar Schiller ſelbſt war nicht mehr unter den Lebenden; ein wohlthätiger Tod hatte ſein Auge geſchloſſen, bevor noch der Anblick des Elends, welches gleich darauf hereinbrach, die zartbeſaitete Seele des Dichters gewaltſam zerriſſen hätte.

Noch aber lebten ſeine Werke, die unſterblichen! noch lebte ſein Wallenſtein, ſeine Jungfrau, ſein Tell, und hauchten Begeiſterung, Muth, Stärke in die gebrochenen Seelen des Volks! Der Aeſthetiker zergliedere die poetiſchen Eigenſchaften dieſer Werke, er meſſe ihren Werth,

erwäge ihre Vorzüge und Mängel, das Gelungene und das Mißlungene: der Literarhistoriker in unserem Sinne wird hievon, als etwas Untergeordnetem, Nebensächlichem, absehen, er wird mehr, als den ästhetischen Werth, die historische Wirkung dieser Dichtungen ins Auge fassen, er wird es anmerken und aufzeichnen, welchen Antheil die Schiller'schen Werke haben an der Erhebung, der Erstarkung, der Wiederherstellung unseres Volkes, dadurch, daß sie ihm die großen Ideen der Freiheit und der Sittlichkeit überall gegenwärtig erhielten und daß zu einer Zeit, da alle übrigen Stimmen ängstlich verstummt waren, der Genius Schillers aus seinen Werken, von allen Bühnen, in allen Häusern, das Evangelium der Freiheit predigte.

Und nicht bloß in seinen Werken, auch in seinen Freunden, in den Genossen seiner Studien, in den Verwandten seines kleinen, einfachen Jenaischen Kreises lebte sein Geist fort und wurde praktisch in ihnen. Wilhelm von Humboldt, der Freund Schillers, wie er, ein Schüler Kants, ein Zögling der Griechen, nimmt

unter den Männern, deren Namen zu ewigem Gedächtniß an die Wiederherstellung Preußens geknüpft sind, Männern wie Hardenberg, Stein, Schön, Niebuhr, Scharnhorst, Gneisenau ꝛc. eine der ersten, der vorzüglichsten Stellen ein; er ist der politische Repräsentant jenes idealen Schiller'schen Strebens, das sich in ihm auf die glücklichste Weise mit einem reichen, praktischen Inhalt, einer großartigen staatsmännischen Kenntniß gesättigt hat.

Und wie dürften wir hier Fichte selbst vergessen? Die Reden, welche Fichte im Winter 1808 zu Berlin hielt, die Reden an die deutsche Nation, gehören zu den glorreichsten, glänzendsten Documenten dieser glorreichen, glänzenden Zeit. Ehre den Männern, die in blutiger Schlacht dem Tode ins Antlitz gesehen! die das Vaterland vertheidigt haben mit den Waffen in der Hand! die die Saat der Freiheit befruchtet haben mit ihrem Blute! Aber auch Ehre, Ehre und unvergeßliches Andenken den Männern, die für die Freiheit gekämpft haben mit der Waffe des Worts! Ehre dem Gelehrten,

der mitten in einer eroberten Hauptſtadt, unter den Augen fremder Gewalthaber, vor den Ohren franzöſiſcher und — deutſcher Spione, in lauter, männlicher Anſprache die Nation aufrief zu Thaten, Thaten der Begeiſterung, der Aufopferung des Muthes! Ehre dem Andenken Fichte's, nicht bloß des Philoſophen, des Gelehrten, nein: auch des Mannes, des Bürgers, der das Höchſte, was er vermochte, den ganzen Reichthum ſeines Geiſtes, den ganzen Schatz ſeiner ſittlichen Ueberzeugung, die ganze Energie ſeines Talentes, ſein höchſtes, eigentliches Leben niederlegte auf dem Altar des Vaterlandes! Es war gewiß nichts Kleines, eine entnervte, verweichlichte, entſittlichte Geſellſchaft, wie die Geſellſchaft des damaligen Berlin, zu Ernſt, Sittlichkeit und vaterländiſcher Tugend zurückzuführen; es mußten gewaltige Töne ſein, welche in dieſen ausgehöhlten, zerfaſerten, leergebrannten Seelen, dieſen Seelen, verſunken in Egoismus und Zerſtreuung und eiteln Zeitvertreib, die Begeiſterung für das Allgemeine, den Ernſt einer ſittlichen Ueberzeugung wieder wach

riefen. Fichte beſaß dieſe Töne; der gewaltige Donner ſeiner Rede hallte nach, der Blitz ſeines Genius zündete in allen Herzen. Dieſe Vorträge, gehalten in einem kleinen Saale Berlins, vor wenigen hundert Menſchen, wurden zu einem Feuer, das ſich weit über Berlin hinaus, durch ganz Preußen, ganz Deutſchland verbreitete, ja das endlich wiederflammte in den Siegesfeuern von Leipzig und Waterloo! — —

Der Gang der Geſchichte iſt ein ewig nothwendiger; man darf ihn nicht kreuzen mit Wenn und Aber, man darf die Ereigniſſe nicht anders verlangen, als ſie gekommen ſind. Wäre es erlaubt, wäre nicht jeder Verſuch, mit Klagen und Wünſchen, Einſchränkungen und Bedingungen das Geſchehene nachträglich verbeſſern zu wollen, eine Thorheit: ſo wäre in der Geſchichte unſerer Wiederherſtellung allerdings Zweierlei, was jeder Freund des Vaterlandes, jeder Freund der Freiheit aufrichtig zu beklagen hätte. Das Eine, daß wir unſre Befreiung nicht vollbracht haben ohne die Hilfe der Barbaren, daß zu dieſen Kränzen, welche die Stirn des Vaterlandes ſchmücken, geholfen

worden iſt von Koſaken und Baſchkiren, daß in den edlen Quell deutſchen Blutes Blut gefloſſen, welches gewohnt iſt, unter der Knute zu verſpritzen. Das Andere, daß es der Partei, von welcher die Wiederherſtellung Preußens ausgegangen, durch die dieſelbe auch allein in Zukunft wieder aufgenommen und vollendet werden wird, der Fichte-Schiller'ſchen — oder um ſie ſogleich mit ihrem direkten politiſchen Namen zu bezeichnen: der Stein-Humboldt'ſchen Partei, nicht vergönnt geweſen iſt, dieſes große Werk rein, nur mit eigenen Händen, ohne Zutritt der Romantiker zu vollenden. — Aber freilich, die Romantik, als eine hiſtoriſche Kriſis, ein nothwendiger Durchgang, lag allzutief in unſerm Blute, als daß ſie nicht auch bei dieſer Gelegenheit hätte zum Vorſchein kommen ſollen.

Schon an der Vorbereitung ſelbſt nahm ſie Antheil. Zwar zu der eigentlichen Reform des Staates verſtatteten die großen Wiederherſteller Preußens in den glorreichen Jahren von 1808 — 13, dieſen eigentlichen Jahren unſerer Wiedergeburt, ihr keinen Zutritt; mit blankem

riefen. Fichte beſaß dieſe Töne; der gewaltige Donner ſeiner Rede hallte nach, der Blitz ſeines Genius zündete in allen Herzen. Dieſe Vorträge, gehalten in einem kleinen Saale Berlins, vor wenigen hundert Menſchen, wurden zu einem Feuer, das ſich weit über Berlin hinaus, durch ganz Preußen, ganz Deutſchland verbreitete, ja das endlich wiederflammte in den Siegesfeuern von Leipzig und Waterloo! — —

Der Gang der Geſchichte iſt ein ewig nothwendiger; man darf ihn nicht kreuzen mit Wenn und Aber, man darf die Ereigniſſe nicht anders verlangen, als ſie gekommen ſind. Wäre es erlaubt, wäre nicht jeder Verſuch, mit Klagen und Wünſchen, Einſchränkungen und Bedingungen das Geſchehene nachträglich verbeſſern zu wollen, eine Thorheit: ſo wäre in der Geſchichte unſerer Wiederherſtellung allerdings Zweierlei, was jeder Freund des Vaterlandes, jeder Freund der Freiheit aufrichtig zu beklagen hätte. Das Eine, daß wir unſre Befreiung nicht vollbracht haben ohne die Hilfe der Barbaren, daß zu dieſen Kränzen, welche die Stirn des Vaterlandes ſchmücken, geholfen

worden iſt von Koſaken und Baſchkiren, daß in den edlen Quell deutſchen Blutes Blut gefloſſen, welches gewohnt iſt, unter der Knute zu verſpritzen. Das Andere, daß es der Partei, von welcher die Wiederherſtellung Preußens ausgegangen, durch die dieſelbe auch allein in Zukunft wieder aufgenommen und vollendet werden wird, der Fichte-Schiller'ſchen — oder um ſie ſogleich mit ihrem direkten politiſchen Namen zu bezeichnen: der Stein-Humboldt'ſchen Partei, nicht vergönnt geweſen iſt, dieſes große Werk rein, nur mit eigenen Händen, ohne Zutritt der Romantiker zu vollenden. — Aber freilich, die Romantik, als eine hiſtoriſche Kriſis, ein nothwendiger Durchgang, lag allzutief in unſerm Blute, als daß ſie nicht auch bei dieſer Gelegenheit hätte zum Vorſchein kommen ſollen.

Schon an der Vorbereitung ſelbſt nahm ſie Antheil. Zwar zu der eigentlichen Reform des Staates verſtatteten die großen Wiederherſteller Preußens in den glorreichen Jahren von 1808 — 13, dieſen eigentlichen Jahren unſerer Wiedergeburt, ihr keinen Zutritt; mit blankem

Schwert des Geiſtes hielten ſie Wacht an den Thoren des erneuten Staates und ſchreckten die Dämonen der Romantik, ihre mittelalterlichen Reminiscenzen, ihre katholiſirenden Sympathieen, ihre Myſtik, ihren politiſchen Aberglauben ſiegreich zurück.

Allein daß ſie wenigſtens die Maſſen trübten, daß die neue, die ethiſch-politiſche Aufklärung, bei ihrer Ausbreitung in das Publikum, zum Theil wenigſtens romantiſche Formen annahm, dies konnten ſie nicht hindern, dies mußten ſie, um des großen Zweckes willen, theilweiſe ſogar zugeben und befördern. Ich habe dabei hauptſächlich den ſogenannten Tugendbund im Auge, als eine romantiſirende, myſtiſche, katholiſche Form der Befreiung, ein Geheimbund, ein Separatismus, zu edlen Zwecken, ganz gewiß: aber doch immer ein Geheimbund, ein Excluſives, Apartes, Myſtiſches, das mit dem wahren Weſen der Freiheit unvereinbar iſt und in dem daher auch ein aufmerkſamer Beobachter die künftige unheilvolle, weil romantiſche Wendung der Freiheitkriege wohl vorausſehen konnte.

Und das konnte er zweitens auch aus den Liedern, welche dieſelben begleiteten, das konnte er auch aus der Art und Weiſe ſchließen, wie die Erhebung Deutſchlands ſich wiederſpiegelte in der Literatur. Ehre auch hier den Dichtern, welche die Stimmung der Zeit in ihren Liedern energiſch, kräftig wiedertönten! Ehre namentlich denen, welche das Schwert mit der Leier vereinigten, ja die zum Theil mit ihrem Blute die Wahrheit ihrer Lieder beſiegelten! Ehre den Körner, Arndt, Jahn, Schenkendorf, Ehre der ganzen patriotiſchen Lyrik unſerer Freiheitkriege! Es lebt in dieſen Liedern eine Begeiſterung, eine Wahrheit, eine Innigkeit, ein ſchöner, frommer, ſtolzer Glaube, der auch jetzt noch, nachdem wir ihn längſt verloren haben — oder haben wir ihn nicht verloren? iſt er uns vielmehr gewaltſam aus der Seele geriſſen worden?! — unſere Herzen unwiderſtehlich bewegt. Nebenher indeſſen ſpuken in dieſen Liedern auch ſo viel romantiſche Klänge, es iſt ſo viel unverſtandene, unklare Myſtik darin, ſo viel Mittelalter und altes deutſches Reich, ſo wenig Bewußtſein deſſen, um

ſammenzufaſſen: die patriotiſche Lyrik vom Jahr 1813 iſt nicht bloß die Lyrik der Freiheitkriege — ſie iſt zugleich das Programm der Reſtauration, vor der ſie in eine Proſa übertragen ward, weit genauer, weit ausführlicher, als die Dichter ſelbſt jemals gewünſcht, jemals geahnt hatten — eine Proſa, deren Bitterkeit dieſe Dichter ſelbſt zum Theil hinter Kerkergittern erfahren ſollten.

Fünfte Vorlesung.

Die Restauration.

Resultate der Ereignisse von 1813 für das öffentliche Leben, die Literatur. Die Freiheitkriege, verglichen mit den Kriegen Friedrichs des Großen. — Blüthezeit der Romantik; die Burschenschaft. Der Polizeistaat. — Literarische Richtungen. Die fatalistische Romantik in Müllner, Grillparzer, Houwald ꝛc. — Die Poesie der Verzweiflung: Hoffmann. — Der Quietismus. Die deutsch-indische Dichtung. Goethe's west-östlicher Divan. Goethomanie. — Rückert. Platen. — Die Tieck'schen Novellen. — Vermittlungsversuche: Uhland und die schwäbische Schule.

Noch heutigen Tages hört man nicht selten die Frage aufwerfen und Verwunderung darüber äußern, wie es möglich gewesen, daß ein so großes, so außerordentliches Ereigniß, wie die

Befreiungskriege von 1813, auf die Entwicklung unſerer Literatur im Ganzen nur einen ſo unerheblichen, ſo vorübergehenden Einfluß geübt, daß ein ſo großartiger, ſo ſtaunenswerther Umſchwung der Geſchichte in der Poeſie nur ein ſo kleines, ſo kümmerliches Echo gefunden. — Wo in der ganzen Weltgeſchichte, in den kurzen Zeitraum weniger Monate finden größere, märchenhaftere Begebenheiten ſich zuſammengedrängt? Der Erdkreis in Waffen, Heerzüge, wie ſie ſeit den Zeiten der Völkerwanderung nicht mehr geſehen wurden, der Sieger in hundert Schlachten, der gefeite Sohn des Glücks herabgeriſſen von ſeiner ſchwindelnden Höhe, beſiegt, verbannt, verlacht von denen, die ſo eben noch ängſtlich, anbetend unter ſeinem Fußtritt ſich gekrümmt, ein Reich zertrümmert, wie es ſeit den Tagen Karls des Großen, ja ſeit den Tagen der Römer kein zweites gab —

Und auf der anderen Seite ein Volk, von dem die Göttin des Siegs ſich auf ewig gewendet zu haben ſchien, das untergegangen zu ſein ſchien in Kleinmuth und Weichlichkeit und Skla-

verei, urplötzlich, wie mit einem Zauberſchlage, verwandelt in ein Geſchlecht von Helden; Stirnen, noch eben befleckt vom Staube der Knechtſchaft, jetzt geſchmückt mit ſtolzen, wohlerworbenen Kränzen des Sieges; der Ruf der Freiheit, der heilige Name des Vaterlandes, ſo lange nicht vernommen, ſo lange geächtet und verboten, nun auf einmal wiedertönend durch die Welt —

Wo könnte ein Schauſpiel größer, wo ein Anblick erhabener ſein? woran ſollte die Seele der Dichter ſich aufrichten, wo ſollten ſie Begeiſterung ſchöpfen, wo Stoffe finden, wenn nicht hier?! Allen Reſpekt vor der patriotiſchen Lyrik der Befreiungskriege, vor den todesmuthigen, begeiſterungsſtarken Liedern der Körner, Arndt, Schenkendorff! Ich habe ihnen neulich, am Schluß meiner Vorleſung, ihre Stelle anzuweiſen geſucht, ich habe ihren poetiſchen Werth, ihre hiſtoriſche Bedeutung nicht verſchwiegen. Allein für ſo große geſchichtliche Anſtrengungen erſcheint dieſer literariſche Ertrag doch faſt zu klein; ſo viel Schlachten geſchlagen, ſo viel

Blut vergoſſen — und nichts, als ein halbes Dutzend Lyriker? und nichts, als einige Bändchen Gedichte?!

Oder vielleicht wären Kriege der Literatur überhaupt nicht günſtig? Es iſt ein alter Spruch, daß die Muſen unter den Waffen ſchweigen: vielleicht daß der Donner der Kanonen die Stimmen unſerer Dichter nur eingeſchüchtert? vielleicht daß die Poeſie in dieſem Drange der Geſchichte nicht Zeit, nicht Muße gehabt hat ſich auszubilden?

Blicken wir zurück in die Vergangenheit. Ich ſchweige von den Perſerkriegen, dieſen Befreiungskriegen des alten Griechenland, die man oft genug mit den unſeren in Vergleich gebracht und die — wer wüßte es nicht?! — in unmittelbarſtem Zuſammenhange ſtehen mit der glänzendſten Entwicklung der griechiſchen Literatur; ich ſchweige von jener Siegesfeier von Salamis, welche die drei größten Dichter Athens vereinigte. Wir brauchen nicht ſo weit zurückzugehen, wir haben die Beiſpiele näher, wir

haben ſie dicht bei uns, im eigenen Lande: die Kriege Friedrichs des Großen.

Die Kriege Friedrichs des Großen waren keine Volks-, keine Freiheitkriege — oder wenigſtens, ſie wurden nicht dafür ausgegeben, man lockte die Jugend des Landes nicht mit dem Namen der Freiheit, dem Namen des Vaterlandes in die Schlacht, es war nicht die Exiſtenz Deutſchlands (oder wenn ſie es war ſo wußte man es doch nicht), um die es ſich handelte: es war ein „undeutſcher" König, ein Freund der Franzoſen, ein Atheiſt, der ſie führte; es handelte ſich nicht darum, das Joch eines fremden Volkes abzuwerfen, es waren beklagenswerthe Siege, Siege von Deutſchen über Deutſche. . . .

Und dennoch, wie ſeltſam! unter dieſem „undeutſchen" Könige, aus dieſen jahrelangen Kriegen, aus dieſer Zerriſſenheit des deutſchen Reiches, wie friſch, wie jugendkräftig erhebt ſich der Baum der deutſchen Dichtung! Faſt alle größten Namen unſerer Literatur ſind, ſei es ihrer Wirkung, ſei es ihrem Urſprunge nach, an die-

ſes kriegeriſche Zeitalter Friedrichs des Großen geknüpft; die größten Geiſter, die glücklichſten Dichter unſerer glänzendſten Literaturepoche ſind aufgewachſen unter dem Lärmen ſeiner Waffen.

Wie nun geht es zu, daß dies bei den Befreiungskriegen ſo gar nicht der Fall? warum haben gerade ſie ein ſo kleines, ein ſo ohnmächtiges Geſchlecht erzeugt?

Die Antwort iſt zum Theil ſchon in meiner neulichen Vorleſung gegeben. Die Kriege Friedrichs des Großen wurden nicht im Namen, aber doch unzweifelhaft im Geiſte der Aufklärung, das heißt, der Freiheit geführt: unſere Kriege von 1813 hießen Freiheitkriege, allein ſie waren keine. Friedrich der Große, aus Schlachten und Siegen, kehrte heim, um den geretteten Staat im Geiſte des Fortſchrittes, der Humanität, der Bildung zu verwalten; wir kehrten heim — und uns empfing der Geiſt des Rückſchrittes, der Willkür, der Unfreiheit, mit Einem Worte: der Dämon der Romantik.

Zweierlei iſt an den Ereigniſſen von 1813 weſentlich zu unterſcheiden.

Erſtlich die Befreiung von der Fremdherrſchaft, die äußerliche Wiederherſtellung des deutſchen Volkes, als eines ſelbſtändigen, unabhängigen. Dies war die erſte, die nothwendigſte Bedingung. Wer frei ſein will, muß vor Allem erſt ſein; Deutſchland mußte vor Allem erſt äußerlich wiederhergeſtellt ſein, bevor von ſeiner inneren Herſtellung die Rede ſein konnte.

Dieſe aber ohne allen Vergleich war die größere, die eigentliche Aufgabe. Es war nicht genug, daß wir im Namen der Freiheit die Franzoſen aus dem Lande gejagt hatten: wir mußten auch Alles aus dem Lande, aus den Herzen jagen, was die Freiheit hindern konnte, nun auch wirklich unter uns zu wohnen, alſo alle Willkür, alle Schwäche, alle Furcht vor dem Geiſt und ſeiner freien, ungehinderten Entwicklung.

In dieſem Sinne hatte jene Fichte-Schiller'ſche Generation, von der ich Ihnen in der neulichen Vorleſung geſprochen, hatten die großen Staatsmänner, welche die Wiederherſtellung

Preußens vollbrachten, unter den Augen feindlicher Späher, lange bevor noch ein Schwert entblößt war, die Genossen Wilhelm von Humboldt's, ihre Aufgabe begriffen. Die Befreiung von außen sollte nur das Vorspiel, die nothwendige Bedingung der Befreiung im Innern sein; sie hatten die Volkskraft nicht entfesselt, den Bürgersinn nicht geweckt, die entzückenden Namen der Freiheit und des Vaterlandes nicht in die Fahnen gesetzt, um sie nachher selbst wieder zu binden, selbst wieder auszulöschen; sie hatten die Sonne nicht aufgehen lassen, bloß damit es wieder Nacht werden sollte.

Aber es wurde Nacht. Die Romantik, wie sie das begonnene Werk an sich gerissen, wie sie in das Nest der Aufklärung ihre Kukukseier der unklaren Schwärmerei, der Mystik, der mittelalterlichen Erinnerungen gelegt hatte, so bemächtigte sie sich auch der Erfolge. Die Männer der Aufklärung, die Schöpfer des preußischen Ruhms, die eigentlichen Erretter Deutschlands, nach vergeblichem Widerstande, vergeblicheren Unterhandlungen, mußten ihre Stellen räumen;

die fremde Willkür waren wir los geworden, wer rettete uns vor der eigenen?!

Und was das Allerschlimmste war: die Wenigsten merkten auch nur, daß es so war, der kleinste Theil des Volkes hatte auch nur ein Bewußtsein von dem, was vorging und um was es sich eigentlich handelte. Als Romantiker waren sie in den Krieg gegangen, als Romantiker kehrten sie zurück; kein klares, deutliches Bewußtsein in die Lage der Dinge, keine politische Einsicht, kein freier, geistiger Entschluß, sondern unklare, unverstandene Gefühle hatten sie in die Schlacht geführt: was Wunder, daß, als sie herauskamen, sie selbst so eigentlich nicht wußten, was sie gewollt? Die Männer der Aufklärung standen allein, einsam, von der Masse unverstanden, und darum auch verlassen von ihr. Sie hatten die Freiheit ins Land bringen wollen — und siehe da, die Meisten waren schon zufrieden, nur die Franzosen weggejagt zu haben; sie hatten eine neue Zeit und einen neuen Staat begründen wollen — und das Volk jauchzte auf bei dem Gedanken, das deutsche

Reich des Mittelalters mit seinen sieben Kurfürsten und seinem Krönungsochsen wiederhergestellt zu sehen; sie hatten ein Geschlecht freier, selbstbewußter, selbstberechtigter Bürger heranbilden wollen — und der letzte Nachhall der Befreiungskriege ist ein Studentenwitz.

Aber auch dieser Studentenwitz schien den Regierungen noch höchst gefährlich, auch dieser Staat des Mittelalters kam ihnen noch höchst bedenklich, höchst besorglich vor. Das heißt, sie wollten ihn wohl — aber nur für sich; sie wollten la mort sans phrase, den mittelalterlichen Staat ohne seinen mittelalterlichen Aufputz, die bloße, nackte Willkür, das patriarchalische Regiment ohne patriarchalische Milde, die Gewaltherrschaft an sich: den Polizeistaat.

Von allen Pointen der Romantik eine einzige hatte den vollen, ungetheilten Beifall der Regierungen: der Quietismus, die Ruhe, die Flucht vor der Geschichte. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Mit diesen Worten hatte man den bestürzten Bürgern den Untergang des Vaterlandes angezeigt. Jetzt mit ihrem Blute

hatten die Bürger das Vaterland — und jedenfalls den Thron gerettet: und wieder die alte Parole begrüßte sie: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“

Daher das theilweise Zerfallen der Regierungen mit der Romantik; daher die Demagogenuntersuchungen; daher die Prozesse gegen Görres, Arndt, Jahn. Der Polizeistaat mußte erst bankerott werden, die Willkür mußte erst das Zutrauen zu sich selbst verlieren, ehe sie diese ihre ursprünglichen Freunde wiederum als solche erkannte; die Despotie mußte erst an sich und ihrer eigenen Kraft verzweifeln, ehe sie sich wieder entschloß, bei der Romantik borgen zu gehen. Das ist unser gegenwärtiger Zustand.

Also so herbe es auch klingt, so muß es doch ausgesprochen werden: die Befreiungskriege sind kein Wendepunkt, sie sind ein bloßes Intermezzo unserer Geschichte gewesen; nicht, eine junge, warme Frühlingssonne, bringen sie eine neue Zeit, einen neuen Staat hervor: sie fahren unfruchtbar dahin, ein bloßer Blitz, ein bloßes

Wetterleuchten — und wieder lagert sich die alte dumpfe Schwüle.

Und darum auch für die Literatur kein Wendepunkt, darum aus diesen Schlachten und Kriegen auch kein Lenz der Poesie! Die die Throne vorher besessen hatte, die Willkür, setzte sich nur fester; die die Literatur vorher beherrscht hatte, die Romantik, breitete ihre Herrschaft nur noch weiter aus, genoß sie nur noch in größerer Ruhe, mit noch weniger Anstrengung, noch weniger Aufwand von Talent und Geist. Vor den Befreiungskriegen hatten wir Einen Despoten gehabt, aber einen großen, genialen: Napoleon; jetzt hatten wir sehr viel kleine Napoleons, jedes Land und jedes Ländchen seinen eigenen, aber ohne sein Genie. Vorher hatten wir einige große Romantiker gehabt: jetzt unzählige kleine, aber ohne das Talent, ohne den Geist ihrer Vorgänger. Die Tyrannei wurde alltäglich: und die Romantik wurde es auch.

Es würde unverträglich sein mit dem Zweck dieser Vorlesungen, wollte ich diesen ganzen großen Haufen der Romantik, diesen breiten

Schwarm unſerer Reſtaurationsepoche an Ihnen vorüber führen; es genügt für unſeren Zweck, die hauptſächlichſten Richtungen zu bezeichnen und zugleich ihre politiſchen Parallelen nachzuweiſen.

Die erſte iſt die fataliſtiſche Romantik, die Romantik der Müllner, Grillparzer, Houwald. Dieſelbe repräſentirt einerſeits den ſtarren, ſtummen Gehorſam, mit dem das Volk ſich in ſein Schickſal gefangen gab, den Türkenglauben, das Allah il Allah, mit dem es ſich darein ergab, von ſeinen geprieſenen Freiheitkriegen nichts weiter zu haben, als eine beſtätigte Knechtſchaft: ſowie andererſeits den Abſolutismus der Fürſten ſelbſt. Es iſt eine weſentlich katholiſche Richtung, wie ſie auch äußerlich von dem katholiſchen Romantiker par excellence, von Werner und ſeinem vierundzwanzigſten Februar, abſtammt. Das Schickſal, in der Auffaſſung, wie Müllner und ſeine Anhänger es auf die Bühne brachten, war ſehr weit entfernt von jener erhabenen Schickſalsidee der antiken Tragödie, welche ſelbſt da, wo ſie am Schroffſten auftritt,

noch immer auf einem ſittlichen Grunde beruht, noch immer die Nothwendigkeit in der Freiheit repräſentirt. Das Schickſal der Müllner und Houwald dagegen iſt eine Laune, ein tyranniſcher Einfall, das io el rey eines abſoluten Fürſten. Das Schickſal der Alten iſt eine Gottheit, die wir anbeten, auch da noch, wo ſie uns zermalmt: das Müllner'ſche Schickſal iſt ein Geſpenſt, ein Dämon, ein kleiner, boshafter Kobold, der ſeine Freude daran hat, die Menſchen zu chikaniren und zu ärgern. Dem antiken Schickſal können ſelbſt Heroen, ſelbſt Götter freudig zum Opfer fallen, weil es die Nothwendigkeit ihrer eigenen Thaten, das Verhängniß ihres eigenen Willens iſt: dem Müllner'ſchen Schickſal können nur Lumpe ſich ergeben, wie denn auch in der That die Helden ſeiner Dramen, ſeine Hugo's ꝛc. nur Lumpe ſind, arme, ſchwächliche Geſellen, die ſich außerordentlich geſchmeichelt fühlen, der Conſtellation der Sterne, dem Fluch einer Zigeunermutter und ähnlichen „Schickſalsmächten" zuſchreiben zu dürfen, was in Wahrheit nur ihre eigene Nichtsnutzigkeit verſchuldet hat.

Aber darum gerade gefielen dieſe Stücke ſo ſehr, darum wieherte das Publikum ihnen Beifall, darum wurden Müllner und ſeine ſchwachen Abklatſche, Grillparzer und Houwald, auf einige Jahre die Dichter der Nation. Sie rechtfertigten das Publikum gewiſſermaßen bei ſich ſelbſt, ſie ſchrieben einen Freibrief ſeiner Schwäche, ſie entſchuldigten ſein Schickſal — war es doch eben das Schickſal! und war doch mit der ſittlichen Freiheit auch jede ſittliche Schuld ausgetilgt in der allgemeinen, der Schuld der Sterne!

Die zweite iſt die phantaſtiſche Richtung Hoffmanns und ſeiner Schule. In ihr hat die romantiſche Willkür ihr äußerſtes Extrem erreicht; die Poeſie der Verzweiflung, iſt ſie die literariſche Parallele jener Verzweiflung, in welche andere, minder glaubensſtarke, minder türkiſche Seelen ſich durch den Gang der Ereigniſſe verſetzt ſahen. Die Luſt am Unbegreiflichen, das verwegene Spiel mit den dämoniſchen Kräften der Natur, das gefliſſentliche Verſenken in die Nachtſeite des Lebens, das ſchon die ältere Romantik durchzieht und hier namentlich die

Tieck'ſchen Märchen hervorbringt, iſt in Hoffmann auf den äußerſten Gipfel, zum puren, nackten Wahnſinn geſteigert. Was ſich in den Tieck'ſchen Märchen noch vorſichtig, ſchüchtern, in das Gewand der Kunſt, den Schleier der ſchönen Form zu hüllen ſucht: hier, ſchamlos, in nackter Häßlichkeit, eine entſprungene Irre, raſt es durch die Gaſſen!

Auch dieſer Raſenden jauchzte das Publikum. Lear, in dem Moment, da er den Verſtand verlieren will, da er ſchon fühlt, wie der Wahnſinn ſeine Krallen nach ihm ausſtreckt, ergötzt ſich in fürchterlichem Behagen an dem erheuchelten Wahnſinn des armen Tom. Nun, das deutſche Volk hatte auch Grund, den Verſtand zu verlieren, es hatte auch ſeine Momente, wo es dem Irrſein nahe ſtand, es gab auch Köpfe, die das Elend des Vaterlandes mit Wahnſinn zu umnachten drohte. Die hatten denn nun auch ihre Freude an dem erheuchelten, verſtellten Wahnſinn, in welchem Hoffmann ſich gefiel; ausgebrannt, müd, verzweifelnd, wie er, überließen ſie ſich mit Behagen den tollen Spä-

ßen dieſer zerrütteten Phantaſie, ſie kitzelten ſich an dem Anblick dieſes Tollen, ſie fanden Methode in dieſem Wahnſinn und ſprachen mit Lear: „laßt mich ein Wort mehr ſprechen mit dieſem kundigen Thebaner.“

Und doch auch in der Reſignation lag noch immer eine gewiſſe, wenn auch paſſive, wenn auch duldende Kraft; auch zur Verzweiflung, zum Wahnſinn gehörte noch eine gewiſſe Stärke Die Mehrzahl hatte weder die eine, noch die andere; ſie gab ſich weder blind dem Schickſal gefangen, noch verzweifelte ſie: ſie that überhaupt gar nichts — ſie ſchlief. Der Fatalismus beherrſchte Einige, die Verzweiflung Andere: aber die Mehrzahl der Quietismus. Darum auch ſowohl die Schickſalstragödien Müllners, als die tolle Phantaſtik Hoffmanns wird ſchließlich überwuchert und verdrängt von der Literatur des Quietismus — Der Quietismus, das bloße dumpfe Hinvegetiren, das ſtumme, träumende Pflanzenleben iſt der eigentliche Charakter dieſer Reſtaurationsepoche, literariſch ſowohl, wie politiſch.

Den Schlegel, dieſen früheſten und thätigſten Ausbreitern der Romantik, war es vorbehalten, auch dieſer neuen und ausgedehnteſten Entwicklung derſelben die geeignetſte Nahrung zuzuführen. — Es iſt eine intereſſante Erſcheinung in der Geſchichte des Geiſtes, wie ein Volk dem andern beiſpringt mit ſeinen geiſtigen Schätzen, eine Literatur die andere ergänzt, eine Zeit der anderen zu ihrem Bewußtſein verhilft. Die nach Schönheit ringenden Deutſchen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Deutſchen Winkelmanns und Leſſings, hatten die Griechen gefunden; die Stürmer und Dränger erwachten an Shakespeare; die katholiſirende Romantik fand Calderon: ſo blieb auch den Quietiſten unſerer Reſtaurationsepoche die Hebamme nicht aus — die indiſche Literatur.

In Indien, in dieſer Wiege der Menſchheit, dieſem großen Traumbuch der Geſchichte, glaubten die Schlegel die wahre, vollkommene Welt, die wahre Kunſt, die wahre Schönheit zu entdecken. Hier, unter dem Schatten dieſer Palmen, an den feierlich wallenden Fluthen dieſer heili-

gen Ströme, in der Mitte dieſer einfach kindlichen Menſchen, ſchien ſich ihnen jener ſelige Urzuſtand der Menſchheit, jenes myſtiſche goldene Weltalter zu verwirklichen, welches die Schelling'ſche Philoſophie gelehrt hatte; hier, in dieſer ewig ruhigen, leidenſchaftloſen Weisheit der Braminen, in dieſen traumhaften Verzückungen der Fakirs, dieſem ſeligen, nichtsthueriſchen Hinſtarren, dieſem Beſchauen des eigenen Nabels, dieſem geheimnißvollen Om ſchien ihnen jenes Räthſel des ewigen, endloſen Genuſſes, jenes Genuſſes ohne Erregung, ohne Leidenſchaft gelöſt, welches Friedrich Schlegel in der Lucinde beſchäftigt und ihm hier den Wunſch abgepreßt hatte einer ewigen Umarmung in ewigem Schlaf.

Wie aus den altdeutſchen Sympathien der Romantik eine eigene altdeutſche Philologie, ſo auch aus ihren indiſchen Liebhabereien ging eine eigene indiſche Wiſſenſchaft, ein ausgebreitetes und noch täglich im Wachſen begriffenes Studium der indiſchen Literatur, ſowie überhaupt des Orients und ſeiner Völker hervor. — In dieſer wiſſenſchaftlichen Auffaſſung mochten beide

Richtungen ſich die Wage halten; die Hammer, Bopp, Laſſen dürfen ohne Bedenken den Hagen, Grimm, Lachmann ꝛc. zur Seite geſtellt werden.

Anders dagegen in ihrer künſtleriſchen Auffaſſung, in den Früchten, welche unſere ſchöne Literatur, in Nachbildungen und eigenen Schöpfungen, aus ihnen gewann. Hier lief Altindien Altdeutſchland unwiderleglich den Vorrang ab. Hatte die deutſchthümelnde Richtung der Romantik es nicht weiter gebracht, als bis zu den Fouqué'ſchen Romanen, war das ungeſchulte, dilettantiſche Talent dieſes Dichters das bedeutendſte, in welchem dieſelbe zur Darſtellung kam, der Beifall der Leihbibliotheken das Größte, was ſie errang: ſo dagegen dem Orient wurde das Glück zu Theil, wieder aufzuleben in dem größten poetiſchen Genius, den unſere Literatur jemals beſeſſen, ſo war es das unzerſtörbare Gold des Goethe'ſchen Talentes, in deſſen ſtrahlender Einfaſſung uns der Opiumstrank der morgenländiſchen Dichtung geboten ward.

Wer möchte in dieſem Uebergange Goethe's von der heiteren Welt der Antike zu der unkla-

rem, träumeriſchen des Orients, in dieſer ſeltſamen Haſt, mit der der Zögling der Griechen ſich in die Schule giebt bei Indern und Perſern — wer, ſage ich, möchte darin die Nemeſis der Geſchichte, die Rache verkennen, welche das Princip ſchließlich an ſich ſelber nimmt? Der Vater der Romantik, der Erzeuger jener quietiſtiſchen Weltanſchauung, war es mehr als gerecht, als daß er ſchließlich ſeinen eigenen Conſequenzen verfiel? — Auch mochte man dem ſiebenzigjährigen Greiſe dieſen Uebergang zu gute halten. Es war eben ein Greis: und dem Greiſenalter ſteht es wohl an, ſich auszuruhen in ſinnender, behaglicher Beſchaulichkeit. Geängſtigt und geſtört vom Weltlauf, müde eines Treibens, an dem er, ſeiner Natur nach, niemals rechten Antheil genommen, das er immer nur wie ein Schauſpiel, eine Unterhaltung, zum Höchſten einen Gegenſtand der Betrachtung und der Lehre hatte an ſich vorübergehen laſſen, wer möchte Goethe darum tadeln, daß er ſich aus dem Lärm der Zeit, dem Tumult der Kriegsjahre, dem Hadern und Zanken der Parteien

begierig hinüberrettete in die beſchauliche Stille, die ſchöne Traumwelt des Morgenlandes? Wer möchte ihn tadeln, daß er an den reizenden Geſtalten orientaliſcher Huri's, an dem zierlichen Liebesgeſchwätz der Schenken, an der fröhlichen Lebensweisheit des alten Zecher Hafis die abſterbende Seele zu erwärmen und die froſtige Oede des Alters mit den Schattenbildern jugendlicher Leidenſchaft zu beleben ſuchte? — Der weſtöſtliche Divan Goethe's (denn von dieſem iſt die Rede) ſteht in einer Reihe mit den übrigen Altersproductionen des großen Dichters, den Lehrjahren, dem zweiten Theile des Fauſt u. ſ. w.: Productionen, an denen eigentlich dies das Merkwürdigſte iſt, mit welcher Genauigkeit, in welcher ſtetigen Folge ſie das naturgemäße Hinſchwinden, das leiſe, allmälige Verlöſchen einer ſo reichen Kraft zur Darſtellung bringen. Aus dieſem Verlöſchen ſelbſt dem Dichter einen Vorwurf machen, von dem Greiſe die Kraft der Jugend, von dem ruhebedürftigen, hinfälligen Alter die Energie der männlichen Jahre verlangen, hieße Unmögliches verlangen, hieße das

Geſetz des Lebens, hieße vor Allem die Bedeutung Goethe's ſelbſt verkennen: dieſe nämlich, daß er eben der volle Menſch und daß der ganze Kreislauf natürlicher menſchlicher Entwicklung in ihm zu ſeinem künſtleriſchen Ausdruck gelangt.

Anders allerdings verhält es ſich mit der Aufnahme, welche der weſtöſtliche Divan bei dem Publikum gefunden; anders und ſtrenger will die Nation beurtheilt ſein, die die Produkte des Greiſenalters nicht aufnahm als ſolche, die dies letzte Aufflackern des hinſcheidenden Lebens, dieſe leiſe, friedliche Dämmerung, in der das Geſtirn des Dichters verloſch, nicht bloß mit Ehrfurcht betrachtete — nein: die darüber ſelbſt zum Greiſen ward, die die Dämmerung ausrief für den wahren Tag, die Ohnmacht des Alters, die Ruhe des Greiſen, das behagliche, ſelige Nichtsthun für den wahren Zweck, die wahre Aufgabe des Lebens!

Allein dies war ja eben die Krankheit der Zeit: und iſt es nur naturgemäß, daß ſie an der Erſcheinung des weſtöſtlichen Divans, ſowie überhaupt an der Goethe'ſchen Alterspoeſie

nur zu erhöhtem Ausbruch kam. Auf die Begeisterung, mit welcher in der Zeit der Befreiungskriege und der ihr zunächst vorangehenden Epoche Schiller gefeiert worden war, folgt jetzt, in nothwendiger Parallele, in diesen Zeiten der Abspannung, der Ermüdung, des allgemeinen Quietismus, die begeisterte Verehrung Goethe's. Obwohl in den meisten Fällen war sie vielmehr eine geistlose. Der Goethekultus, mit dem die Romantik zu Ende der neunziger Jahre sich selbst eröffnet hatte, wiederholt sich in den Zwanzigern: nur daß auch hier, wie bereits früher bemerkt wurde, das Geschlecht im Ganzen kleiner, ärmlicher, schwächer, die Farben matter, die gesammte Zeit trivialer, armseliger, beschränkter geworden ist. Die enthusiastische, geniale Verehrung des Jenaischen Kreises — und die stupide, knechtische Anbetung der berliner Enkomiasten, die geistreichen Kritiken der Novalis, Schlegel ꝛc. — und das süßliche Geschwätz, die allerunaussprechlichste Bewunderung der Franz Horn, das ernste, eifrige Studium, mit dem man in den Schlegelschen Kreisen Goethe's größte Dichtun-

gen, eine Iphigenie, einen Taſſo, einen Wilhelm Meiſter, einen Fauſt zu ergründen ſtrebte — und die bornirte Devotion, mit der man, namentlich in gewiſſen Sphären der berliner Geſellſchaft, jede unbedeutendſte Zeile, jeden Papierabſchnitzel, jedes Briefcouvert des greiſen Dichters als etwas ganz Außerordentliches, Epochemachendes anſtaunte — ſiehe da ſo ungefähr die Grenzpunkte, zwiſchen denen dieſe Richtung ſich bewegte, ſiehe da das dürftige, kleine Ende, das ſie nahm! Hat an Schiller, in der gefährlichſten, verhängnißvollſten Zeit, die Nation ſich aufgerichtet, haben ſeine letzten Werke, ſeine Jungfrau, ſein Tell, ihr zu einem rettenden Kleinod, einem Schatz in der Noth gedient: ſo iſt ſie — es darf ausgeſprochen werden, weil es ja nicht den Dichter, weil es allein diejenigen trifft, die ihn in dieſem Sinne auf ſich wirken ließen — ſo iſt ſie an den Altersdichtungen Goethe's nur noch mehr geſunken, ſo ſind ihr die letzten Gaben des ſterbenden Dichters geworden, was jene Gaben des Glaukos, des ſchalkhaften Meergottes, den Gefährten des

Odyſſeus wurden: Zaubermittel, die ſie der Sinne beraubten und ſchmähliche Wandelung über ihre Glieder goſſen.

Und nicht bloß den großen gedankenloſen Haufen, nicht bloß den gemeinen Schwarm nahm das Beiſpiel Goethe's und ſeines weſtöſtlichen Divans gefangen: auch wahrhaft große Talente, auch wahrhaft berufene Geiſter, dem Zwange der Zeit gehorchend, verloren ſich in dieſe gefährliche Traumwelt des Morgenlandes.

Hier ſind vor Allem Rückert und Platen zu erwähnen.

Es hat etwas Ueberraſchendes, Freimund Reimar, den Dichter der geharniſchten Sonette, den Sänger jener köſtlichen Volks- und Kriegslieder, wenige Jahre darauf wiederzufinden, weit ab von der Zeit, verſenkt in den Orient und ſeine Schätze, die er uns mit unermüdlichem Fleiß und einer ſprachlichen Fertigkeit, die noch höher anzuſchlagen ſein würde, wenn ſie weniger mechaniſch wäre, nach Deutſchland übertrug. Rückert iſt der wahre Dichter des Quietismus: die ſchöne, ſtille Ruhe, das leidenſchaftloſe Ge-

müth, die engumfriedete, ſüße Häuslichkeit, das traute Leben mit Weib und Kind, dieſe ganze kleine Welt des Privatlebens, der inneren, häuslichen Zuſtände kommt in den Liedern dieſes vortrefflichen Dichters mit einer Wahrheit, einer Innigkeit zur Darſtellung, er weiß dieſes beſchränkte Thema ſo mannigfach zu variiren, entdeckt immer ſo viel neue Seiten, ſo viel neue kleine Freuden daran, daß ſelbſt diejenigen, die im Uebrigen nicht geſonnen ſind, ſich ewig in dieſen Grenzen zu verſchließen, die nicht glauben, daß dies ſchon die größten, die würdigſten Stoffe eines Dichters ſind, dennoch weder ſeinem Talente ihre Bewunderung, noch der Innigkeit ſeiner Empfindungen ihre Achtung verſagen können. — Wenn in neueſter Zeit Rückert in das Schlimmſte verfallen iſt, was einem Poeten begegnen kann, in Nachahmung ſeiner ſelbſt, in Manier, das heißt in Traveſtie und Carricatur der eigenen Form, wenn ſeine neueſten, bändereichen Lehrgedichte mehr leere, als Lehrgedichte ſind, wenn ſeine Luſt am Kindlichen nicht ſelten Miene macht, ins Kindiſche, ſeine Einfachheit

und Ruhe in Trivialität und Lahmheit übergehen: so müssen wir bedenken, daß es nicht Jedem gegeben ist, wie Goethe, in ewig neuen, proteischen Verwandlungen die ganze Laufbahn menschlicher Entwicklung gleichmäßig durchzumachen, so müssen wir uns erinnern, daß einige Abende warm und lind, andere kühl und frostig sind, so müssen wir die warnende Stimme auch hier nicht an den Dichter — er hat seinen Weg gemacht, seine Aufgabe erfüllt, er ist dem Gotte nachgegangen, der ihn trieb! — vielmehr auch hier an das Publikum müssen wir sie richten, wir müssen Protest einlegen, daß man uns nicht die Geschichte des alten Goethe wiederhole und den Winter für den Sommer, den dürren, absterbenden Zweig für den gesunden Baum erkläre.

Weniger klar in sich, weniger, daß ich so sage, befriedigt von seinem eigenen Frieden, ist Platen. Platen ist nicht, wie Rückert, langsam, friedlichen Schrittes hinübergewandelt in den Orient, seine Ruhe ist keine natürliche, nicht die schöne Genügsamkeit eines völlig gesättigten,

völlig abgeſchloſſenen Gemüthes: er iſt hinüber geflohen — geflohen vor ſich ſelbſt, vor dem Elend ſeines Volkes, vor der Zerrüttung ſeiner Zeit! Platens Ruhe iſt eine künſtlich gemachte, ein bloßer Schleier, unter dem der Kampf der Leidenſchaften um ſo gewaltiger tobt. In Rückerts Quietismus überwiegt, wenn auch in keuſcheſter, in edelſter Form, das Moment des Genuſſes, in Platen das Moment der Reſignation; Rückert hat die Welt vergeſſen, Platen will ſie bloß vergeſſen; Rückert iſt ein Bramine, Platen möchte bloß einer ſein; Rückert gehört in die zwanziger, Platen mehr in die dreißiger Jahre, die Jahre der wiederbeginnenden Aufregung, der Zwietracht, der Entzweiung, die ſeine Seele mit krampfhaften Schauern durchzuckt; in Rückert iſt Weltfrieden, in Platen Weltſchmerz. — Darum auch hält Platen in dem Orient nicht aus, wie Rückert: ſehnſüchtig, von innerer Angſt getrieben, ſchwärmt er hinüber zu den Griechen; was er am Ganges vergebens geſucht, er will es in Hellas, in Latium finden, er wendet dem Morgenlande den Rücken, um in Italien in freiwil-

liger Verbannung, fern vom Vaterlande eine neue klaſſiſche Zeit, neue Goethe'ſche Mannesjahre zu durchleben; er will Grieche werden, da er Perſer nicht mehr ſein mag, Deutſcher noch nicht ſein darf. —

Vergebliches Bemühen! Auch unter die Bläue des heſperiſchen Himmels folgen ihm die Nebel ſeiner nordiſchen Heimath nach, auch unter den Wundern des Alterthums, unter den köſtlichen Geſtalten Roms und Griechenlands kann er die Wunden ſeiner Zeit, das kranke, ſterbende Deutſchland nicht vergeſſen: er will ſeine Zeit verachten, und kann nicht aufhören, ſich um ſie zu kümmern.

Und ſo ſtirbt er, und ſo ragt ſein einſamer Hügel herüber nach Deutſchland, als ein Denkmal der Schande für die Zeit und die Generation, die ein ſolches Talent unfruchtbar, in einſamem Mißmuth verkümmern, die einen ſolchen Dichter in Verzweiflung ſterben ließ, dadurch, daß ſie ihm nicht gab, wonach er ſich ſehnte, weſſen er bedurfte: große Stoffe und den Inhalt einer freien, volksthümlichen Geſchichte;

ſo von den Pinien ſeines Grabes flüſtert ſeine Stimme herüber, ſeine warnende, beſchwörende — ſie trifft auch uns — ſie lautet: rette, rette, Deutſchland, deine Dichter! laß deine beſten, deine wärmſten Herzen nicht in der Fremde ſterben! gieb ihnen mehr, als bloß literariſche Fehden, mach' es ihnen möglich, noch andere Dramen zu ſchreiben, als bloß Spottgedichte auf den ſchlechten Geſchmack des Publikums und den Ungeſchick der Scribenten: Dramen voll hiſtoriſchen Lebens, Spiegelbilder deſſen, was du ſelbſt vollbringſt!

Denn auch dies darf nicht verſchwiegen werden: wie Platen an künſtleriſcher Vollendung, an Kraft und Schönheit der Form über Rückert ſteht, ſo dagegen ſteht er unter ihm darin, daß er ſich die ſittliche Reinheit, die Würde des poetiſchen Charakters nicht gleichmäßig zu bewahren wußte. Nicht bloß von dem großen Unglück der Zeit, auch von ihrer kleinen Miſere hat er ſich mehr anfechten laſſen als billig, als klug, als ſchön. Seine verhängnißvolle Gabel, ſein romantiſcher Oedipus, ſo ausgezeichnet ſie

durch die Form ſind und eine ſo großartige Anſicht des Lebens und der Kunſt ihnen auch zu Grunde liegt, ſo ſind doch ſie, ſo iſt doch ein großer, vielleicht der größere Theil der Platenſchen Gedichte zu ſehr durch perſönliche Reizbarkeit getrübt, es iſt zuviel darin von der altromantiſchen Literatur der Literatur, als daß ſie überall einen ganz reinen Genuß gewähren könnten. Rückert wie Platen, beide lieben es, in ihren Gedichten von ſich ſelbſt, ihren poetiſchen Talenten, ihrer literariſchen Bedeutung zu ſprechen, beide haben ein ſehr lebhaftes Bewußtſein davon, wie hoch ſie über der Maſſe ſtehen, beide verkünden ſich ſelbſt Nachruhm und Unſterblichkeit. Aber bei Rückert iſt dieſe Selbſtbewunderung naiv, die letzte, natürliche Spitze des Selbſtgenuſſes — bei Platen iſt ſie reflektirt; Rückert glaubt ſelbſt an ſich, möge die Welt übrigens thun, was ihr beliebt — Platen will an ſich glauben machen, er lobt ſich, nicht aus Luſt an ſich ſelbſt, ſondern aus Verachtung der Andern; Rückert iſt nicht zum Haß hindurch — Platen nicht über den Haß hinausgekommen.

Auf demſelben Grunde quietiſtiſcher Weltanſchauung, wie dieſe deutſchindiſche Poeſie, wie Rückert und Platen, ſteht nun auch Tieck's Novelliſtik; dieſelbe Rückkehr zu Goethe, dieſelbe Verſöhnung mit der reinen Goethe'ſchen Plaſtik feiert die Romantik auch in den Tieck'ſchen Novellen.

Wir haben früher geſehen, wie Tieck's poetiſche Fruchtbarkeit nach ihrer erſten, faſt verſchwenderiſchen Entfaltung um das Jahr 1808 einen plötzlichen Stillſtand erlitt. Der Dichter hatte die Tonarten der Romantik, ſo zu ſagen, durchgeſpielt; er hatte weggegeben, was er beſaß, er hatte den Inhalt ſeiner Bruſt hinausgeſandt in die Welt, und mußte nun warten, bis er ihm, zur Wirklichkeit geſtaltet, als praktiſche Anſchauung, als Lebenserfahrung, wieder zurückkam aus der Welt.

Dies war gegen Ende des zweiten Decenniums geſchehen. Was zu Anfang des Jahrhunderts nur das Eigenthum weniger einzelner Perſönlichkeiten zu ſein ſchien, jetzt hatte es ſich zum allgemeinen Beſitzthum der Welt erweitert;

nicht mehr bloß die Poeſie, auch das Leben, auch die Wirklichkeit war romantiſch geworden.

Das Abbild dieſer romantiſchen Welt, das Abbild des deutſchen Lebens, der deutſchen Geſelligkeit, wie dieſelbe ſich unter den Einflüſſen der Romantik geſtaltet hatte, wird uns in den Tieck'ſchen Novellen dargeboten. Auch ihre Grundlage iſt der Quietismus: der Quietismus der Reflexion, der Beobachtung, der Betrachtung, die ſich, unter dem Hinzutritt Goethe'ſcher Plaſtik, zu einer wahrhaft künſtleriſchen Beſchaulichkeit erhebt. Die geſelligen Kreiſe der zwanziger Jahre mit ihren romantiſchen Pointen, ihren äſthetiſchen Liebhabereien, ihren Schwärmereien für Poeſie, Malerei, Muſik, ihrer krankhaft künſtlichen Abſtraction von den öffentlichen Zuſtänden, ihren Launen und Capricen, ihren Empfindſamkeiten und Verzärtelungen, dieſes ganze Stillleben der deutſchen Reſtaurationsepoche iſt in den Tieck'ſchen Novellen mit außerordentlicher Wahrheit und Treue und faſt durchgängiger künſtleriſcher Meiſterſchaft abgeſchildert. Er erinnert dadurch an Rückert, der ebenſo das

Stillleben der Gefühle, wie Tieck das Stillleben der Geſchichte zeichnet.

Aber auch die Verwandtſchaft mit Platen mangelt nicht. Wie oft durch die Marmorkälte der Platen'ſchen Lyrik, durch ihre erkünſtelte antike Ruhe, ein wildes Feuer moderner Verzweiflung bricht: ſo auch durch die behagliche Stille der Tieck'ſchen Novellen, mitten hinein in dieſe Geſellſchaft der Maler, der Muſiker, der Aeſthetiker zuckt oft, wie ein heimliches Wetterleuchten, ein tiefes, ſchmerzliches Bewußtſein, eine bittere, krankhafte Verſtimmung, die ſich oft nur ſchlecht unter der Harlekinsjacke der alten romantiſchen Ironie verbirgt; wie Platen, ſo kann auch Tieck, ſelbſt auf der Höhe ſeines Talentes, auf dem Gipfel ſeines Ruhmes, ſich nicht frei machen von kritiſchen Verſtimmungen, von literariſchen Empfindlichkeiten, von kleinen, eines Dichters unwürdigen Rückblicken auf gewiſſe armſelige Journal- und Zeitungsfehden. — Wo die Tieck'ſche Novelle ſich, der Beſtimmung der Novelle gemäß, in jenem kleinen Rahmen der Geſelligkeit und der häuslichen Zu-

Zwar wie jede Zeit ihren Gegensatz selbst in sich trägt, und wie niemals, auch nicht in den Zeiten des tiefsten Verfalls, ein einzelner Mensch so wenig, wie ein ganzes Volk von ihren Göttern so verlassen sind, daß sie nicht wenigstens noch eine Ahnung, ein Bedürfniß nach ihnen empfänden: so auch hier bleibt der Versuch einer Reaction, der Versuch sich aufzurichten aus der allgemeinen Versunkenheit und Abspannung nicht gänzlich aus.

Dies ist die Bedeutung Uhlands und der sogenannten schwäbischen Schule, deren ich hier noch mit einigen Worten zu gedenken habe.

Die schwäbische Schule ist der Versuch der Romantik, über sich selbst hinauszugehen. Wie in Rückert, Platen und den novellistischen Arbeiten Tieck's, die künstlerische so in der schwäbischen Schule stellt sich die sittliche Verklärung der Romantik dar. Wie sie sich formell anlehnt an Goethe, und die oft unschönen, oft geschmacklosen Formen der frühern romantischen Lyrik, ihre Absonderlichkeiten und fremden, seltsamen Manieren abzuklären sucht zu Goethe'scher Reinheit und Allgemeinver-

ständlichkeit: so ideell sucht sie an Schiller anzuknüpfen und die erhabenen, sittlichen Grundlagen seiner Dichtungen zu übertragen in die Welt der Romantik.

Daß dieser Versuch nicht völlig gelingen konnte, daß zwischen zwei so widerstrebenden, so unversöhnbaren Momenten immer ein gewisser Bruch, eine gewisse unausfüllbare Lücke bleiben mußte, liegt auf der Hand. Aber auch schon das Streben selbst war ein achtbares: und mit Recht daher ist es auch vom Publikum anerkannt worden. Ja was gewiß eine bezeichnende Thatsache ist: während die Romantik übrigens ihr Publikum mehr und mehr verloren, während sie es überhaupt niemals, wenigstens die romantische Lyrik nicht, zu einem eigentlichen Publikum gebracht, vielmehr immer nur in der Stille gewisser Schulen, in dem engen Kreise gewisser Coterien und Gesellschaften hat sie sich erhalten: so umgekehrt ist die schwäbische Dichterschule eine im besten Sinne populäre, nationale geworden. Sogar dieselbe Zeit, welche der übrigen Romantik so gefährlich ward, die Zeit des

erwachenden politiſchen Bewußtſeins, die dreißiger Jahre, haben den Ruhm dieſer Schule und ihre Ausbreitung im Publikum nur erſt recht vermehrt.

Von anderer Seite zwar iſt der ſchwäbiſchen Schule gerade dies, was wir als ihr Verdienſt anerkennen, ſogar zum Vorwurf gemacht worden. Mit ſchlechtverhehlter Schadenfreude, einer Schadenfreude, wie derjenige ſie empfindet, der in der Beweisführung fremder Unzulänglichkeit eine Entſchuldigung, eine Rechtfertigung ſeiner eigenen zu finden meint, hat man die Goethe'ſche Aeußerung wiederholt, von dem „ſittlich-religiös-poetiſchen Bettlermantel," welchen die ſchwäbiſche Schule um ſich zu ſchlagen wiſſe; man hat ſie beſchuldigt, mehr Geſinnung als Talent, mehr moraliſchen Willen, als künſtleriſche Kraft zu beſitzen; man hat ihre Erfolge mehr gewiſſen localen Umſtänden, als ihrem poetiſchen Verdienſt, mehr einem zufälligen pathologiſchen, als einem wirklichen äſthetiſchen Intereſſe zugeſchrieben.

Nun iſt es freilich gewiß genug, daß ſo wenig in Sachen der Kunſt, wie überhaupt irgendwo der bloße Wille als ſolcher auch ſchon

die Thaten herbeiführt und daß niemals das Talent ersetzt werden kann von der Gesinnung.

Allein ebenso richtig ist es auch, und kein Hohnlächeln der Aesthetik, keine Frivolität abstracter Talente wird jemals im Stande sein, es abzuleugnen, daß, wie die Gesinnung vom Talente, so auch das Talent seinen wahren Werth erst erhält durch die Gesinnung. Sie ist das feine, unsichtbare Etwas, das auch die vollendetsten Werke des Talentes noch immer umschweben muß, ein Etwas, dessen Vorhandensein im Kunstwerk man vielleicht nicht spüren soll, dagegen dessen Mangel durch nichts zu verbergen ist.

Dies erkannt zu haben und zwar zu einer Zeit, wo es nicht bloß für vornehm, nicht bloß für gebildet, nein, auch für poetisch, für das wahre Kennzeichen des Dichters galt, gesinnungslos zu sein; die Angelegenheiten des Vaterlandes zur Sprache gebracht zu haben unter einem Geschlecht und in einer Literatur, die an nichts weniger dachte, als das Vaterland, und sei es auch anfänglich nur in einer sehr einseitigen, sehr

beſchränkten Weiſe geſchehen; mit Einem Worte, die Muſe, und ob es auch nur die romantiſche war, noch einmal zu jenem Dienſt der Freiheit berufen zu haben, für welchen Schiller ſie geworben hatte — dies Alles iſt ein Verdienſt der ſchwäbiſchen Schule und vor Allem ihres Oberhauptes Uhland, das die Geſchichte auf's Lauteſte anzuerkennen hat und das ſo wenig die Autorität eines Goethe'ſchen Ausſpruches, wie der Witz Heine'ſcher Polemik erſchüttern kann — und ob die eine auch noch tauſendmal größer, der andere zehntauſendmal ſchärfer wäre.

Sechste Vorleſung.

Das Jahr achtzehnhundertunddreißig.

Zuſtand Deutſchlands zu Ende der zwanziger Jahre: allgemeiner Nihilismus, ſittliche Ohnmacht. — Die Poeſie der Frivolität: Heinrich Heine. Sein Verhältniß zur Politik. — Gegenſatz zu Boerne. — Die Heine'ſche Wiederherſtellung des Fleiſches; Princip der Genußſucht: der Fürſt Pückler. — Reaction im Sinne der Sittlichkeit und der Freiheit: die Hegel'ſche Philoſophie. Ihr Verhältniß zu Schelling, zur deutſchen Entwicklung überhaupt. — Die Julirevolution und ihr Einfluß auf Deutſchland.

In meiner letzten Vorleſung habe ich mich bemüht, Ihnen das Gemälde unſerer literariſchen Zuſtände während der Reſtaurationsepoche in ſeinen Hauptumriſſen zu entwerfen. Wir

ſahen, wie die Freiheitkriege, politiſch ſowohl wie literariſch, erfolglos blieben; wie auf der einen Seite fürſtlicher Abſolutismus, ſtudentiſche Ueberſpannung, bürgerlicher Indifferentismus, auf der anderen, der literariſchen, Fatalismus, wüſte Phantaſtik, künſtleriſcher Quietismus ſich ſchließlich nur vereinigten, um jenen erbärmlichen Zuſtand der Abſpannung, der Gleichgiltigkeit, des völligen Nihilismus hervorzubringen, in welchen Deutſchland gegen den Schluß der zwanziger Jahre verſunken war, und gegen den auch die Vermittlungsverſuche der ſchwäbiſchen Schule in ihrem patriotiſch-ſittlichen Aufſchwung vergebens zu reagiren ſuchten.

Und doch war hiemit die äußerſte Stufe des Abgrunds noch nicht erreicht, wir hatten ſie noch nicht alle durchlaufen die Stationen unſerer Erniedrigung, ſie waren noch nicht alle über uns verhängt, die Plagen Egyptens, die Wunder und Schrecken, mit denen der erzürnte, der rächende Geiſt der Geſchichte ſich an uns verkündigte: nach dem Tod, der unſere Erſtgebornen, unſere Hoffnungen erſchlagen, nach der

Nacht, in die ſich die heiteren Leuchten der Kunſt und der Wiſſenſchaft für uns verwandelt hatten — Eines blieb noch übrig, Eines war noch zurück: der Ausſatz, das prickelnde Brennen und Jucken, das ſchamloſe Hervortreten des inneren Krankheitſtoffes, als Witz, als Spaß, der Nihilismus als Frivolität, die Selbſtvernichtung als Selbſtverhöhnung.

Dies war der Standpunkt Heine's, dies der Urſprung der ungeheuren Erfolge, die er errang, der Herrſchaft, die er Jahre lang über unſere Literatur ausübte. Wir litten Alle an denſelben Wunden: aber nur er hatte die Stirn, die Wunden aufzudecken und vor allem Volk, behaglich, in gieriger Luſt darin zu wühlen. Wir ſteckten Alle in demſelben Schlamm: aber nur er fand es nicht für nöthig, ſich zu parfümiren, er warf die romantiſchen Dehors der Reſtaurationsepoche von ſich und zeigte ſich nackt, wie er war. Wir waren Alle ſo verderbt, ſo glaubenlos, ſo verarmt an ſittlichem Ernſt und feſter, männlicher Tugend: aber nur ihn genirte es nicht, das Bekenntniß ſeiner Nichtsnutzigkeit abzulegen, nur

er fand es ganz natürlich, daß, wer ein Lump war, sich auch als Lump bekannte!

Heine hatte den Muth der Gemeinheit: ein zweideutiges, ein beklagenswerthes Verdienst, und doch ein Verdienst, weil es immer besser ist, das Gift kommt zu Tage, als daß es heimlich, unter der Maske der Gesundheit, das Leben zernagt. Heine ist die Romantik ohne romantische Illusion, ganz baar, ganz nackt, die reine Willkür, das bloße geniale Belieben, das nichts hat, nichts will, als bloß sich selbst — und auch dies sein eigenes Selbst verachtet er, weil er weiß, wie werthlos es ist! Er ist das komische Seitenstück zu Hoffmann. Die Verzweiflung, die sich in Hoffmann tragisch geberdet, in Heine lacht sie — oder vielmehr, sie besinnt sich auf sich selbst und findet, daß Verzweiflung schon ein viel zu ernsthafter Zustand und der ganze Plunder von Welt und Herz und Leben dieser Anstrengung gar nicht werth ist.

Hierin findet denn auch der berühmte Heinesche Weltschmerz seine Erklärung. Es ist die alte Ironie der Romantiker, die zum Bewußtsein

ihrer ſelbſt gekommen und die ſich nun entſetzt vor ihrer eigenen Nichtigkeit: aber mitten in ihrem Entſetzen befällt ſie die Erinnerung, daß ja doch Alles eitel iſt, und ſogleich lacht ſie wiederum ſich ſelbſt aus über ihr eigenes Entſetzen. Der Heineſche Weltſchmerz iſt die Ironie der Romantiker, ins Sentimentale überſetzt: nur daß auch dieſe Sentimentalität wieder bloß ironiſch gemeint iſt, eine bloße Coquetterie mit ſich ſelbſt, ein bloßer Witz, mit dem man ſich ſelbſt zum Beſten hält: ähnlich, wie Hoffmann Geſichter vor dem Spiegel ſchnitt, um ſich ſelbſt graulich zu machen.

Es war daher auch ein großer Irrthum — oder war es auch das nicht? war es nur eine neue, großartige Coquetterie, ein neuer grandioſer Witz, mit dem Heine zwar nicht ſich ſelbſt, aber doch das Publikum bupiren wollte?!..

Es war, ſage ich, ein großer Irrthum, als Heine beim Ausbruch der Julirevolution mit einem Male gefunden zu haben glaubte, was ihm ſo lange gefehlt, als er ſich ſelbſt in ſcurrilem Pathos den Sohn der Revolution, Paris,

in der ſchimmernden Beleuchtung jener Fata Morgana der Freiheit, die unmittelbar nach den Juliereigniſſen kurze Zeit hindurch über Frankreich ſchwebte, ſein Jeruſalem, den Rhein den Jordan nannte, der die Sclaven trenne von den Freien und den er überſchreiten müſſe, um in ſein mütterliches Land, das Land der Freiheit zu gelangen. Es iſt ebenfalls mehr als ein Irrthum, nämlich eine große Unverſchämtheit — und wenn auch dies Wort bei Heine ſeine Bedeutung verloren hat, nun gut, ſo iſt es ein neuer, allerliebſter Witz, wenn Heine neuerdings anfängt, uns in ſentimentalen Redensarten von ſeiner Freiheitliebe, ſeinem Patriotismus, ſeinem deutſchen Heimweh zu verſichern. Gerade der Heineſchen Frechheit ſollte nichts gefährlicher werden, als der Ernſt der Freiheit; gerade für die geniale Blaſirtheit, die ironiſche Leerheit ſeines Standpunktes, wäre nirgend weniger Raum geweſen, als in der Mitte eines wirklich freien, das heißt, eines ſittlich erfüllten, energiſchen, thatkräftigen Volkslebens; nirgend würde die bodenloſe Willkür

ſeines Egoismus ſich unbehaglicher fühlen, als unter der Herrſchaft jenes Geſetzes, welches die Freiheit auf den Thron erhöht. — In dem Paris, wie es durch die Julirevolution geworden, in dieſem Frankreich Louis Philippes, unter dieſer lügneriſchen Larve, dieſen frivolen Scheinbildern der Freiheit, da allerdings war Heine's Platz, da konnte er ſich wohl fühlen, von da konnte er uns das Evangelium einer Freiheit predigen, an die er ſelbſt nicht glaubt. Die wirkliche würde ihn unglücklich gemacht, ſie würde ihn zerſchmettert, vor Allem, ſie würde ihn gelangweilt haben. — Heine ſelbſt hat das nicht nur gefühlt, er hat es auch ausgeſprochen: ausgeſprochen in dem fanatiſchen Haß (nämlich ſo weit eine Natur, wie Heine, des Fanatismus, des Haſſes fähig iſt), mit welchem er die ſchwäbiſche Dichterſchule verfolgt, eben um des ſittlichen Elementes willen, welches in ihr lebt und von welchem ich Ihnen am Schluß meines neulichen Vortrages geſprochen: er hat es ferner ausgeſprochen in der Art und Weiſe, wie er die jüngſte Erhebung Deutſchlands, ſeit dem Jahre

vierzig, dieſe erſten, leiſen Anfänge eines wirklichen Volkslebens, aufgenommen, in dem Spott, den er über ſie ausgegoſſen, in der Geringſchätzung, mit der er ſie behandelt.

Und vor Allem hat er es ausgeſprochen in ſeinem Buch über Börne.

Niemals wohl hat die öffentliche Meinung ſich gröblicher geirrt, niemals zwei, in ihrem tiefſten Grunde verſchiedenere Charaktere gewaltſamer zuſammengekoppelt, als indem ſie, wie es lange Zeit geſchah, Börne und Heine zuſammen nannte, als gleiche Naturen, und auf ſie hinblickte, als auf die Dioskuren der Freiheit. Es iſt eine köſtliche Conſequenz der Heineſchen Frechheit, und das Publikum iſt ihm Dank dafür ſchuldig, daß er den Muth beſeſſen, auch jenes Buch über Börne zu ſchreiben und dadurch einen langjährigen Irrthum zu vernichten. Heine will die Freiheit für ſich, um des Genuſſes willen, Börne will ſie für die Völker; Heine iſt die Gironde, Börne der Berg; Heine Mephiſto, der ewig Zweifelnde, Börne Fauſt, der ewig Ringende; in Heine bricht die Krankheit der

Zeit aus, wie in einem entſetzlichen, allgemeinen Geſchwür, Börne, unter Millionen Kranken, iſt der einzige Geſunde, er iſt der Einzige in dieſer ganzen Literaturepoche, dem die Romantik nichts anhat, der niemals vergißt, daß die Freiheit das Höchſte iſt — der einzige Mann unter Millionen Weibern, der einzige Bürger, der einzige Politiker, zu einer Zeit, da Niemand mehr politiſch ſein mochte, da es für Narrheit galt, ſich um die Freiheit, um das Vaterland zu bekümmern!

Wo die Krankheit regiert, da heißt die Geſundheit Krankheit; wo ein einziger Vernünftiger unter lauter Wahnwitzigen wäre, da würden bald die Wahnwitzigen für vernünftig, der Vernünftige für närriſch gelten.

Das hat Börne reichlich erfahren. Ihn ſchalt man krank, ihn zerriſſen, ihn Verräther, darum, weil er, der getreue Eckart des Volks, nicht aufhörte uns zu ſagen, daß wir krank, zerriſſen, verrathen wären; er hieß mißgeſtaltet, häßlich, bloß weil er nicht müde ward, uns unſere Mißgeſtalt zu zeigen, unſer Elend uns warnend

vorzuhalten; ihn nannten wir Fanatiker, weil wir Andern so glaubensarm, ihn freiheitstoll, weil wir selbst so sclavisch nüchtern waren! — Börne ist kein Dichter, er war überhaupt keine künstlerische Natur, seine Leidenschaft war zu wahr, seine Begeisterung zu stürmisch, als daß er jenes schöne Ebenmaß, jene Harmonie der Form, welche das Wesen der Kunst ist, jemals hätte erreichen können; sein Schmerz war zu tief, als daß er hätte lächeln können — und doch ist nur der lächelnde Schmerz poetisch, doch nur die beruhigte Leidenschaft ist künstlerisch. Er war sogar von dem Einen, was Noth that, dem Bedürfniß der Freiheit, so ganz in Anspruch genommen, er hielt die politische Entwicklung so ausschließlich im Auge, er wollte die Freiheit so sehr nur in ihrer unmittelbarsten, eigensten Gestalt, daß er — es steht nicht zu läugnen — darüber mitunter einseitig ward und in eine gewisse ästhetische Barbarei verfiel, wie sich dieselbe namentlich in seiner Beurtheilung Goethe's zeigt.

Allein so hatten wir ja auch der Poeten, der

Künſtler genug, die Aeſthetiker drängten ſich ja auf den Gaſſen, die Kunſt ward ja ſo hoch geprieſen, es gab ja ſo viele Goetheanbeter — warum, wie Anderen ihre Schwäche, nicht auch Börne ſeine Kraft zu gute halten, auch da, wo ſie die heilige Grenze des Maßes, das Geſetz der Schönheit einmal überſchreiten ſollte?! Wir machen Goethe keinen Vorwurf daraus, daß er keine politiſche Natur geweſen und daß ihm der Maßſtab gefehlt, die großen Thaten der Geſchichte zu begreifen; erkennen wir denn auch Börne's Standpunkt, auch da, wo er einſeitig iſt, noch immer in ſeiner hiſtoriſchen Nothwendigkeit, ſeiner ſittlichen Berechtigung an, zürnen wir nicht ihm, daß er nur politiſche Natur und daß ihm wohl öfters die Fähigkeit — und vielleicht ſogar der Wille gefehlt, die Werke der Kunſt, die Thaten der Schönheit zu begreifen! Wir verzeihen, daß Heine lebt, wie er lebt; verzeihen wir auch Börne, daß er geſtorben, wie er ſtarb, an gebrochenem Herzen, verzweifelnd an dem deutſchen Volke, einen Fluch auf den Lippen — einen Fluch, der im Grunde doch nur Segen war, weil er nicht dem

Haß, nur der Liebe entſtammte, der zürnenden, eifernden, verzweifelnden Liebe!

Darin alſo, daß man dieſe ſchroffe, eherne, durchaus männliche Natur Börne's mit der ewig flatternden, ewig zerfließenden, durchaus weibiſchen Natur Heine's zuſammenbrachte, darin, wie geſagt, irrte das Publikum: wie Heine ſelbſt irrte, indem er ſich zur Freiheit berufen, ſich berufen wähnte, Andere zur Freiheit zu rufen. Weit mehr das Richtige, ſowohl für ſeine eigene Individualität, als für die Zeit, in der er entſtand und in die er eigentlich gehört, die Zeit vor der Julirevolution — weit das Richtigere, dünkt mich, traf Heine in dem, was er die Wiederherſtellung des Fleiſches nannte.

Heine iſt nicht der Sohn der Revolution! Börne war es, war mehr noch als bloß ihr Sohn, war ſelbſt Revolutionair, wäre gern der Vater einer deutſchen Revolution geworden.

Heine ſchildert ſehr lebhaft, wie lächerlich im Grunde dieſe revolutionaire Begeiſterung Börne's ihm vorkam, wie unbehaglich er ſich

fühlte in der Nähe dieſer ernſten, ſtoiſchen Natur; er verſchweigt uns nicht, wie ekelhaft ihm dieſe ſchwieligen Hände der Arbeiter, dieſe Höhlen des Volks voll Rauch und Unſauberkeit waren, mit denen Börne in Berührung ſtand und in die er, vielleicht um Heine ſelbſt zu beweiſen, was er, Börne, gewiß ſchon lange wußte, Heinen gelegentlich einmal führte. Ein Sohn der Revolution hätte noch Unfeineres, noch minder Comfortables ertragen müſſen. Börne ertrug es; Heine entſetzte ſich davor, die Freiheit kam ihm mit einem Male außerordentlich unangenehm vor, nämlich ſeitdem er ſie nicht mehr im Frack, in den Salons der liberalen Bourgeoiſie, an den Tafeln liberaler Banquiers, ſondern in der Blouſe des Arbeiters, ſchwitzend, übelriechend, erblickte; er fühlte mit einem Male, daß er im Grunde ſeiner Seele eigentlich von jeher Royaliſt geweſen, deshalb, weil die Könige ſehr gut, die Republikaner aber ſehr ſchlecht eſſen, und weil in Freiſtaaten nur ſchlecht geſorgt iſt für jenes Genie des Genuſſes, jenes ausgebildete, feine Talent der Sinnlichkeit, auf

welches Heine ſelbſt, als auf einen Adelsbrief ſeiner höheren Natur, ſo ſtolz iſt.

Denn dies iſt der Punkt: Heine iſt der Sohn der Reſtauration. Börne iſt Rouſſeau, der entſagende, finſtere, menſchenfeindliche; Heine iſt der Voltaire jenes neuen ancien régime, das ſich über dem Abgrunde der Revolution erhoben hat, das aber auch, wir wiſſen es! ſeinem zehnten Auguſt entgegengeht. —

Zu bewundern bleibt auch hier nur wieder der Muth, die Unumwundenheit, mit welchen Heine ſeine Genußſucht bekennt. Sie entſinnen Sich, wie Genuß von früh an die Loſung der Romantiker war. So zieht Heine auch hier die Summe, er reißt das romantiſche Feigenblatt ab, es iſt Lucinde, aber nicht mehr in der Stille ihres Boudoirs — Lucinde auf offenem Markt, auf freier Gaſſe! — Wonach die ganze Zeit der Reſtauration innerlichſt hungerte und lungerte, das ſie ſuchte in den verſchiedenſten Formen, dem ſie nachjagte bis über die Sterne hinaus, in pietiſtiſchen Ertödtungen des Fleiſches: Genuß, Kitzel, ſinnliches Behagen — Heine

zeigte sehr genau, was hinter all diesen Schwärmereien steckte, er hatte auch hier den großen Vorzug, den ein feiner Kritiker ihm sehr richtig abgemerkt — den Vorzug, ohne Phrase zu sein, er zerriß die letzten Illusionen — Wollt Ihr Genuß? hier: nackte Busen, üppige Schultern, derbe Hüften — und habt Ihr dazu noch Wein und Austern, was wollt Ihr mehr? Der Mensch bringt es doch nicht weiter:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Man hat Heine, in Erinnerung an Aristophanes, den ungezogenen Liebling der Grazien genannt — oder war er selbst der Erste, der sich so nannte? Jedenfalls hat er die Bezeichnung bestens acceptirt. Dennoch ist sie falsch. Auch Aristophanes' Cynismus, selbst wo er sich am Kolossalsten äußert, beruht noch immer auf dem Grunde einer starken, strengen, zürnenden Sittlichkeit; er ist so cynisch, weil er so keusch ist. Bei Heine ist gerade das Gegentheil der Fall:

nicht die Ungezogenheit der Grazie, er hat zum Höchſten die Grazie der Ungezogenheit — und auch ſie verläßt ihn oft, weil es allerdings nicht leicht iſt, ſich mit Grazie im Koth zu wälzen.

Aber auch durch dieſe Ungezogenheit, durch dieſes freche, nackte zur Schau tragen einer völlig rohen Genußſucht wurde Heine für ſeine Zeit von großer Wichtigkeit. Dieſes Geſchlecht trat ſo leis auf, wußte für ſeine Laſter ſo ſchöne Namen, war zur Verbuhltheit auch noch ſo verlegen, daß es gar nicht ſchaden konnte, im Gegentheil, es war ein Fortſchritt, daß die Sache hier einmal ohne Weiteres beim rechten Namen genannt und eine offene Wiederherſtellung des Fleiſches geprebigt ward, nachdem man an der Vernichtung des Geiſtes ſchon ſo lange, mit ſo glücklichem Erfolge gearbeitet hatte. — Das Heine'ſche „Fleiſch“ iſt die große Realität zu der großen Abſtraction der Ironie, die große Schadloshaltung, welche der Weltſchmerz ſich ſelbſt bewilligt: beide zuſammen in ihrem Widerſpruch und dennoch ihrer Vereinigung die hauptſächlichſten Factoren jener Poeſie der Lüge

und der Unwahrheit, der Nichtigkeit und der Selbſtverhöhnung, welche in Heine ihren unzweifelhaft klaſſiſchen Vertreter gefunden hat.

Darum auch nächſt dem Weltſchmerz, welcher, nachdem Heine dieſes Stichwort einmal erfunden, ſogleich von einem ganzen Chor weltſchmerzlicher Hänflinge nachgepipt wurde, iſt es beſonders dies Princip der Heine'ſchen Genußſucht in ihrem frechſten, unumwundenſten Ausdruck, in ihrem Stolz ſogar auf ſich ſelbſt, was der Zeit imponirte und was, neben Bewunderern, wie Gentz, Nachahmer und Verbreiter fand, wie den Geſtorbenen.

Ich beſchränke mich unter den zahlloſen Nachahmern Heine's auf dieſen Einen, theils weil er den Beweis führt, wie weit dieſes Siechthum verbreitet war, theils weil es ihm allein gelungen iſt, ſein Muſter nicht bloß mit Virtuoſität nachzuahmen, ſondern auch in einigen Stücken, namentlich in dem haut gout der Blaſirtheit, einem gewiſſen vornehmen air, welches Heine niemals erreichen konnte, das er jedoch auch, um gerecht zu ſein, nur ſelten zu erreichen ſtrebt,

zu übertreffen. Auch ist dies kein ganz uninteressanter Gesichtspunkt, daß die vornehme Welt erst da anfing, unter die Literatur zu gehen, seit die Literatur selbst liederlich geworden.

Ueberdies ist es noch fraglich, ob man den Fürsten Pückler überhaupt als einen direkten Nachahmer Heine's zu betrachten hat, oder ob nicht vielmehr dieselbe Krankheit nur zu denselben Krankheitserscheinungen, derselbe Sumpf zu gleicher Fäulniß geführt hat. — Auch der Fürst Pückler hatte in seiner Jugend sehr sentimental geschwärmt: wofür er sich denn im Alter sehr frivol bekehrte. Wie in Heine gewisse Elemente der alten romantischen Lyrik, so sehr er selbst sich dagegen sträubt, doch immer wiederkehren, wie er, trotz seines allermodernsten Bewußtseins und trotz der beißenden Lauge, welche er über die Wald- und Blumenlyrik, die Burgtrümmer, die Kapellen ꝛc. der schwäbischen Dichterschule ausgießt, dennoch auf diesen mittelalterlichen Apparat der Romantik immer wieder zurückkommt, sei es auch nur, um uns selbst hinterdrein mit der Nase darauf zu drücken, daß dieser Wald

bloß bemalte Leinwand, dieſe Trümmer bloß Pappe, dieſer Mond bloß eine bemalte Scheibe, dieſe keuſchen Edelfräulein bloß verkleidete Damen des corps de ballet, und daß das Ganze alſo nur ein Spektakel iſt, mit dem er ſich ſelbſt beluſtigt: ebenſo auch der Fürſt Pückler, trotz der übertriebenen Modernität, in der er ſich gefällt, wird dennoch niemals eine gewiſſe Zärtlichkeit los für die rotten-boroughs des Mittelalters; ſo blaſirt er iſt, ſo fertig mit Allem, ja ſelbſt ſo liberal er thut, ſo kann er eine gewiſſe Verehrung für guten, alten Adel, für feudale Vorrechte, für Ritterthum und Mittelalter niemals ganz verleugnen. Aus Heine, ſo ſehr er ſelbſt gegen die Romanik zu Felde liegt, ſchaut immer der alte Romantiker, aus dem Fürſten Pückler, ſo ſehr er ſelbſt den Adel verſpottet, immer der alte Edelmann heraus: — und die alten Edelleute ſind die wahren Romantiker von Gottes Gnaden. Auch der Fürſt Pückler genoß die wahre Sonnenhöhe ſeines Ruhmes in den zwanziger Jahren, kurz vor deren Schluß, in richtiger Witterung der Zeit, er als Schriftſteller

auftrat. Auch er, wie Heine, hat die niederschlagende Erfahrung machen müssen, daß die Frivolität, wie genial sie auftrete, dennoch nur Beifall findet in einer Zeit, welche selbst noch frivol ist, und daß ein Volk, das sich auf den rauhen, dornigen Weg der Tugend begiebt kein Auge mehr hat für das Laster, wie geistreich es auch sei.

Während auf diese Weise, vom Pallast des Fürsten bis in die Hütte des Bürgers, vom Boudoir der Hofdame bis in das Erkerstübchen des Studenten, als Heine'sches Lied und als Pückler'sches Salongeschwätz, der Nihilismus, die Frivolität, die Negation alles Höheren und Edleren, entsittlichend, entnervend durch die Welt schritt: so wuchsen langsam, fast unbemerkt, wenigstens ungeahnt von der großen Menge, zwei Ereignisse heran, welche beide, eine jede in ihrer Art, diesem frivolen, tumultuarischen Zeitalter ein Ende machen und ein neues, ein Zeitalter des Muthes, der Hoffnung, der geistigen wie sittlichen Erhebung, ein Zeitalter vor Allem der That und der geschichtlichen Bewegungen herauf-

führen ſollten: das eine, groß gezogen unter Büchern und Schriften, in der aufmerkſamen Stille des Hörſaals, mit nichts bewaffnet, als dem Schwerte des Worts — das andere, plötzlich ſich aufrichtend über der raſch emporgeworfenen Barrikade, genährt von Bürgerblut, das glorreiche Wahrzeichen der franzöſiſchen Revolution, die Tricolore ſchwingend in jugendlicher Hand; das eine langſam, allmälig ſich durcharbeitend, auf dem ruhigen Wege geiſtiger Eroberung, in mäligem Fortſchritt von Licht zu Wärme, von Wärme zu Gluth, von Gluth zu Flammen übergehend, ein wahrer Sommer der Geiſter — das andere raſch auflammend, wie ein Meteor, aber auch raſch vorübergehend wie dieſes, ein voreiliger Frühlingstag, der die Herzen mit einem lieblichen Vorgeſchmack des Sommers entzückt, aber noch keine Knospen entfalten, keine Früchte reifen kann: die Hegel'ſche Philoſophie — und die franzöſiſche Julirevolution.

Auch hier werden Sie keinen vollſtändigen Abriß des Hegel'ſchen Syſtems von mir erwar-

tum; auch hier wird es genügen, die hauptsächlichsten Punkte hervorzuheben, aus denen es hervorging, sowie diejenigen, in denen es auf die Zeit im Allgemeinen einwirkte.

Idee und Wirklichkeit, Realität und Begriff, Freiheit und Nothwendigkeit — siehe da das alte Räthsel der Sphinx, um das seit Jahrtausenden, minder glücklich als Oedipus, die Menschheit sich bemühte! das Problem, das alle Philosophen, die Aufgabe, die alle Denker beschäftigt hatte seit Anbeginn der Welt und die daher auch namentlich seit der Erneuerung der Philosophie durch Kant den Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens bildete! — Auch die Romantik, wie früher angedeutet worden, ging in ihrem eigentlichen Ursprung aus diesem Dualismus und seiner vergeblich angestrebten Versöhnung hervor. — Kant selbst gebührt nur das Verdienst, gleichsam das Terrain gesäubert, das Schlachtfeld bestimmt, die Waffen geprüft — ich meine, die Gegensätze nur des Genaueren bestimmt, den Widerspruch nur des Näheren bewiesen zu haben; die Lösung selbst blieb von

ihm unverſucht. Fichte, den man darum auch nicht mit Unrecht den Napoleon der deutſchen Philoſophie genannt, ordonnirte ſie in ſeinem Princip der abſoluten Subjectivität, ohne ſie doch wirklich zu vollziehen. Schelling ſprach ſie aus in myſtiſchen Prophetien, er forderte und behauptete ſie, ohne ſie doch jemals zu beweiſen, ohne die Ahnung zum Begriff, die Anſchauung zum Wiſſen zu erheben.

Dieſes gethan zu haben, iſt Hegels großes und unſterbliches Verdienſt. Schon vor Columbus behaupteten die Mathematiker, daß es ein Land geben müſſe jenſeit des Oceans, fabelten die Seefahrer von einer andern Hemiſphäre: aber erſt Columbus fand den Weg dahin. Dieſer Columbus der Philoſophie, dieſer Jaſon, der das goldene Vließ der ſelbſtbewußten, freien Vernunft, der reinen, ſich aus ſich ſelbſt entwickelnden Idee heimbrachte, iſt Hegel. Alles Wirkliche iſt vernünftig und nur das Vernünftige iſt das wahrhaft Wirkliche — in dieſem Satz, welchen Hegel nicht geheimnißvoll, willkürlich,

als ein bloßes Dogma, eine myſtiſche Zauberformel hinſtellte, nein, den er bewies aus der ewigen Natur des Seins, das erſt im Wiſſen zu ſich ſelber, zu ſeiner eigenen Wahrheit kommt, waren alle Zweifel gelöſt, war der alte Gott der Finſterniß in den Abgrund des abſoluten Begriffs hinabgeſtürzt und ein neuer, ewig herrſchender Zeus, die Idee, die ſich ſelbſt begreift, der Menſch als denkend, auf den Thron gehoben. Aus der unklaren, myſtiſchen Sphäre der Schelling'ſchen Anſchauung führt Hegel uns hinüber in die ewige Tageshelle des Gedankens; was Schelling in genialen Aperçüs blitzartig hingeſchleudert, das, in unerbittlicher Conſequenz, in der Dialektik der Vernunft, in der ehernen Schraube der Logik, wird von Hegel bewieſen. —

Dieſe Strenge der Hegel'ſchen Methode, ſo viel Zurückſcheuchendes ſie für den erſten Anblick hat, und ſo viel Feinde ſie ſich in der That auch erworben, natürlich nur unter denen, die ihrer nicht Herr werden konnten, iſt dennoch nicht hoch genug anzuſchlagen. Durch ſie wurde

die Philoſophie wiederum, was ſie durch Schelling aufgehört hatte zu ſein: ein reiner, ſelbſtbewußter Act des Denkens. Schelling hatte die Philoſophie zur Kunſt erhoben: durch Hegel wurde ſie wieder hergeſtellt als Wiſſenſchaft. Schelling hatte ſie zum Monopol des Genies gemacht, zu einem Eigenthum gewiſſer bevorzugter Geiſter, zu einem Geheimdienſt, einer Zauberlehre, zu deren Ausübung man unter beſonderem Sterne geboren ſein mußte: Hegel, hierin zum Wenigſten eine ächt demokratiſche Natur, riß die Schranken dieſes Geheimdienſtes nieder, er machte den Staat der Idee aus einem egyptiſchen Prieſterſtaat zu einer wahrhaften griechiſchen Republik, einer Republik, die darin noch über den helleniſchen ſtand, daß ſie keine Sklaven mehr hatte, es wären denn diejenigen, die ſich ſelbſt durch ihre Faulheit, ihre Trägheit, ihre geiſtige Ohnmacht zu Sklaven machen! Der Wiſſende dagegen iſt eben durch dieſes ſein Wiſſen frei; es giebt nichts, was der Gedanke nicht beherrſchen könnte: denn er iſt König.

Es begreift ſich leicht, mit welchem wahrhaft ſouveränen Bewußtſein dieſe Philoſophie ihre Bekenner erfüllen, wie vor der geſättigten, ruhigen, klaren Sicherheit dieſes Denkens alle Nebel und Schatten, alle Kriſen und Krümmungen der Schelling'ſchen Gefühlswelt verſchwinden mußten, und eine ſtolze, ſelige Gewißheit der eigenen Göttlichkeit, einer Göttlichkeit, die nicht ſtumm in ſich hinbrütet, nein, die erſt in dem Proceß der Selbſtbewegung ihrer ſelbſt gewiß wird, jeden Einzelnen erfüllte. Wie in der ernſten, harten Schule des Hegel'ſchen Denkens jene harten, unbeugſamen Charaktere ſich gebildet haben, die wir in dieſem Augenblick in den Kämpfen unſeres politiſchen Lebens das Panier der Freiheit unerſchüttert, unverbrüchlich vorantragen ſehen: ſo aus der Göttlichkeit dieſes Bewußtſeins haben ſie jene Siegesfreudigkeit, jenen ſtolzen und ſchönen Muth, jene Gewißheit des künftigen Sieges, des Sieges der Freiheit und der Wahrheit geſchöpft, die keine Ungunſt der Zeit ihnen jemals trüben noch erſchüttern kann. —

Es iſt wahr, daß die Hegel'ſche Philoſophie, in dem erſten Stadium ihrer allgemeineren Verbreitung, gerade mit dieſer Seite ihres Weſens aus ſich ſelbſt herausgefallen iſt; es iſt wahr, daß dieſe Souveränetät des Denkens in einigen Fällen einen Hochmuth der Denker, dieſe Allgewalt der dialektiſchen Methode eine leere, begriffsloſe Scholaſtik erzeugt hat, die wir noch ſehr gelinde beurtheilen, indem wir ſie nur als althegel'ſche Romantik bezeichnen. Aber ebenſo gewiß iſt es auch, daß wenige Jahre hingereicht haben, dieſe Verirrung aufzudecken und die romantiſchen Anhängſel der Hegel'ſchen Philoſophie als ſolche nach- und damit aus der Philoſophie ſelbſt hinauszuweiſen. Nirgend wird das Individuum ſo gehoben und zugleich ſo gedemüthigt, als eben in der Hegel'ſchen Philoſophie. Ueberall über dem Einzelnen ſteht die Totalität, ja der Einzelne iſt nur, inſofern er ſich ſelbſt in der Totalität begreift. Die wahre Totalität aber, die einzige, wahrhaft vernünftige Form der Wirklichkeit und daher auch die letzte Verwirklichung der Philoſophie ſelber, iſt der Staat.

gar einſtweilen in den Schatten, ſie zieht ſich zurück, ſie begnügt ſich mit der zweiten Stelle, damit Raum zu Thaten werde und weil erſt auf dem Boden einer neuen, befreiten Wirklichkeit, auf dem Grunde eines wahrhaft vernünftigen — und alſo auch ſelbſtändigen und alſo auch freien Volkslebens eine neue, freie Kunſt ſich entfalten kann.

Wie es ſich bei dem Umfange eines ſolchen Werkes von ſelbſt verſteht, ſo war dieſes neue philoſophiſche Syſtem nicht auf einmal entſtanden. Es handelte ſich hier um keine einzelnen, genialen Aperçus, es waren keine poetiſirenden Fragmente: ſondern in ſtrenger Gliederung, ein ganzes Gebäude, ein ganzes Organon des Geiſtes wurde aufgeführt. — Schelling, in den erſten, kurzen Jahren ſeines Auftretens, was er zu ſagen wußte, hatte er geſagt; er iſt, vierzig Jahre ſpäter, niemals über ſeinen Standpunkt von zu Anfang des Jahrhunderts hinausgekommen, nur recht bedeutend unter ihn herabgeſunken.

Hegel dagegen, mit unermüdlichem Fleiß, in raſtloſen Studien, hat zwei Menſchenalter hindurch gerungen, ſein Werk zu begründen und durchzuführen. Während Schellings Name ſchon längſt von den Lippen zahlloſer Bewunderer ſcholl, ſolcher namentlich, die ihn niemals verſtanden hatten, denen ſein Name nur wie eine andere romantiſche Pointe, ein Wahr- und Kennzeichen der romantiſchen Maurerſchaft war, ſchlug Hegel noch, in der einſamen Stube des Denkers, ungerühmt, faſt ungekannt, ſich mit der Wucht ſeiner eigenen Kategorieen, mit der Gewalt des Stoffes, die ihn zu erſticken drohte, umher. Während Schelling eine zahlloſe Jüngerſchaft zujauchzte und mit dem Lärmen ihres Beifalls das Verſtummen ihres Meiſters ſelbſt künſtlich verdeckte, lehrte Hegel noch in akademiſcher Stille vor einer kleinen Schaar von Zuhörern, die, halb noch ſtaunend, halb ſchon beſiegt, viel zu ſehr mit ſich ſelbſt und ihrer eigenen Befreiung zu thun hatten, denen das Geheimniß dieſer neuen Welt ſich noch viel zu ſchüchtern, viel zu langſam aufſchloß in den

überraschten Geistern, als daß sie viel Zeit gehabt hätten, den Ruhm ihres Meisters vor den Leuten abzusingen. Es bedurfte eines großen historischen Ereignisses, es bedurfte eines Umschwungs der Geschichte, um die Hegel'sche Philosophie hinabzuführen vom Lehrstuhl in das Leben, an dessen Gestaltung und Umgestaltung sie von nun an einen so wesentlichen, so unabweisbaren, so durch nichts mehr zu widerrufenden Antheil nehmen sollte.

Dies Ereigniß, wie schon angedeutet, war die französische Revolution vom Jahre achtzehnhundertdreißig.

Eine so eigenthümliche Wendung hat das Geschöpf der Julirevolution, Louis Philippe, dieser Revolution selbst zu geben gewußt, in so eigenthümlichem Sinne ist die Volkssouveränetät, die ihn, den Bürgerkönig, zum Thron erhoben, von ihm ausgebeutet, eine so eigenthümliche Wahrheit der Charte, die er beschwor, gegeben worden, so künstlich, so schlau hat er aus der Revolution eine zweite, schmählichere

Reſtauration zu machen verſtanden — ſchon darum eine ſchmählichere, weil es eine zweite iſt und weil das edle Blut der Julikämpfer, ähnlich wie das Blut, welches Deutſchland in ſeinen Freiheitkriegen vergoſſen, zu nichts gedient, als nur einen Königsmantel neu aufzufärben und nach Gelegenheit auch einige Biſchofsröcke....

So gründlich, mit Einem Worte, hat Louis Philipp das erhabene Drama der Julitage zur Farce zu machen gewußt, daß man ſchon um Entſchuldigung zu bitten, ſchon ſich zu verklauſuliren und zu rechtfertigen hat, wenn man von der Julirevolution überhaupt noch als von einer Revolution, einer Wiederherſtellung der Freiheit ſprechen will.

Und doch, in dem Augenblicke wenigſtens, da ſie geſchah, wenn auch nicht in dem Sinne derer, die ſie leiteten, ſo doch derer wenigſtens, die ſie mit ihrem Blute tauften, ſo doch in der Aufnahme wenigſtens, die ſie in Europa fand, in dem Erſchrecken der Fürſten, dem Zujauchzen der Völker war ſie es; ſie war es, wenn in

nichts weiter, ſo doch in der Wirkung, welche ſie rings auf die Stimmung der Welt, auf die Stimmung Deutſchlands und ſeine Entwicklung ausübte.

Halten wir nur dieſes feſt: nach einem funfzehnjährigen Stillſtand, nachdem funfzehn Jahre hindurch die ewige Zeugungskraft der Geſchichte erlahmt zu ſein ſchien, funfzehn Jahre hindurch die Reſtauration ſich geſchmeichelt hatte mit der Ewigkeit ihres Beſitzes, war die Julirevolution das erſte Ereigniß wieder, das überhaupt den Namen eines Ereigniſſes verdiente, das erſte Mal wieder, daß der Löwe Volk ſich erhob und ſeine gewaltigen Mähnen ſchüttelte. Es war nicht wahr, was die Hofromantiker geſungen und geſagt, es war nicht wahr, weſſen die Fürſten ſich gerühmt: die Geſchichte war noch nicht zum Stillſtand gekommen, das tauſendjährige Reich der heiligen Allianz hatte noch nicht begonnen, der Genius der Revolution war noch nicht gefeſſelt, das Alphorn der Freiheit hatte noch nicht ſeine Gewalt verloren über die Herzen der Völker, es lockte ſie noch immer, es erinnerte ſie

noch immer an ihre alte, ewige Heimath! Funfzehn Jahre gebaut und gekittet, funfzehn Jahre Congreſſe gehalten und Bündniſſe geſtiftet und das Netz der Polizeiherrſchaft ausgebreitet über Europa, funfzehn Jahre Ketten geſchmiedet, Gefängniſſe bevölkert, Galgen und Scheiterhaufen errichtet — und nun? und drei kurze Tage hatten hingereicht, dieſes ganze gewaltige Zwing-Uri des Abſolutismus zu erſchüttern? und ein dreitägiger Aufſtand in Paris war hinlänglich geweſen, nicht bloß die franzöſiſchen Bourbons zu verjagen, nein: ein ganzer neuer Völkerfrühling ſchien ſich an den drei Sonnen dieſer Julitage zu entzünden, überall klirrten die Ketten, zitterten die Throne, ging ein freudiges, ahnungsvolles Rauſchen durch die Herzen der Völker!

Wie ſich dieſe Bewegung in Deutſchland, nach wenigen mißlungenen praktiſchen Verſuchen, zunächſt literariſch geſtaltete und hier, in glücklichem Zuſammentreffen mit der freieren Entwicklung der Hegel'ſchen Philoſophie, eine neue Epoche des Nationallebens herbeiführen half,

davon, namentlich alſo von dem ſogenannten jungen Deutſchland, ſowie von den übrigen hauptſächlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur bis zum Jahre achtzehnhundertundvierzig, in unſerer nächſten Zuſammenkunft.

Siebente Vorleſung.

Das junge Deutſchland.

Die Literatur der dreißiger Jahre. Allgemeiner Charakter. — Einfluß der Julirevolution. Die Julirevolution und die Hegel'ſche Philoſophie. — Die Literatur des Uebergangs: das junge Deutſchland. Zuſammenhang mit der alten Romantik; Verhältniß zu Hegel, zu Heine. Der Weltſchmerz. Die Kritik; die Production. — Letzte Nachklänge der früheren Romantik: Eichendorff, Chamiſſo; Bettine. — Freiligrath. — Uebergang zur politiſchen Lyrik. Die öſterreichiſchen Dichter: Grün, Lenau, Beck.

Am Schluß meiner neulichen Vorleſung habe ich Ihnen die Einwirkung zu ſchildern geſucht, welche die Julirevolution weit über die Grenzen Frankreichs hinaus, auf die geſammte Welt, die

politiſche ſowohl wie literariſche, freundlich wie feindlich, hier ermuthigend, dort beängſtigend, überall aber Aufregung, Bewegung, Leben verbreitend, ausübte. Ich habe zu erklären geſucht, woher es kam und wie es möglich wurde, daß ein Ereigniß, welches heut zu Tage faſt in Vergeſſenheit gerathen iſt und von dem man, wenn überhaupt, ſo nicht anders mehr ſpricht, als von einem Irrthum, einer Täuſchung, nichts deſtoweniger bei ſeinem erſten Auftreten als der Anfang einer neuen, glänzenden Epoche bewillkommt ward.

So auch in Deutſchland. Ja ſo barock es auch klingt und ſo winzig, faſt ſpaßhaft neben den unendlich größeren, unendlich ernſteren Ereigniſſen von Brüſſel und Warſchau auch jene kleinen Revolutionsverſuche erſcheinen, in denen man hie und dain Deutſchland das Beiſpiel der Julitage nachzuäffen ſtrebte, ſo wage ich es dennoch zu behaupten, daß die Julirevolution kaum anderswo kräftiger, nachhaltiger, in größerem Umfange gewirkt hat, als eben in Deutſchland: nur daß, dem literariſchen Charakter unſerer dama-

ligen Zuſtände entſprechend, auch die Wirkung dieſes Ereigniſſes bei Weitem mehr eine theoretiſche als praktiſche, mehr literariſch als politiſch war.

Es wiederholt ſich hier alſo daſſelbe, was wir bereits früher, bei der Einwirkung der erſten franzöſiſchen Revolution, bemerkten. Auch hier wieder iſt es mehr die Literatur als die Geſchichte ſelbſt, die ſich von der neuen Bewegung ergriffen zeigt; auch hier wieder müſſen wir mehr die Schriftſteller als die Staatsmänner, mehr die Bücher fragen, als die Thaten. — Jene kleinen praktiſchen Nachahmungen der Julirevolution wurden von dem Polizeiſtaat ohne große Mühe unterdrückt; die widerſpenſtigen Kammern löſte man auf, die öffentlichen Redner brachte man zum Schweigen, man ſtellte neue Demagogenunterſuchungen an und bevölkerte noch einmal mit der Blüthe der Jugend die Gefängniſſe. — Die Literatur dagegen brachte man nicht zum Schweigen, die jungen Gedanken wuchſen fort, das Wort, welche Mühe man ſich auch gab, es einzufangen, es flog dennoch wei-

ter, es entzündete dennoch die Herzen, es rief dennoch endlich zu Thaten empor! — An dem Ereigniß der Julirevolution richtet zunächst unſere Literatur ſich auf. Nicht lange, ſo wird die Literatur die Stütze, an der auch unſer Leben ſich erhebt, ſie giebt die Schätze wieder, welche ſie empfangen: aus der Geſchichte hervorgegangen, wird ſie ſelbſt die Mutter unſerer Geſchichte.

Dies iſt die eigentliche Bedeutung unſerer Literatur der dreißiger Jahre, in dieſem Sinne iſt es, daß ſie den ſo oft mißdeuteten Namen einer Uebergangsperiode in der That verdient. Die Geſchichte kommt in ihr zurück zu ſich ſelbſt; ſie ſtellt den dialektiſchen Prozeß dar, welchen das Leben an ſich ſelbſt vollzieht, und aus dem es hervorgeht in der vollen, ſtolzen Kraft des Selbſtbewußtſeins.

Woher nun dieſer Einfluß der Julirevolution auf unſere Literatur? Wir haben ſie geſehen, wie ſie geworden war unter den Händen der Romantik: krank, ſchwach, verweichlicht, ſich wälzend endlich im Koth, die Angſt vor ihrer

eigenen Leerheit verbergend im Taumel des Genuſſes — was hatte ſie zu thun mit dieſem Aufſchwung, dieſer Begeiſterung, dieſer Wiedereinſetzung der ewigen Begriffe der Sittlichkeit und der Freiheit, als welche die Julirevolution ſich darſtellte? Zwiſchen dieſer Literatur der Knechtſchaft, des Stumpfſinns, der Verzweiflung und dieſer That der Freiheit, des Muthes, der Hoffnung, welche Zuſammenhänge gab es, welche Berührungspunkte zwiſchen beiden waren möglich? Das Alter mit der Jugend, der Tod mit dem Leben, was hatten ſie zu theilen?!

Nun freilich, die Literatur der Romantik empfand die Julirevolution auch ſehr übel; die Wald- und Wieſendichter ſchrieen laut auf über dies Wetter, das ſo plötzlich aus heiterem Himmel über ſie hereinbrach; die Bewunderer des Mittelalters waren ſehr ungehalten über dieſe Geſchwindigkeit, mit welcher man die künſtlichen Burgen und Klöſter der Reſtauration über den Haufen warf; ſie affektirten eine ſehr Goethe'ſche Vornehmheit, unſere Deutſch-Inder, und zogen mit ſehr verächtlichem Lächeln den Mantel

des Quietismus deſto dichter zuſammen. Auch die patriotiſche Romantik, die Deutſchthümelei von Anno dreizehn verfehlte nicht, ſich die langen Locken pathetiſch zu ſtreichen und aus der Julirevolution eine neue Nutzanwendung zu machen für ihren beliebten Satz, daß die Franzoſen eine verruchte Nation, und da ſähe man es ja wieder, ſo lange noch ein Stein auf dem andern von dieſem modernen Babel an der Seine, ſo lange werde es auch nicht aufhören, der Herd der Empörung, die geſchminkte Frau Potiphar zu ſein, die den keuſchen Knaben Deutſchland zu verführen trachte. — Auch die Regierungen natürlich ſtimmten bei; ſie riefen laut, um die ſie ſich bisher ſehr wenig bekümmert hatten, die Liebe ihrer Völker zum Zeugniß an, ſie appellirten an die, die ſie bisher ſo gründlich verachtet, die öffentliche Meinung: ſie möge nur laut werden, ſie möge nur ſagen, wie wohl man ſich in Deutſchland befinde und wie vergeblich alle Anſtrengungen der Revolution ſeien, das zufriedene, das glückliche Deutſchland in ihren Strudel hinabzureißen.

Allein ſchon war die öffentliche Meinung nicht mehr in die Hände der Regierungen gegeben; ſchon neben der Literatur der Romantik war der Grund zu einer neuen, einer Literatur der Aufklärung gelegt; ſchon neben der Souveränität des Polizeiſtaates, ja in ſeltſamer Verkennung gepflegt von ihr, hatte eine andere, die wahre, die einzig mögliche, die Souveränität des Geiſtes ſich erhoben: — die Hegel'ſche Philoſophie!

Sie erinnern Sich aus meinem neulichen Vortrage der langſamen, allmäligen Entwicklung, in welcher die Hegel'ſche Philoſophie emporgewachſen und wie ſie es war, in welcher die erhabenen Ideen der Aufklärung ihre Wiederauferſtehung, damit aber auch zugleich die Irrthümer der Romantik ihre Widerlegung, ihre Berichtigung fanden. In der Hegel'ſchen Philoſophie lag der Keim der Zukunft, weil der Gedanke der Freiheit in ihr lag; von ihr daher auch ward die Julirevolution, dieſe That der Freiheit, zuerſt verſtanden, ſie war es, welche das Samenkorn dieſes Ereigniſſes hinübertrug

in unſere Literatur und ſeine Entwicklung für unſer Leben vorbereitete.

Was der älteren Aufklärung, was der Philoſophie Kants und Fichte's die erſte, das war der Hegel'ſchen Philoſophie dieſe zweite franzöſiſche Revolution: ihr praktiſcher Commentar, ihre geſchichtliche Parallele, ihr argumentum ad hominem.

Der Geiſt der Geſchichte iſt ein allgemeiner: und darum auch ihr Dienſt, auch ihre Arbeit. Alle Völker nehmen Theil an dem großen Drama der Freiheit, ihre Rollen greifen in einander, ihre Thaten ergänzen ſich.

Was das franzöſiſche Volk in den drei Julitagen, daſſelbe Werk der Befreiung hatte der deutſche Geiſt in der Hegel'ſchen Philoſophie vollbracht. Die Julirevolution ſtürzte die Reſtauration, dieſes Lieblingskind der Romantik, Hegel die Romantik ſelbſt; die Hegel'ſche Philoſophie nöthigte den Geiſt aus der romantiſchen Abſtraction in das bewegte, erfüllte Daſein der Geſchichte — und ebenſo durch die Julirevolution aus der romantiſchen Vertiefung der Litera-

tur und Kunſt wurden wir zur Praxis des Lebens, zur Politik zurückberufen. Hegel bringt die Idee zur Herrſchaft, als die einzig wahre Totalität — die Julirevolution die Totalität des Volkes, als den einzig wahren Staat. Das Reſultat der Hegel'ſchen Philoſophie iſt die Freiheit — das Reſultat der Julirevolution ſollte ſie wenigſtens ſein.

Denn auch darin ergänzen ſich die Arbeiten der Völker: die Freiheit der Julirevolution, als eine bloß empiriſche, bewußtlos errungene, konnte mit leichter Mühe um ſich ſelbſt betrogen werden; aus der Freiheit der Philoſophie, als einer bewußten, geiſtigen, mit unwiderſtehlicher Gewalt, erwächſt die Freiheit unſeres politiſchen Lebens. Darum wie im Jahre dreißig wir in die praktiſche Schule der Franzoſen gegangen, ſo jetzt ſehen wir ſie in unſre philoſophiſche gehen; wir bilden uns an ihrer Praxis, ſie ſich an unſerer Theorie; wir lernen von ihnen handeln, ſie von uns die Handlungen begreifen: — ein Völkermarkt, ein Tauſchhandel der Nationen, bei dem es nur eine Waare giebt und einen Werth! — die Freiheit!

Indem nun ſolchergeſtalt die Julirevolution und die Hegel'ſche Philoſophie ſich gegenſeitig ergänzten, ſo war es auch ganz natürlich, daß von beiden zuſammen jene Umwandlung der Literatur ausging, von der ich am Eingang dieſes Vortrages geſprochen und deren Reſultat nichts Geringeres ſein ſollte, als eine Umwandlung unſeres Lebens. Die Julirevolution und die Hegel'ſche Philoſophie ſind die beiden großen Factoren jener Literatur des Uebergangs, die ſich in den dreißiger Jahren bei uns entwickelt; ſie ſind die Aeltern, die geiſtigen Erzeuger jenes jugendlich verwegenen Geſchlechtes, welches die Brücke ſchlug von der Romantik zur neuen Zeit — oder wo es die Lücke nicht füllen konnte, da, wenn auch aus minder großherzigen Motiven, als einſt jenen Römer geleitet, weniger aus Aufopferung als aus Schwäche, ſtürzte es ſich ſelbſt hinein.

Es iſt die charakteriſtiſche Eigenſchaft der modernen Literaturen, ſich aus der Kritik zu entwickeln; der Geiſt hat ſeine paradieſiſche Unſchuld, die Naivetät verloren, er wird, was

er wird, erſt durch die Entzweiung der Reflexion.

Darum in der Geſchichte der modernen Literaturen einer jeden neuen literariſchen Epoche, einem neuen Anſatz der Dichtung ſehen wir ein Geſchlecht reflectirender Geiſter, eine Generation von Kritikern vorangehen, die der kommenden Production erſt die Wege zeigen, indem ſie die Unzulänglichkeit der bisherigen erweiſen. — So vor Goethe geht Leſſing, ſo vor den revolutionären Poeten der Sturm- und Drangepoche die revolutionäre Kritik Gerſtenbergs, der Frankfurter Anzeigen ꝛc. einher; ſo wird die productive Romantik eingeleitet durch die kritiſche die Tieck, Brentano, Arnim durch die Schlegel; ſo der Poeſie der Gegenwart geht die Kritik des jungen Deutſchland voraus.

Es iſt das Schickſal dieſer vermittelnden Generationen und nur dadurch gelingt es ihnen ſelbſt, Vermittler zu werden, daß ſie nur halb erſt in der neuen, halb noch in der alten Epoche ſtecken: zwieſpältige Weſen, ſchwankend zwiſchen zwei Zeitaltern — und daher ſehr gewöhnlich

aufgegeben und verläugnet von beiden. — Die Schlegel ſteckten noch halb in der klaſſiſchen Epoche Goethe's und Schillers, von der ſie ausgegangen — und das war ihre Stärke; das junge Deutſchland ſteckte noch halb in der Romantik — und das war ſeine Schwäche.

Die Abſicht des jungen Deutſchland war ohne Zweifel die beſte. Es hatte die Aufgabe der Zeit richtig begriffen, es war nicht umſonſt bei Hegel in die Schule gegangen, hatte nicht umſonſt das Ereigniß der Julitage belebt. Wie ſich in der Hegel'ſchen Philoſophie Idee und Wirklichkeit verſöhnt hatten, ſo ſuchten ſie das Leben mit der Literatur, die Literatur mit dem Leben zu vermitteln. Die Literatur verließ im jungen Deutſchland ihre romantiſche Selbſtgenügſamkeit; ſie hörte auf, Selbſtzweck zu ſein, ſie wollte den großen bewegenden Mächten des Lebens, der Geſchichte, der Politik, der praktiſchen Entwicklung des Völkerlebens ſich dienend anſchließen.

Und wie hierin die Conſequenzen der Philoſophie, ſo andrerſeits ſuchte es auch die Conſequenzen der Julirevolution zu ziehen und ihre Reſultate

(— wohlverſtanden immer: was damals ihre Reſultate zu ſein ſchienen —) nach Deutſchland zu übertragen. — Auch für die Angehörigen des jungen Deutſchlands iſt Freiheit das Loſungswort; auch ſie fühlen, daß die Zeit der bevorzugten Individualitäten vorüber iſt und daß nur der Totalität des Volkes die wahre Souveränetät gebührt; auch ſie ſind revolutionär.

Aber, Kinder einer romantiſchen Zeit, aufgewachſen unter ihrem Einfluß, angeſteckt von ihrem Siechthum, entbehren ſie der Kraft, die richtig verſtandene Aufgabe auch richtig durchzuführen. Es fehlt ihnen die Begeiſterung, der Glaube, die ſittliche Haltung; ſie ſind perſönlich kleiner als ihr Princip — darum wird das Princip in ihnen ſelbſt ein kleines und verwerfliches. Die Freiheit wird zur Willkür, die philoſophiſche Schule, die politiſche Partei zur literariſchen Coterie, zur journaliſtiſchen Clique. Es ſind die Louis Philippe's unſerer literariſchen Revolution: unter dem Titel des Bürgerkönigs, des Volksfreundes, iſt es nur die eigene Perſönlichkeit, das eigene vergängliche Ich, welchem ſie ſchmeicheln.

Und darum auch weder in der Philoſophie noch in der Politik haben ſie Farbe gehalten. Sowohl von der Philoſophie ſind ſie abgefallen wie von der Freiheit — oder vielmehr ſie ſind nicht abgefallen, da ſie beiden ja niemals in Wahrheit angehangen, immer nur mit beiden geſpielt: ſie haben das Spiel aufgegeben, da es anfing, perſönlich unbequem zu werden. Dieſelben Leute, die kurz zuvor noch mit dem Ruhm deutſcher Revolutionärs geprunkt — kaum daß die Regierungen ſie beim Worte nehmen, haben ſie nichts Eiligeres zu thun, als durch Eingaben und Memoires und ausführliche Proteſte ihre gänzliche politiſche Unverfänglichkeit zu beweiſen. Jener Ehrenname des jungen Deutſchland, nach dem ſie noch kurz zuvor ſo begierig geweſen — es genügt, daß er eingetragen wird in die Proſcriptionsliſten der Polizei: und ſchon will Niemand mehr ſich zum jungen Deutſchland bekennen, ſchon behauptet Jeder von ſich, er wenigſtens gehöre nicht dazu, oder wenn er jemals dazu gehört, wohlan, ſo ſei das eine alte verjährte Geſchichte und er ſei jetzt ein

völlig guter Mann geworden. Kaum hört die Freiheit auf, ein Privilegium zu ſein, kaum fängt das politiſche Intereſſe an überzugehen in die Maſſen, ſo finden ſie die Freiheit mit Einem Mal ſehr unäſthetiſch, ſo klagen ſie lebhaft über dieſen politiſchen Rigorismus der Zeit, der gar keine reine Kunſt, keine reine Schönheit mehr aufkommen laſſe, ſo thun ſie vornehm und heucheln Verachtung einer Volksgunſt, die ſie nur immer erſtrebt, niemals beſeſſen.

Das junge Deutſchland iſt der letzte Ausläufer der Genieperiode. Wie ehemals die Stürmer und Dränger, wie zu Ende des Jahrhunderts die romantiſche Genoſſenſchaft des Athenäums ꝛc., ſo traten auch ſie gewaltſam, lärmend ein in die Literatur, ſo begannen auch ſie damit, die Vergangenheit über Bord zu werfen und die Forderung einer neuen Literatur, einer neuen Dichtung aufzuſtellen. — Bei der außerordentlichen Erſchlaffung, in welche unſere Literatur im Verlauf der zwanziger Jahre gerathen war, bei der Zahmheit, der Phraſendrescherei, der hohlen Ableierung des altroman-

tiſchen Kunſtkatechismus, zu welcher die Kritik herabgeſunken, war auch in dieſer Turbulenz, mit welcher das junge Deutſchland auftrat, dieſer Rückſichtsloſigkeit ſeiner Kritik, dieſer Impietät, dieſem Terrorismus, mit dem es der ganzen früheren Literatur das Leben abſprach, dieſer ſtudentiſchen Keckheit, mit der es ſich ſelbſt als das wahre A und O in den Mittelpunkt der Bewegung ſtellte — es war, ſage ich, auch hierin ein Fortſchritt, es diente auch dies zu einem Heilmittel, einem Zugpflaſter gleichſam, welches der Schwäche der Zeit aufgelegt ward. — Aber über dieſe Anregung hinaus ſind ſie auch nicht gekommen; die Frucht, deren Süßigkeit man die herbe Knospe verzeiht, iſt ausgeblieben. Sie haben nur den Beweis geführt, daß eine Erneuerung der Literatur nöthig; ſie ſelbſt, als dieſelbe wirklich hereinbrach, waren ſie bereits alt und müde und wandten ihr mißmuthig den Rücken.

Das durchaus Unvereinbare, das nie zu Verſöhnende glaubte das junge Deutſchland in ſich vereinigen zu können: die Willkür des re-

mantiſchen Subjects und die Strenge der Philoſophie, Hegel und Heine.

Ich habe in meinem neulichen Vortrage die beiden Hauptelemente der Heine'ſchen Dichtweiſe, die beiden Punkte, von denen aus er ſeine Zeit beſonders beherrſchte, weil er ſie in ihnen ſo beſonders klar darſtellte, des Näheren charakteriſirt: die Genußſucht und den Weltſchmerz. Beide kehren in dem jungen Deutſchland wieder. Es war ſehr löblich von dieſen jungen Schriftſtellern, daß ſie den Staat verbeſſern und die Geſellſchaft reformiren wollten: allein ein ſehr unglücklicher Einfall war es, dieſe Reform unter den Einfluß der Heine'ſchen Emancipation des Fleiſches zu ſtellen. Wenn man dieſe vortrefflichen Redensarten von einer neuen Zeit und einer neuen Geſellſchaft anhört, wenn man hört, wie laut ſie die Freiheit fordern, und ſieht dann, wo ſie mit ihrer Verwirklichung beginnen, von wo aus ſie dieſe Reform der Geſellſchaft einleiten wollen: mit der Aufhebung der Ehe, mit Einführung der freien Liebe, mit dieſer ganzen kläglichen Wiederholung

der Schlegel-Heine'schen Liederlichkeit — dann allerdings begreift man, warum diese Bewegung so rasch verpuffte, man begreift dann, woher es gekommen, daß diese Männer der Freiheit seitdem so legitim geworden! Selbst die alle subjective Willkür hätte vernichten, alle Schlacken des Individuums ausbrennen müssen, die Strenge der Philosophie, der Ernst der Hegel'schen Methode wird für sie nur ein Mittel, ihrer persönlichen Eitelkeit zu schmeicheln, nur eine neue Art des Selbstgenusses. Dem jungen Deutschland gebührt das Verdienst, die Formen der Hegel'schen Philosophie zuerst verallgemeinert und sie in die sogenannte schöne Literatur eingeführt zu haben. Allein auch hier über diese Formen sind sie nicht hinausgekommen; auch diese Sprache der Philosophie dient ihnen nur zum Aufputz, sie ist nur eine Schminke, mit der sie sich Ansehen geben vor den Leuten: wie die Mode allgemein geworden ist, da legen sie dieselbe ab, mit den philosophischen Phrasen vergessen sie die Philosophie.

Ich habe vorhin den Heine'schen Weltschmerz

genannt; auch er kehrt im jungen Deutſchland wieder und zwar in einer eigenthümlichen Ausbildung, als Literaturſchmerz. Wie ſchlechte Philoſophen ſie auch waren, dies hatten ſie von Hegel doch behalten, daß es mit der romantiſchen Alleinherrſchaft der Literatur, der Kunſt vorüber, daß nicht mehr die Dichtung, ſondern das Leben das Höchſte ſei, daß über dem Dichter, dem Schriftſteller, der Menſch, der Bürger ſtehe.

Und nun fühlten ſie ſelbſt ſich doch ſo ſehr als bloße Literaten, ſie fühlten ſich ſelbſt ſo ſehr arm an dem Muth, der Begeiſterung, der ſittlichen Ausdauer, welche dazu gehört, das Leben zu bewältigen und groß zu werden nicht bloß durch Bücher, ſondern auch durch Thaten! Dieſer Widerſpruch, mit ihrer ganzen Thätigkeit, ihrem ganzen Vermögen in eine Sphäre gebannt zu ſein, von der doch ihre eigene beſſere Anſicht ihnen ſagen mußte, daß ſie keine abſolute mehr ſei, dieſe Unmöglichkeit, dieſelben Erfolge zu erringen, welche ehemals von Schriftſtellern errungen wurden, dieſelben Kränze zu erwerben, mit denen das Publikum ehemals ſeine Dichter krönte,

dieſes Gefühl der Niederlage noch vor dem Kampf, dieſe eigene Verzweiflung an der eigenen Kraft — das und nichts Anderes iſt die eigentliche Quelle, der wahre Urſprung dieſer Verſtimmungen, an denen das junge Deutſchland krankt, das der Grund dieſer krankhaften Thätigkeit, mit der es ſich in alle Fächer der Literatur wirft, Alles verſucht, überall anklopft, überall nachſucht, ob nicht irgendwo noch ein vergeſſener Lorber zu holen, das die Grundlage jener literariſchen Coterien, jener Lobverbrüderungen, zu denen es Anfangs zuſammentrat, das aber auch ebenſo die Urſache jenes kleinlichen Neides, jener unwürdigen Feindſchaften, jener Anklagen und Beſchuldigungen, mit denen es bald darauf wechſelsweiſe, Einer den Andern, befehdete, das endlich der Grund dieſer bedauernswerthen Herablaſſung, mit der die thätigſten Mitglieder dieſer Richtung ſogar nicht verſchmähen, die Erfolge einer Frau Birch-Pfeiffer zu theilen: es ſind doch immer Erfolge, es iſt doch immer ein Beifall — und der Erfolg, man ſagt es uns ja, iſt das Gottesgericht!

Und dann rührt der Literaturschmerz auch guten Theils daher, daß man selbst sehr wohl fühlte, wie schwer es der Kritik fällt, produktiv zu werden. Anfangs hatte man sich um den Ruf der Produktivität wenig Sorge gemacht; man erklärte schlechthin die Kritik für das Höchste. Wer so geistreiche Recensionen, so witzige Kritiken schreiben konnte, was brauchte der noch zu sorgen um Gedichte und Romane und Dramen? Man fühlte sich als Oberzinsherr der Literatur, man war stolz darauf, der allgemeine Wardein zu sein, der das Metall abwog und seinen Stempel auf die Münzen setzte. Als man indessen gewahr werden mußte, daß die Kritik beim Publikum nicht ganz den Effekt machte, nicht ganz die Sensation hervorbrachte, die man sich davon versprochen, da man sah, daß daraus, daß man ohne Aufhören von einer neuen Literatur sprach, noch keineswegs eine neue Literatur wurde — nun gut, so entschloß man sich kurz und wurde selbst produktiv.

Das junge Deutschland ist darin nicht glücklich gewesen; es kann in der produktiven Lite-

ratur, in der Poeſie, der Kunſt, keine größere Stelle in Anſpruch nehmen, als ſeine Vorgänger, die Kritiker der ältern Romantik, die Schlegel, ja nicht einmal dieſe, weil ihm, wie die ausgebreiteten hiſtoriſchen Kenntniſſe, ſo auch die Formvollendung und der feine Geſchmack der Schlegel fehlt.

Auf dieſe Produkte im Einzelnen mich einzulaſſen, verzichte ich, wie es auch nicht in meinem Plane liegt, dieſe allgemeine hiſtoriſche Darſtellung des jungen Deutſchland durch eine perſönliche Charakteriſtik ſeiner einzelnen Angehörigen zu vervollſtändigen. Wie jede Entwicklung im Gebiet des geiſtigen Lebens, ſo wird auch das junge Deutſchland viel mehr durch die Ideen als durch die Perſonen vertreten; es genügt füglich, jene zu kritiſiren, und kann man ſehr wohl dieſe aus dem Spiele laſſen. Auch, wie geſagt, möchte es heutzutage einigermaßen ſchwer halten, die Perſonen aufzufinden, die ſich ſelbſt noch zum jungen Deutſchland bekennen möchten; es iſt eine Abſtraction, eine bloße begriffliche Beſtimmung geworden und will daher auch als ſolche behandelt ſein.

Was speciell die poetischen Leistungen dieser Schriftsteller angeht, so begnüge ich mich, darauf hinzuweisen, wie auch hier ihr gewöhnliches Schicksal, das Schicksal ihrer halben, zwiespältigen Stellung, sie ereilt: nämlich etwas ganz Anderes zu leisten, als sie selbst beabsichtigt, und ihre Worte Lügen zu strafen durch ihre Thaten. Sie hatten eine neue sociale Poesie verkündigt — und siehe da, was sie zu Markte brachten, war die alte Tieck'sche Salonpoesie, übertragen aus den Salons der alten in die Kaffehäuser, die Estaminets, die Klubbs der neuen Romantik, nur ohne Tieck's Geist, und noch mehr ohne Tieck's künstlerisches Talent; sie wollten ein neues sociales Drama gründen — und siehe da, das Beifallklatschen der Gallerie belehrt uns, daß sie glücklich wieder angelangt sind bei Iffland, Kotzebue und der schon genannten berühmten Verfasserin des Hinko!

Aber haben wir nur wirklich Grund, sie deshalb anzuklagen? Dieser Mangel an produktivem Talent, diese Unzulänglichkeit der zeugenden Kraft, dieses vergebliche Bemühen, über die

Kritik, die Reflexion, hinauszukommen — ſtatt ihnen zum Vorwurf zu werden, ſtatt uns mit Mißmuth gegen ihre perſönlichen Leiſtungen zu erfüllen, ſoll es uns nicht vielmehr zum Beweiſe dienen, wie ſehr bei aller vermeintlichen Willkür, doch auch das junge Deutſchland unter dem Zwange der Geſchichte ſtand? Soll es uns nicht vielmehr Achtung abnöthigen vor ſeiner geſchichtlichen Bedeutung und vor der Energie, der Klarheit, mit welchen der allgemeine Zuſtand der Zeit in dieſen Einzelnen zur Erſcheinung kommt? Wie hier in der Entwicklung des jungen Deutſchland, ſo ſollte ja überhaupt jetzt die Poeſie zurücktreten für einige Zeit in dem Leben unſeres Volkes, ſo ſollte ja überhaupt die Kritik, die Reflexion die Oberhand gewinnen für einige Zeit; wie die Schriftſteller des jungen Deutſchland, ſo ſollte die Zeit ſelbſt jetzt die romantiſche Unmittelbarkeit verlieren und durch die Negation der Kritik, durch die Kaltwaſſerkur der Reflexion hindurchgehen zur ſtolzen, fröhlichen Geſundheit der That. Nicht iſt Alles Einem gegeben; wir haben kein

Recht, von den Individuen als ſolchen eine Entwicklungsfähigkeit zu verlangen, welche in letzter Inſtanz nur der Geſammtheit ſelbſt zukommt. Der Literarhiſtoriker hat ſich befriedigt zu erklären und ſeine Achtung auszuſprechen, wo es einer literariſchen Richtung, einem ſchriftſtelleriſchen Talent auch nur gelingt, auch nur einen einzelnen Standpunkt der Zeit, nur ein einzelnes Moment der Entwicklung energiſch zu fixiren: und er ſpricht ſeine Achtung aus, indem er dieſen Zuſammenhang aufdeckt und nachweiſt.

Das junge Deutſchland in ſeinen großen Entwürfen, ſeinem kleinen Vollbringen, ſeinem raſchen Aufflackern, raſcheren Zuſammenſinken, iſt die nothwendige literariſche Parallele zu unſern politiſchen Bewegungen aus dem Anfange der dreißiger Jahre: abſtract, voreilig, der nationalen Grundlage entbehrend, wie ſie. Nicht die Siebenpfeiffer'ſche Republik kam zu Stande und die Literatur des jungen Deutſchland auch nicht; nicht der abſtracte, franzöſirende Liberalismus aus den Jahren zwei und dreiunddreißig hat

das Vaterland, noch das frivole, heimſtrebende Freiheitgelüſte des jungen Deutſchland hat die Literatur wiederhergeſtellt; weder das Hambacher Feſt war eine politiſche, noch die Wally eine künſtleriſche That.

Vorläufer jedoch ſind ſie beide geweſen, mitgewirkt für die Entwicklung unſerer Freiheit haben beide: und darum auch das Anerkenntniß dieſer ihrer hiſtoriſchen Bedeutung, ihre geſchichtliche Ehre ſoll beiden nicht entſtehen.

Aber darum auch nicht derjenige thut dem jungen Deutſchland Unrecht, der es in dieſer ſeiner bloß vorbereitenden Bedeutung, in dieſem Fluch ſeiner zwitterhaften Natur, als einer bloßen Uebergangsepoche, begreift und darſtellt: ſich ſelbſt hat es Unrecht gethan, daß es ſich nicht gleichfalls darin begriff, daß es mehr zu ſein behauptete, als es wirklich war, daß es mehr zu ſein verſprach, mehr von ſich ſelbſt forderte, ſich ſelbſt Größeres abnöthigen wollte. Woher es denn auch kommt, daß von den einzelnen Vertretern dieſer Richtung gerade die beſcheidenſten, zurückhaltendſten, diejenigen, die das Gebiet der blo-

sen Kritik am Wenigsten verließen, bei Weitem den wohlgefälligsten Eindruck machen und die meiste Achtung abnöthigen; die Herren Kühne und Wienbarg in ihrem unwilligen Verstummen stehen bei Weitem achtbarer, weit bedeutender da, haben viel mehr Anspruch auf literarische Würdigung als die Herren Gutzkow und Laube in ihr erfolglosen Vielgeschäftigkeit und dem faulen, künstlichen Lärm, den sie selbst um sich verbreiten.

Dasselbe Schauspiel nun, wie wir es hier so eben am jungen Deutschland nachgewiesen, bietet auch die übrige Literatur der dreißiger Jahre. Auch in ihr ein wesentliches Vorwalten der Kritik, auch in ihr der Widerspruch zwischen neuem Most und alten Schläuchen, auch in ihr, statt der frischen Farbe der Gesundheit, schwindsüchtige Röthe auf kranken, blassen Wangen! Wie das literarische Talent des jungen Deutschland sich am Glücklichsten, am Erfolgreichsten entfaltete in seiner journalistischen Thätigkeit, wie sie sämmtlich weit bessere (wenn auch noch keine guten, noch nicht die richtigen, weil ihrer

Presse die Partei, ihrer Polemik die Gesinnung, [illegible]hlte). . . wie die Jungdeutschen, sage ich, durchschnittlich weit bessere Journalisten waren als Poeten; so auch in der übrigen Literatur überwucherte der Journalismus die eigentliche künstlerische Thätigkeit, so auch hier war es fast der Journalismus allein, der das Publikum mit der Literatur vermittelte und ihr das Interesse, die Aufmerksamkeit, die Neugier der Menge erhielt. —

Vergebens gegen diese strenge Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung suchte die Romantik sich zu retten; vergebens, den Thatsachen gegenüber, schloß sie gleichsam absichtlich die Augen und suchte zu ignoriren, was sie schon nicht mehr hindern konnte. Sie hatte den Glauben an sich selbst verloren, sie fühlte, daß ihre Zeit vorüber war. Selbst so reiche, glückliche Talente, wie Eichendorff, dieser (wie man ihn passend genannt hat) letzte Ritter der Romantik, selbst so tiefe, edle, energische Geister, wie Chamisso, vermochten sich diesem schmerzlichen Bewußtsein nicht zu entziehen; auch über sie liegen die Schauer des nahen Todes gebrei-

tet, auch ſie (um den Gervinus'ſchen Ausdruck zu wiederholen) in tauſenderlei Weiſen variiren nur die eine, traurige Melodie von der ſchweren Noth der Zeit, auch ihre Lyrik, wie wohllautend, wie edel gehalten, iſt nur die letzte, die Todtenklage der ſcheidenden Romantik. — Es gehörte eben die Naivetät eines Kindes, die Unmittelbarkeit einer weiblichen Natur dazu, um die Strahlen dieſer verlöſchenden Sonne noch einmal, unbekümmert um ihren nahen Untergang, in ihrer vollen Herrlichkeit abzuſpiegeln; es mußte ein Kind, ein Weib ſein, ein Weſen, deſſen Beſtimmung das Vergeſſen der rauhen Wirklichkeit iſt, in dem die Romantik, dicht vor ihrem Rückzug aus der Literatur, noch einmal eine letzte, herrlichſte Blüthe trieb. Die Briefe eines Kindes, dieſes letzte, glänzende Auflodern der alten Romantik, ſind das praſſelnde, knatternde Feuerwerk, mit welchem die Romantik ihr üppiges Feſt beſchließt. Aber ſie ſind auch zugleich der Scheiterhaufen, in welchem ſie ſich ſelbſt verzehrt, die Feuerſäule, die emporſchlägt über ihrer Leiche.

Und um das zu vollbringen, dazu, wie gesagt, gehörte die Unbekümmertheit eines kindlichen, einer weiblichen Natur; männliche Talente, auch wo sie dieselbe Naivetät anstrebten, vermochten sich dennoch nicht in dieser Reinheit zu erhalten, sie konnten die Zeit nicht so ganz vergessen, sie konnten nicht mehr so ursprünglich, so gesund, so natürlich sein, auch da, wo sie es wollten.

Das zeigt nicht nur, den ich vorhin erwähnte, der melancholische Schatten, der ausgebreitet liegt über Eichendorff und Chamisso: das zeigt sich auch in dem seltsamen Widerspruch, zu welchem die Fülle und Kraft einer ursprünglichen, frischen Natur, der Reichthum, die Farbenpracht einer gesunden poetischen Sinnlichkeit, sich vereinigt mit der Bläße des jungdeutschen Literaturschmerzes in Freiligrath.

Von den zahllosen Dichtern, welche auch in den dreißiger Jahren noch auftauchten, war Freiligrath der erste und lange Zeit der einzige, dem es gelang, eine gewisse Sensation zu erregen und, ohne Journalist, ohne Literat, ohne

mehr als bloß Dichter, bloß Lyriker zu ſein, dennoch die lebhafte Theilnahme des Publikums zu erwerben.

Ein Blick auf die Natur ſeines Talentes, ſowie auf die Beſchaffenheit ſeiner früheſten Gedichte erklärt dieſe Erſcheinung hinlänglich. Freiligraths Talent iſt ein weſentlich deſcriptives, ſeine Kraft iſt die Kraft ſeiner ſinnlichen Anſchauung, die Lebhaftigkeit ſeines Colorits, die Gewalt ſeiner Schilderungen; was der übrigen Lyrik, der Lyrik der Romantiker, längſt abhanden gekommen war: Farbe, Lebhaftigkeit, Neuheit des Stoffes, überhaupt nur ſtoffliche Grundlage, das fand ſich in den Freiligrath'ſchen Gedichten aufs Glücklichſte vereinigt. Ja es ſchadete auch hier wiederum gar nichts, wenn auch hierin für den Augenblick des Guten auch einmal zuviel geſchah, die Farbe, ſtatt ſie künſtlich zu verarbeiten, auch einmal etwas zu dick aufgetragen, der Farbentopf etwas haſtig umgeſtoßen ward. Die Lyrik der Romantiker war zuletzt ſo abſtract, ſo ganz innerlich geworden, daß man gar nicht unzufrieden war, in Freiligrath auch einmal etwas

zu viel Aeußerlichkeit zu finden; man war der deutſchen Waldeinſamkeit, der engen, gothiſchen Zellen ſo überdrüſſig, daß man mit Vergnügen dem Rauſchen dieſer Palmen zuhörte, mit Vergnügen dieſen Staub der weiten, freien Wüſte aufwirbeln ſah; man war der heimiſchen Nüchternheit ſo überdrüſſig, daß man ſich wohl fühlte in der abenteuerlichen Welt der Fremde, bloß weil ſie abenteuerlich, weil ſie Fremde war. — Die Freiligrath'ſchen Gedichte dieſer ſeiner erſten und urſprünglichſten Epoche bilden den letzten Ausläufer jener deutſch-morgenländiſchen Kunſt, von der ich Ihnen in einem meiner früheren Vorträge geſprochen. Nachdem man ſo lange unter der ſchwülen Sonne des indiſchen Himmels geweilt, ging man jetzt auch unter den flammenden, brennenden Himmel Arabiens; nachdem man ſo lange nur Derwiſche und Mönche, anbetende Fakirs geſehen, wurde man jetzt auch den kriegeriſchen Sohn der Wüſte, den Emir auf ſchnaubendem Streitroß, mit klirrendem Köcher, wehendem Helmbuſch, gewahr; nachdem man ſo lange immer nur die friedliche,

innerliche Seite des morgenländiſchen Lebens gewahrt, ging jetzt vor den überraſchten Blicken auch ſeine Energie, ſeine Wildheit, ſeine koloſſale Phantaſtik auf. — Und damit natürlich war denn der frühere Zauberbann gelöſt.

Aber wie ſeltſam nun: eben dieſes friſche, ſaftige Talent krankt am Weltſchmerz! dieſer Poet, der der Poeſie die langentwöhnten Herzen des Publikums zurückgewinnt, lebt in Zwieſpalt mit ſeiner eigenen Muſe! dieſer Künſtler, dieſer Maler, dem ſo brennende Farben zu Gebote ſtehen, deſſen raſcher, kecker Pinſel ihm den Beifall der Menge, die Bewunderung aller Kenner erwirbt, ruft nicht ein entzücktes, ſiegesſtolzes: anch'io sono pittore: nein, umgekehrt, er beklagt ſich, daß er ein Maler iſt! er zürnt mit der Natur, die ihm dieſes köſtliche Talent verliehen! er nennt die Poeſie einen Fluch, er ſchilt den keuſchen Weihekuß der Muſe, der ſeine Stirn verklärt, einen Kainsſtempel, ein Brandmal der Lieder! — Wer möchte nicht auch hierin wieder die allgemeine Krankheit der Zeit erkennen, wer möchte ſich nicht auch hieraus über-

zeugen, wie weit im Grunde das Jungdeutſchthum ging, wie tief es begründet war in der Zeit, da ſelbſt ein Dichter, wie Freiligrath, ſich ihm nicht entziehen konnte? — Nicht die Gunſt der Muſe war es, was ihm zum Brandmal ward, nicht die Poeſie war der Fluch, der ihn quälte: dies, daß er ſich ſo krank fühlte, daß er den Segen aufnahm als Fluch, daß er in dem heiligen, rettenden Schleier der Kunſt nicht die Rettung, vielmehr er ſah in ihr das Neſſushemde, das ihn vergiftete, dies eben war ſeine Krankheit, dies ſein Fluch: der Fluch der Zeit, die ſich unglücklich fühlte, weil ſie nicht den Muth, die Kraft beſaß, glücklich zu werden!

Freiligrath iſt es noch vergönnt geweſen, dieſen Irrthum einzuſehen und ihn zu überwinden an ſich ſelbſt; es iſt ihm vergönnt geweſen, durch eine vielleicht etwas gewaltſame, vielleicht etwas übereilte, aber doch eine rettende, eine heilende Kur dieſe jungdeutſche Hypochondrie aus ſich zu entfernen und ſich geſund und froh zu baden in der bewegten Strömung der Geſchichte.

Nicht Allen aus dieser Zeit ward es so gut, nicht einmal allen Poeten, nicht denen einmal, welche schon vor Freiligrath diesen Uebergang in das öffentliche Leben, diese Anknüpfung der Poesie an die Wirksamkeit der Geschichte versuchten. Jene Gruppe bedeutender, talentvoller Dichter, die im Lauf der dreißiger Jahre aus Oesterreich auftauchten und auf deren Erwähnung ich mich zum Schluß dieses Vortrages beschränke, weil es ihnen allein gelang, den poetischen Lorbeer Freiligraths zu theilen und eine ähnliche Theilnahme des Publikums zu erzielen, wie er — auch diese Gruppe von Poeten, in denen die politische Lyrik der vierziger Jahre sich zuerst verkündigte, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Karl Beck, sind aus der trüben Region des Weltschmerzes, den unklaren Nebeln der jungdeutschen Verstimmung nicht allein hervorgegangen, sondern zumeist auch stecken geblieben in ihnen. Nur Einem von ihnen (bis jetzt wenigstens) gelang es, nur Einer nach titanischen Kämpfen erhob sein Haupt in den heitern Aether des aufgeklärten, in sich selbst befriedig-

ten geſchichtlichen Bewußtſeins, Lenau — und ihn ſchlug der Neid der Götter mit Wahnſinn! Die Zeit wollte eben ihr Opfer haben, es ſollte Niemand geſtattet ſein, reiner, klarer, glücklicher zu leben, als ſie es erlaubte, es ſollte Niemand vergönnt ſein, aus vollem Herzen der Schönheit zu dienen, ehe nicht auch der Dienſt der Freiheit erſt ein allgemeiner geworden; Niemand ſollte poetiſch geſund ſein, ehe die Zeit nicht politiſch geneſen.

Und alſo wieder war es zuerſt die Zeit, die ſich erneuen, es war die Geſchichte, die in Fluß gerathen, es war die Nation, das Volk ſelbſt, das ſich erheben, das lebendiger, freier, thätiger werden mußte, ehe die langverheißene Erneuerung der Literatur wirklich eintreten konnte.

Hiezu, wenn nicht alle Zeichen trügen, hat das Jahr achtzehnhundertvierzig den Anfang gemacht.

Achte Vorlesung.

Die neueste Zeit.

Das Jahr achtzehnhundertundvierzig, sein Charakter und seine Wirkung. Hoffnungen und Aussichten; Unterschied von der Epoche der Julirevolution. — Demokratischer Charakter der neuesten Literatur: die Hallischen oder Deutschen Jahrbücher; Arnold Ruge. Die Generation der Jahrbücher und das junge Deutschland; Anfang einer neuen Epoche. — Die politische Lyrik. — Künftige Entwicklung derselben zu einer volksthümlich historischen Dichtung: Immermanns Oberhof; Dorfgeschichten von Auerbach. — Die neuesten dramatischen Versuche. — Schluß.

Erst einer künftigen Generation, welche, auf der Höhe ihrer Zeit stehend, herabschaut auf die unsere und, rückwärts gewandt, in Gedanken

noch einmal den Weg durchmißt, den die Entwicklung bis zu dem gegenwärtigen Punkte zurückgelegt — einer Generation, welche die Ziele, nach denen wir jetzt noch ringen in mühſamen Verſuchen, fruchtloſen Anſtrengungen, die uns vorſchweben, beängſtigend, neckend, in Bildern und Träumen, dereinſt wirklich erreicht haben und der alsdann aus dieſem geſättigten, in ſich verſöhnten Bewußtſein auch jene volle, ſchöne Ruhe des Urtheils, jene wahrhafte hiſtoriſche Unparteilichkeit erwachſen wird, deren wir, in der leidenſchaftlichen Erregung des Augenblickes, noch entbehren und ſogar auch entbehren müſſen — erſt den Geſchichtſchreibern einer ſolchen künftigen Generation wird es erlaubt und möglich ſein, das Jahr achtzehnhundertundvierzig nach ſeiner wahren Bedeutung zu würdigen und den Platz zu bezeichnen, der ihm in der Entwicklung des deutſchen Volkes und weiterhin alſo der Menſchheit gebührt; ſie erſt werden zu entſcheiden haben, ob die Freiheit auch jetzt nur gewetterleuchtet hat — oder ob dieſer purpurfarbige Streif, der vor unſern Augen den Horizont verklärt,

wirklich endlich das Morgenroth eines neuen Tages, der Anbruch einer längſt verheißenen, längſt gehofften — und darum bald nicht mehr geglaubten glücklichern Epoche geweſen iſt. — Nicht über die Fürſten bloß, auch über die Völker hält die Zeit ihr Todtengericht. Auch über uns wird ſie es halten! Auch wir, die Größten wie die Kleinſten, Berühmte wie Unberühmte, ſind ihrem Urtheil verfallen! Sie wird entſcheiden, ob der große Schwabe Deutſchland wirklich klug geworden mit dieſem vielgerühmten Jahre vierzig; ſie wird die Probe machen, ob die Hoffnungen, die Entſchließungen, die wir von dieſem Jahre her datiren, wirklich ächt geweſen. Und nur diejenigen ſind ächt, die ſich in Thaten beſtätigen: wie nur diejenigen Völker die Freiheit verdienen, welche ſie ſich ſelbſt zu erringen wiſſen.

Immerhin indeſſen ſchon jetzt und auch wir ſelber, ohne die Bedeutung dieſes Zeitabſchnittes zu überſchätzen, dürfen uns eingeſtehen, daß es, ob nun zum Guten oder zum Böſen, zum Fortſchritt oder zum Rückſchritt (und Rückſchritt iſt

im Leben der Völker ſchon überall da, wo nur der Fortſchritt nicht auch als ſolcher gewollt wird und gewußt) ....

Auch wir, ſage ich, unter allen Umſtänden, dürfen ſchon jetzt vor uns ſelber eingeſtehen, daß das Jahr vierzig allerdings ein kritiſches geweſen und daß jene ſeltſame Spannung der Gemüther, jene eigenthümliche Aufregung der Geiſter, jene geheimnißvollen Prophezeiungen, Erwartungen und Ahnungen, mit denen daſſelbe überall in Deutſchland, hauptſächlich aber bei uns in Norddeutſchland, empfangen ward, nicht ganz, nicht völlig gelogen haben.

Zwar wer die Bedeutung einer Zeit nur nach einzelnen großartigen Ereigniſſen abmeſſen wollte, wer kein anderes Kennzeichen geſchichtlicher Wichtigkeit hätte, es ſeien denn Schlachten und Kriege, gegründete und zerſtörte Reiche, ſiegreiche und überwundene Völker, der freilich würde zu dieſem Ernſt, mit welchem wir hier des Jahres vierzig gedenken, nicht anders als die Achſeln zucken können.

Denn in der That zeigt es nichts von dieſem

Allen; es ist, verglichen mit jenen anderen Wendepunkten unserer Geschichte, welche wir früher erwähnten, der Revolutionsepoche, der Zeit der Befreiungskriege, ja selbst nur mit dem Jahre dreißig, ein höchst unscheinbares, ja trotz des Schalttages nur ein ganz „gemeines" Jahr.

Allein wenn im Leben der Natur die Anmuth des Frühlings, der Reichthum des Herbstes unsere Sinne entzückt, wenn wir bewundernd dastehen vor der Majestät des Gewitters oder vor der friedlichen Pracht des Regenbogens — wer dennoch, im Anblick dieser theils gewaltigen, theils lieblichen Scenen, wäre ungerecht genug, das Wohlthätige, das Unentbehrliche des heißen, stillen Sommertages zu verkennen: des Sommertages, wo keine Nachtigallen mehr jubeln, keine Blüthen mehr ihren Duft verstreuen, wohl aber, in unscheinbarer Stille, unter dem sengenden Strahl der Sonne, farb- und schmucklos, sich die Knospe zur Frucht entfaltet?!

Ein solches unscheinbares und doch unentbehrliches, doch unermeßliches Verdienst möchten wir auch für das Jahr vierzig in Anspruch nehmen; es

iſt der gleichmäßige, einförmige Sommertag, der die prächtige, aber nur allzufrüh verwelkte Blüthe des Jahres dreißig reifen wird — überall da, wo ihr Keim noch friſch, ihr Same geſund geblieben iſt!

Oder mit deutlichern Worten: die Bewegung, die in den dreißiger Jahren nur noch eine ſehr vereinzelte, ſehr theilweiſe war, eine Knospe gleichſam, die nur hie und da erſt aus blätterloſem Zweige hervorbrach, iſt ſeit dem Jahre vierzig eine allgemeine geworden; die Freiheit — oder damit wir in keinem Worte übertreiben: das Freiheitsbedürfniß, das Bedürfniß eines erweiterten, ſelbſtthätigen Volkslebens, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer allgemeinen, durchgreifenden Reform unſerer öffentlichen Zuſtände, die bis zum Jahre vierzig erſt nur in wenig einzelnen Köpfen loderte und hier nicht ſelten wunderlich thörichte Träume erzeugte, iſt ſeitdem, als ein allgemeines, volksthümliches Bewußtſein, mit ſommerlich nährender Wärme, übergegangen in die Maſſen.

Freilich wohl hat unſer Leben (und mit ihm

die Literatur) in Folge dieſes Umſchwunges an äußerlicher Beweglichkeit eingebüßt, wie ja auch der Sommer dem Mai nachſteht an Lieblichkeit und Reiz; es hat verloren an einzelnen glänzenden Erſcheinungen, die ganze Entwicklung iſt einförmiger, gleichmäßiger, faſt trivial geworden.

Allein weder in der Natur noch in der Geſchichte kommt es auf die Blüthen an, wie prächtig ihr Ausſehn: ſondern allein auf die Früchte.

Und darum auch dieſe pikante, dieſe geiſtreich blendende Färbung der dreißiger Jahre, wer in Ernſt möchte ſie beklagen, wenn wir dafür nur der Frucht alles politiſchen Lebens, der Selbſtſtändigkeit und Freiheit des volksthümlichen Daſeins, uns genähert, wenn wir nur gewonnen haben an Umfang, an Tiefe, an innerer Reife der Bewegung?! — Es iſt wahr, wir entwerfen keine Luftſchlöſſer mehr von deutſchen Republiken (womit ich natürlicher Weiſe nicht geſagt haben will, als ob die Republik überhaupt ein Luftſchloß wäre oder als ob nicht auch für Deutſchland dereinſt eine Zeit kommen werde,

wo dieſe einzig vernünftige Form des Staates auch für uns die einzig wirkliche ſein wird: nur daß die deutſche Republik ſich über Nacht improviſiren läßt oder daß wir davon Republikaner werden, daß wir, wie in der Sturm- und Drangepoche der dreißiger Jahre, ſchwarzrothgoldene Mützen aufſetzen und Aemter und Würden der künftigen Republik durch freundſchaftliche Uebereinkunft zum Voraus unter uns vertheilen, das allerdings bezweifle ich): aber ſehr lebhaft beſchäftigen wir uns mit dem Ausbau unſeres vorhandenen Staatslebens und ſeiner allmäligen Verbeſſerung. Wir feiern keine Hambacher Feſte mehr, wir exaltiren uns nicht mehr am Beiſpiel der Fremden, wir wollen die Freiheit nicht mehr fix und fertig entwerfen, fabrikmäßig, durch die Chablone der Franzoſen: wohl aber in öffentlichen, geſetzmäßigen Verſammlungen, in Vereinen und Körperſchaften treten wir zuſammen, das Wohl des Staates und unſer eigenes in freiem Austauſch der Meinungen zu erwägen und für das erkannte Uebel das Heilmittel aufzufinden; wir ſuchen Heil bei uns ſelbſt und

wollen keine andere Freiheit, als aus der Entwicklung unſerer Kraft. Wir haben endlich keine Demagogen mehr, ſeitdem die Nation ſelbſt anfängt demokratiſcher zu fühlen; wir haben kein Jungdeutſchland mehr — aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, in dem gemeinſamen Trieb, der das ganze Volk ergriffen hat, Deutſchland ſelbſt wird jung!

Dies alſo der Unterſchied beider Epochen, dies die Bedeutung unſerer gegenwärtigen Zeit. — Es ſoll überhaupt keine Privilegien mehr geben: und darum auch die Freiheit ſoll aufhören, nur als ſolches zu gelten. Alle Willkür ſoll abgeſchafft werden: und darum auch die Willkür des genialen Subjects, die Vornehmheit des Beſſerwiſſens, der Uebermuth des abſtracten literariſchen Talentes, dieſer eigentlichſte Nachlaß unſerer romantiſchen Epoche, ſoll ſein Ende finden. Ja wohl iſt es eine nivellirende Zeit, in der wir leben: und nicht bloß die Unterſchiede der Geſellſchaft, den Zwieſpalt der Stände, auch die geiſtigen Unterſchiede, auch die Kluft der Bildung will ſie ausfüllen und niederreißen: nur

daß dieſer neue Boden, der uns Alle gleichmäßig vereinigen ſoll, der ewig ſichere, ewig gemeinſame Boden der Freiheit, nur daß es nicht, wie bei den Propheten des Jungdeutſchthums, der Koth iſt, in welchem wir uns zuſammenfinden: vielmehr es iſt die Wahrheit, die Sittlichkeit, das Recht, das gleiche Beieinander-Wohnen gleich berechtigter, gleich freier Bürger!

Das Talent iſt excluſiv, die Geſinnung iſt ein Allgemeines; Talent iſt edelmänniſch, Geſinnung iſt bürgerlich. Die dreißiger Jahre hatten nur das Talent der Freiheit gehabt, unſere gegenwärtige Zeit hat die Geſinnung, den Charakter der Freiheit — oder wo ſie ihn noch nicht hat, ſo weiß und fühlt ſie doch bereits, daß ſie ihn haben ſollte und daß alle anderen Güter werthlos ſind, ja daß ſie überhaupt keine Güter erwarten und beſitzen kann, ſo lange ſie dies eine, dies höchſte Kleinod freier, männlicher Geſinnung entbehrt.

Behüte der Himmel, daß ich damit behaupten wollte, als ob es unſerer Zeit überhaupt an hervorragenden Perſönlichkeiten, an ausge-

zeichneten Talenten, künſtleriſchen wie praktiſchen, mangelte oder, wo etwa das in Frage geſtellt bleiben möchte, als ob es ihr daran mangeln ſollte, mangeln müßte! Aber was ich bereits am Schluß meines vorletzten Vortrages, bei Erwähnung der ſchwäbiſchen Dichterſchule, andeutete: die Perſönlichkeit, auch die ausgezeichnetſte, die glänzendſte, ſoll ruhen auf dem Grunde des Volkslebens, ſeine Spitze, ſein Gipfel, wie der Berg ruht auf der Ebene, wie die Ebene ſelbſt emporſteigt im Berg! aber das Talent ſoll ruhen auf der Geſinnung, es ſoll nicht ſein wollen ohne ſie: die künſtleriſch veredelte, die zur Schönheit verklärte Geſinnung! — Es liegt weniger daran, daß ein Volk, eine Zeit ſich ſchmückt mit einer Maſſe vorzüglicher und glänzender Talente, als daß diejenigen, welche nun einmal da ſind, gleichviel ob groß oder klein, in genaueſtem Einverſtändniß, in lebendigſtem Zuſammenhange ſtehen mit der Geſammtheit ihrer Nation, wie ihrer Zeit und in dieſem Zuſammenhange ſowohl von ſich ſelbſt, wie von Anderen lebendig begriffen werden. — Heine, in dem ſo

eben erſchienenen Atta Troll, hat die bloße Geſinnung ohne künſtleriſches Talent, wo ſie dennoch in die Kunſt hineinpfuſchen will, ſehr witzig mit dem Ungeſchick eines Tanzbären verglichen, welcher tanzen will und nicht kann:

Sehr ſchlecht tanzend, doch Geſinnung
Tragend in der zott'gen Hochbruſt . . .

Dieſer Vergleich, wie das ganze Gedicht, iſt außerordentlich witzig; im Uebrigen jedoch bedurfte es ohne Zweifel gerade eines Geiſtes wie des Heine'ſchen, um, wie es in dieſem Gedichte geſchieht, von der ganzen Bewegung unſerer Gegenwart, dieſem ganzen Ringen und Streben der Nation, einzig dieſe Seite des bärenhaften Ungeſchicks gewahr zu werden. Inzwiſchen wenn es wahr iſt und wenn Geſinnung ohne Talent ein bloßer Bär — nun gut: da iſt Talent ohne Geſinnung ja wohl ein Affe? ein ſehr poſſirlicher, Capriolen ſchneidender Affe, der uns mitunter recht ſehr beluſtigt, im Uebrigen aber doch nur immer ein Affe bleibt: und wenn er auch aufs Theater geht und rettet Kinder und ſpielt den Edelmüthigen und ahmt die Mienen der Em-

pfindung, der Großmuth, der Aufopferung nach — doch immer bloß Jocko.

Damit wir es also in einem bestimmten Ausdruck zusammenfassen: das Jahr vierzig und die gegenwärtige Bewegung ist die erweiterte, auf den Boden des Volkslebens zurückgeführte und eben dadurch zu ihrer Wahrheit gebrachte Anregung der dreißiger Jahre. Was damals von außen her zu uns übertragen ward, ein fremder Tropfen in unserm Blut, ein fremdartiges, gährendes Element, das jetzt, im stillen Wachsthum der Zeit, ist unter uns selbst, aus der Tiefe unsers eigenen Lebens, emporgewachsen; was damals jählings, blitzartig an unserm Himmel dahinfuhr, das hat sich jetzt verklärt zu einer freundlich leuchtenden Sonne, einem hellen, klaren Sommertage, der nicht bloß glänzt und schimmert, nein, der auch erwärmt und nährt und dessen Macht sich verkündet in heranreifenden Saaten.

Demzufolge hat auch die Stellung der Literatur, sowohl an sich selbst wie im Verhältniß zur Nation, eine wesentliche Aenderung erlitten.

In den dreißiger Jahren wollte bloß die Literatur sich mit dem Leben vermitteln: jetzt, freiwillig, in gleichem Austausch, vermittelt sich auch das Leben mit der Literatur; nicht mehr die Schriftsteller meinen die Nation erziehen zu können, sondern schon die Nation fängt an sich ihre Schriftsteller zu erziehen; die Dichter haben die Anmaßung aufgegeben, als ob die Literatur das Leben mache, vielmehr sie wissen, daß umgekehrt die Literatur hervorgeht aus dem Leben und daß daher auch in der Dichtung keine neuen Lorbeeren zu erringen sind, so lange der Nation im Ganzen die Palme der That verweigert bleibt. — Die Literatur der dreißiger Jahre war abstract, in allgemeinen Principien sich bewegend; die gegenwärtige dagegen strebt concret zu werden, sie geht den Dingen resolut zu Leibe, sie läßt sich ein auf die Wirklichkeit der Geschichte, sie wendet sich an die Massen, sie setzt die Nation an die Stelle des Publikums. — In den dreißiger Jahren hatte die Literatur Tendenz; jetzt hat oder wenigstens sie sucht, sie fordert Charakter: und selbst die Tendenz, die

romantiſch willkürliche, wo ſie noch übrig iſt, findet es für nöthig, wenigſtens die Maske des Charakters anzunehmen. — Die dreißiger Jahre hatten Cliquen und Coterien, gegründet auf literariſch perſönliche Neigungen und Abneigungen, Freundſchaften und Feindſchaften, Dienſtbarkeiten und Widerſetzlichkeiten; unſere jetzige Literatur ordnet ſich in Parteien, und zwar in derſelben Weiſe und genau in dieſelben Parteien, in welchen allmälig die Verworrenheit unſers öffentlichen Lebens ſich auseinander zu legen beginnt. —

Indem ſolchergeſtalt mit dem Jahre vierzig die Entwicklung des deutſchen Geiſtes, von der Willkür romantiſcher Traditionen mehr und mehr befreit, zu ſich ſelbſt und ihrer eigenen Wahrheit, ihrer eigenen Geſetzmäßigkeit zurückzukehren begann: ſo war es eine weitere nothwendige Folge dieſer Rückkehr, daß auch die Philoſophie, als die reinſte, wahrſte Form des Geiſtes, wiederum an die Spitze der Bewegung trat. Die dreißiger Jahre hatten ſich begnügen mögen theils mit Scholaſtikern, die ſich ſelbſt kein höheres

Ziel ſetzten, als die erlernte Formel getreulich als Formel weiter zu geben, und denen es daher auch ſelbſt niemals in den Sinn gekommen, eine Wirkung über die Grenzen des Hörſaals hinaus zu verſuchen, theils auch mit belletriſtiſchen und Tagesſcribenten, welche von der Philoſophie weder etwas Anderes beſaßen, als nur die äußerliche Cultur, den Firniß gewiſſer angelernter Redensarten und Stichworte, noch auch ſelbſt etwas Anderes von ihr begehrten. Jetzt dagegen, mit der ernſteren Zeit, den würdigeren Zwecken, indem die Philoſophie ſich aufs Neue thatkräftig, Leben zeugend, an die Spitze der Bewegung ſtellen ſollte, ſo mußte ſie nothwendig auch die ihr gemäße ernſte und würdige Form, die Form wiſſenſchaftlicher Darſtellung, wieder annehmen; ſie mußte, ablegend ſowohl die gelehrte Gleichgiltigkeit der Scholaſtiker, als die geiſtreiche Oberflächlichkeit dilettirender Belletriſten, in ſouverainem Selbſtgefühl, der eigenen Kraft vertrauend, noch einmal ſich fühlen und zeigen, als das was ſie iſt: die Mutter und Meiſterin aller Dinge.

Es gehört, wie ich im Obigen ausführlich darzustellen versucht habe, zu den charakteristischen Eigenschaften unserer neuesten Zeit, die einzelnen ausgezeichneten Talente früherer Epochen zu ersetzen (nämlich so weit das möglich ist) durch ein allmäliges gleichmäßiges Fortschreiten der Massen; das Licht, das früher grell auf einzelne Punkte fiel, andere in Dämmerung und Dunkelheit lassend, fängt an, sich gleichmäßig, in wohlthuend gemeinsamer Tageshelle, zu verbreiten.

Auch in der jüngsten Entwicklung unserer Literatur werden wir etwas Aehnliches gewahr. Auch hier geht die Wirkung schon weit weniger von einzelnen Schriftstellern aus, als von schriftstellerischen Gruppen, von literarischen Parteien und Richtungen im Ganzen; auch hier begegnen wir weniger einzelnen ausgezeichneten Stimmführern, als vielmehr einem Chorus, einem Aufgebot (so zu sagen) übereinstimmender, zusammenwirkender, durch ihr Zusammenwirken einflußreicher, ja unwiderstehlicher Kräfte. — Das Princip der freien Association, der freien, auf gleiche Ueberzeugung, gleiche Zwecke gegründeten Ge-

meinſchaft, das für die Praxis unſeres gewerblichen und ſtaatlichen Lebens von ſo bedeutenden Folgen, der wahre Hebel einer neuen Zeit, zu werden verſpricht, hat auch bereits auf dem Gebiet der Literatur ſeine gewaltige und glückliche Wirkung bewährt.

Zwar das iſt zuzugeben: für den Glanz einer Literatur, für den ſchriftſtelleriſchen Ruhm eines Zeitalters iſt unter ſolchen Umſtänden ſchlecht geſorgt; ſo wenig viele verſammelte Lichter eine Sonne, ſo wenig geben viele untergeordnete und mittelmäßige Talente ein Genie. Aber wenn es nun fürs Erſte auf dieſen Glanz überhaupt nicht mehr ankäme? Aber wenn der demokratiſche Genius unſers Zeitalters nun auch hierin ſich bewähren ſollte, daß das Capital des Geiſtes, ſtatt wie bisher bei wenig einzelnen Beſitzern zuſammengehäuft zu ſein, fortan zu bequemem Umlauf gleichmäßig unter Alle vertheilt wird? — Nicht das Land iſt reich, wo es wenig einzelne Familien von außerordentlichem Reichthum giebt: ſondern wo, in gleichmäßigem Wohlſtand, ein Jeder beſitzt, weſſen er bedarf.

Romantiſcher, wer will es leugnen? war die Erde gewiß, da ſie, in erſtem, ungeſtümem Zeugungstrieb, noch Mammuths hervorbrachte, einzelne gigantiſche Ungeheuer, Felſen gleich hervorragend aus zwerghafter Umgebung — aber nicht wahr? wir wohnen doch alle lieber in unſerer dermaligen proſaiſchen Natur, wo die zeugende Kraft ſich zu ſchönem Gleichmaße gemildert hat und Rieſen und Ungeheuer nur noch im Märchen exiſtiren? Vielleicht, ja gewiß, daß dereinſt, wenn der Same der jetzigen Bildung erſt gleichmäßig unter die geſammte Nation, die geſammte Menſchheit vertheilt ſein wird, ein neuer Trieb emporſchießt und neue weltbewegende Genien uns mit ſich fortreißen werden in neue, höhere Bahnen. Einſtweilen, in bürgerlicher Gleichheit, wandle Jeder, genügſamen Muthes, ſeinen Weg: ſo wird Alle zuletzt daſſelbe Ziel vereinigen.

Doch daß wir unſern Gegenſtand nicht völlig aus dem Auge verlieren: ich ſprach davon, wie ſich gegen das Jahr vierzig hin die Philoſophie aufs Neue unmittelbar an die Spitze der Be-

wegung ſtellte, und wie aus dieſem tiefſten Borne geiſtiger Erkenntniß das geſammte Volksleben ſich erfriſchte und verjüngte. Auch dieſer wichtige, in ſeinen Folgen wahrhaft unermeßliche Fortſchritt iſt nicht durch einzelne ausgezeichnete Denker, einzelne ſcharfſinnige und glückliche Syſteme vermittelt worden — wozu auch hätte es deren noch bedurft? da das Princip ja ein für allemal von Hegel aufgeſtellt war und es ſich nur noch darum handelte, es nach allen Seiten hin mit voller Schärfe anzuwenden. Vielmehr auch dieſe Aufgabe wurde von einem freien Verein gleichgeſinnter, durch ihre Geſinnung unabhängiger und einflußreicher Männer übernommen: Männer, welche ſich aufs Tiefſte durchdrungen fühlten von der Wahrheit ihres wiſſenſchaftlichen Princips, bei denen die geiſtige Einſicht zur ſittlichen Macht, die Philoſophie zur Religion geworden war, und die daher auch nicht das geringſte Bedenken dabei fanden, zu Gunſten dieſes ihres Princips, das iſt des freien Geiſtes und ſeiner ewig ungehinderten Entwicklung, die ganze bisherige Welt

über den Haufen zu ſtürzen. Sie errathen, wen ich meine: die ſogenannten Junghegelianer und ihre Vereinigung in den Halliſchen oder, wie ſie ſpäter hießen, Deutſchen Jahrbüchern.

Das Verdienſt der Halliſchen Jahrbücher, um es in Kürze zu bezeichnen, iſt ein doppeltes: erſtens, daß ſie die Philoſophie gleichmäßig von dem Schulſtaub handwerksmäßiger Gelehrſamkeit, wie von dem loſen Flitter der Belletriſtik gereinigt und in ihrer urſprünglichen Würde wiederhergeſtellt — und zweitens ſodann, daß ſie dieſelbe aus der Abſtraction des Syſtems hinübergeführt haben in eine lebendige, wirkliche Welt, die Welt des Staates und des bürgerlichen Lebens. Gegründet und geführt ausſchließlich im Geiſte einer freien und lebendigen Wiſſenſchaft, unberührt von perſönlichen Zwecken und Leidenſchaften, haben ſie in alle Gebiete des Wiſſens ſowohl, wie namentlich auch der Praxis die Aufklärung philoſophiſcher Erkenntniß verbreitet; ſie haben, in wenigen Jahren aufwachſend von einem kritiſchen Journal, einer literariſchen Zei-

tung, zu einer öffentlichen Macht, einer Macht, gegen welche die Gewalt sich endlich nicht anders glaubte retten zu können, als indem sie ihren brutalen Charakter auch an ihr bewährte: und auch dies, wir sind es gewiß! ist nicht Rettung, nur Aufschub des Untergangs gewesen....

Aufwachsend, sage ich, in kürzester Frist von kleinem literarischem Anfang zu bedeutendem praktischem Einfluß, haben die Jahrbücher aufs Neue den Beweis geliefert, daß die Philosophie allerdings die Welt bewegt und daß jede andere Gewalt ohnmächtig ist gegen die Energie einer geistigen, einer sittlichen Ueberzeugung. Eine Lehre, schätzbar für alle Zeiten und unter allen Verhältnissen; von doppeltem Werth jedoch für eine Epoche, wie die letztvergangene, wo ein gewaltiger, aber hohler, weil bewußtloser Aufschwung eine ebenso gewaltige Abspannung erzeugt hatte, ja wo die wichtigsten Fragen der Menschheit unter den Händen eines blasirten, verdrossenen, eitlen Geschlechtes schon wieder in Gefahr waren, zu einem bloßen Redeschmuck, einer bloßen stylistischen Staffage verarbeitet zu

werden! — Die Jahrbücher, eben weil ihnen keine perſönliche Tendenz, keine ausgeſprochene literariſche Abſicht zu Grunde lag, ſondern weil ſie allein der Philoſophie, das iſt der Selbſtbewegung des Geiſtes, und ihrer hiſtoriſchen Verwirklichung dienten, ſo waren ſie auch im Stande, dieſe Entwicklung in jede neue Phaſe zu begleiten und dem Fortſchritt des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins, wie er raſch von Stufe zu Stufe ſtieg und hier die theologiſchen, dort die äſthetiſchen und endlich die politiſchen Vorurtheile zerbrach, ſich dienſtbar, ein immer bereites Werkzeug, anzuſchließen. Es iſt dies recht eigentlich, was die Jahrbücher von andern ähnlichen Unternehmungen unterſcheidet und was ihnen auch künftighin, wenn die Kämpfe unſerer Tage nur noch ein antiquariſches Intereſſe haben werden, die theilnehmende Betrachtung des Geſchichtsforſchers ſichert: die unerſchöpfliche Entwicklungsfähigkeit, die Gewandtheit, die Sicherheit, mit der ſie ſich jedes neueſten geiſtigen Standpunktes zu bemeiſtern, ſeine Conſequenzen zu ziehen, ſeine Reſultate zu verallgemeinern wußten. Da-

her auch dieser frische, schöne Hauch der Jugendlichkeit, dieser kecke, stolze Muth, diese unerschütterliche (weil auf das Prinzip gegründete) Siegsgewißheit, welche die Jahrbücher erfüllte und durch die sie sich auf eine überaus wohlthätige Weise von der sentimentalen Kopfhängerei, dem verdrossenen Nörgeln und Zanken der übrigen gleichzeitigen Literatur unterschieden. —

Zwar es ist wahr, und da es kein Panegyrikus sein soll, sondern eine historische Darstellung, was ich Ihnen vortrage, so darf es auch hier nicht verschwiegen bleiben, daß man hie und da, besonders gegen den Schluß des Unternehmens hin, wo die wachsende Unsicherheit der äußern Existenz, die gehäuften Schwierigkeiten und Verbote auch das innere Gleichgewicht einigermaßen erschüttert zu haben scheinen, die Entwicklungsfähigkeit der Jahrbücher sogar etwas weniger groß, die Uebergänge vom neuen zum neuesten Standpunkt etwas weniger gewaltsam, weniger eilig, mehr Sprung als Fortschritt, wünschen möchte: wie es denn wohl auch kaum etwas geschadet haben würde, hätten

ſie des Vorrechts der Jugend, ſchnell fertig zu ſein mit dem Wort und über die Fehler die Verdienſte der Vorgänger zu vergeſſen, ſich hie und da etwas mäßiger bedient.

Doch ſind dies nur ſehr vereinzelte und, gegen die Verdienſte des Ganzen gerechnet, ſehr unerhebliche Ausſtellungen: und können dieſelben weder den Jahrbüchern ſelbſt ihre große geſchichtliche Bedeutung rauben, noch auch die Bewunderung vermindern, welche die Energie, die Thätigkeit und der wahrhaft geniale Takt Arnold Ruge's, als ihres vorzüglichſten Herausgebers, ſelbſt dem Widerſtrebenden abnöthigt. Denn wenn die Jahrbücher auch allerdings die gemeinſame Arbeit eines ganzen, jugendlich heranwachſenden Geſchlechtes geweſen ſind, in einem ſolchen Umfange, daß es in dieſem Augenblicke kaum einen Schriftſteller in Deutſchland giebt, der nicht mittelbar oder unmittelbar, leiſtend oder empfangend, zuſtimmend oder bekämpfend, Antheil an ihnen genommen und einen weſentlichen Theil ſeiner Bildung aus ihnen, an ihnen empfangen hätte: ſo iſt es doch Ruge's Ver-

dienſt, die auseinanderſtrebenden Kräfte zuſammengehalten, feindliche bekämpft, theilnehmende gewonnen und ſo der geſammten Zeit ein ermunterndes Beiſpiel geiſtiger Thatkraft gegeben zu haben, und das Alles mit einer Ausdauer, einer Beweglichkeit, einem Muth, wie er überall nur ſelten, am Seltenſten aber in Deutſchland gefunden wird. —

Beſonders merkwürdig mußte ſich nun hienach das Verhältniß der Jahrbücher und des jungen Geſchlechtes, welches ſich an ſie anſchloß, zu jener Literatur der dreißiger Jahre geſtalten, dem vorzugsweiſe ſogenannten jungen Deutſchland. Es iſt zwiſchen beiden mehr Verwandtſchaft, als man gewöhnlich geneigt iſt, anzunehmen, und namentlich als die Betheiligten von beiden Seiten zugeben möchten. Ja wie nach meiner obigen Darſtellung das Jahr vierzig die Verklärung des Jahres dreißig im Allgemeinen, ſo insbeſondere in den Halliſchen Jahrbüchern und der durch ſie beſtimmten neueſten Literatur, hat die wahre Verklärung, die Vergeiſtigung, Verſittlichung des jungen Deutſchland ſtattgefunden. —

Das junge Deutschland glaubte die Philosophie zu populariſiren, indem es die Formen derſelben willkürlich aufhob; die Jahrbücher erhielten die wiſſenſchaftliche Form, indem ſie nur die Reſultate zu verallgemeinern ſuchten. Jene gingen von wenig einzelnen Doctrinen aus, hielten abſtracter Weiſe feſt an erlernten Grundſätzen — und da es nicht alſobald gelang, die Welt nach dieſem Schema zu modeln, ſo geriethen ſie in Verzweiflung oder legten die Hände müßig in den Schooß; dieſe dagegen, die Jahrbücher, machten die Forderung freier Entwicklung, die ſie an Andere ſtellten, auch gegen ſich ſelber geltend. Was bei Jenen oppoſitionelles Gelüſte, ein frivoles, neckendes Hintappen, halb Ernſt, halb Spaß, das iſt bei der Generation der Jahrbücher zur bewußten und ausgeſprochenen Oppoſition geworden; der Scandal, dieſer Lieblingsgott des jungen Deutſchland, dieſe vornehmſte Reminiscenz der Schlegelſchen Romantik, hat ſich zur ernſten, anſtändigen Oeffentlichkeit verklärt. — Die Journaliſtik der dreißiger Jahre, egoiſtiſch, launenhaft wie ihre Urheber, zerſplitterte ſich in einer

Unzahl kleiner, verſchiedenartiger Verſuche, von denen gewöhnlich der letzte damit anfing, den vorletzten zu vernichten, ſo daß es ihnen zuletzt erging, wie den beiden Wölfen in der Fabel, die ſich wechſelsweiſe auffraßen bis auf die Schwänze; die Jahrbücher hielten feſt, in compacter Maſſe, zuſammen, ſie bildeten, mitten in einer Zeit der Auflöſung und der Zerſplitterung, einen Mittelpunkt, den auch ſelbſt die Unterdrückung des Blattes nicht hat auflöſen können. Jene, die jungdeutſche Journaliſtik, war vorzugsweiſe belletriſtiſch, die Jahrbücher haben nie nach einem andern, als nur dem Ruhm der Wiſſenſchaft getrachtet; jene machten Clique, dieſe, auch hier in richtigem Verſtändniß der Zeit, ſchufen Parteien. Jene haben die Schärfe ihrer Kritik hauptſächlich gegen die Mitſtrebenden, den jungen Anwuchs der Literatur gekehrt; dieſe erprobten die Kraft an den falſchen Richtungen der Vergangenheit, aus deren Erkenntniß die Gegenwart die Kenntniß und den Muth des Richtigen ſchöpfen ſollte. Jene (wie ſie ſich ſelbſt noch kürzlich mit großem Nachdruck rühm-

ten) haben mehr als Eine Größe geſchaffen, mehr als Einen Meſſias der Literatur verkündigt, mehr als Einen Poeten unter Trompetenſchall gekrönt, mit dem Vorbehalt natürlich, ihre Meſſiasſe zu kreuzigen, ihre Könige abzuſetzen, ſobald ſie ihnen nicht mehr behagten — und das war meiſtentheils ſehr bald der Fall; dieſe, die Jahrbücher, haben allerdings keinen Poeten gemacht, keinen Dichter geſchaffen: aber ſie haben Ideen ausgeſtreut, ſie haben Geſinnungen ausgebreitet, an denen auch Dichter, auch Poeten ſich entwickelten.

Und nun die Folge hievon? Sie ſieht ſich ſehr unerfreulich an, und war doch die natürlichſte, die nothwendigſte von der Welt. Nichts pflegt den Menſchen empfindlicher zu treffen, als von Andern erreicht zu ſehen, was er ſelbſt durch ſeine eigene Schuld verfehlt hat; es iſt, als ob man ſich frei machte von dem Gefühl der Reue, indem man das Verlorene, wenn man es jetzt in andern Händen erblickt, geringſchätzt und wohl gar verachtet. Das geſchieht nicht bloß im materiellen Beſitz, ſondern eben

ſo ſehr, ja faſt noch mehr bei geiſtigen Gütern. —

In dieſem Sinne fühlte auch das junge Deutſchland von Anno dreißig ſich von dem jungen Deutſchland von Anno vierzig gedrückt. Es war ihr ideales Theil, das ſie verſcherzt, ihre beſſere Seite, die ſie verloren, es war die Wahrheit ihres eigenen Weſens, zu der ſie ſelbſt nicht durchgedrungen; entweder ſich anſchließen und auf die beſondere Exiſtenz verzichten, oder aber dieſe behaupten, dagegen die Grundſätze, in deren Namen man ehemals ſelbſt ins Feld gegangen, jetzt, da ſie von anderer Seite her ausgeſprochen wurden, verleugnen, die Sonne, weil ſie Andern ſchien, nicht mehr hell, die Wahrheit, weil ſie von Andern verkündet ward, nicht mehr Wahrheit finden — ein Drittes war nicht vorhanden.

Das junge Deutſchland wählte das Letztere. Statt ſich der neuen Bewegung anzuſchließen, machte es Oppoſition gegen dieſelbe; die Philoſophie, mit deren Stichworten man ſich bisher ſo behaglich aufgeputzt hatte, war mit einem

Male unverſtändlich, geſchmacklos geworden, die Freiheit, als deren Jünger man ſich ſo lange gerühmt, erſchien mit einem Male unduldſam, unäſthetiſch, barbariſch. — Ob und welches Heil dem jungen Deutſchland aus dieſer Abſonderung erwuchs oder vielleicht künftig erwachſen wird, dies zu entſcheiden mögen wir billig ihm ſelber überlaſſen. Der jüngſten Generation dagegen iſt daraus jedenfalls ein Vortheil erwachſen: dieſer nämlich, als ein völlig neues Geſchlecht, auf eigenen Füßen, autochthoniſch dazuſtehen und ſeine Thätigkeit gleichſam auf einem völlig neuen Boden zu eröffnen.

Auf einem neuen Boden und nach neuen Zielen! — Ich habe den Jahrbüchern vorhin nachgerühmt, daß ſie zwar keine Dichter erzogen, keine Poeten geſchaffen, wohl aber Ideen ausgeſtreut, an denen auch Dichter, auch Künſtler ſich heranbilden mochten.

So vor Allem die Idee des Staats: des Staates, nicht als einer verhüllten, unlebendigen Maſchine, ſondern als eines lebendigen Organismus, in welchem das Geſammtbewußt-

ſein der Bürger ſich verwirklicht. Wie dies das Ziel iſt, nach welchem unſere ganze Zeit bewußter Weiſe hinarbeitet, ſo auch in den Jahrbüchern, als dem glücklichſten und vollſtändigſten Organe dieſer Zeit, überall, aus allen philoſophiſchen, allen theologiſchen, allen äſthetiſchen Controverſen, immer und überall war der Staat und die Nothwendigkeit ſeiner Reform das Reſultat aller Unterſuchungen geweſen; als ein philoſophiſches Blatt hatten ſie angefangen, als ein politiſches wurden ſie unterdrückt.

Wo der erneute Strahl der Sonne den Schooß der Erde durchdrungen hat, da ſchmückt ſie ſich mit Blumen und Knospen; wo ein neues Princip, eine neue, großartige Weltanſchauung ein ganzes Volk durchdrungen und erfüllt hat, da bricht es hervor in der Blüthe der Dichtung, da tritt es zu Tage in Liedern und Geſängen. — Kein beſſerer Beweis, daß die Richtung auf das Allgemeine des Staates, daß Patriotismus und Freiheitsgefühl wirklich Miene machten durchzudringen beim Volke, keine beſſere Rechtfertigung namentlich auch für die Polemik der Jahr-

bücher, als dieſe politiſche Poeſie, welche ihnen zur Seite geht und ihre vorzüglichſten Pointen zum Theil wörtlich wiederholt! Es war dies jedenfalls die glücklichſte Form, in welcher Poeſie und Politik populariſirt werden konnten. Ja nun erſt, da dieſe Richtung ſich poetiſch verkörperte, durfte ſie ſich als wahres Eigenthum des Volkes betrachten: wie Kant und Fichte ihre wahre Popularität erſt durch Schiller, Schelling die ſeine durch die Dichter der Romantik fand.

Im Uebrigen fürchten Sie nicht, hier noch einmal mit der vielerörterten Frage, ob es überhaupt eine politiſche Dichtung geben könne, dürfe, ſolle, müſſe, beläſtigt zu werden. Der ganze Zweck meiner Vorträge lief darauf hinaus, zu zeigen, wie jedesmal die Stimmung der Nationen, ihre Zuſtände und Schickſale ſich wiederſpiegeln in ihrer Dichtung; es hieße am Schluß meiner Darſtellung dieſe ſelbſt widerrufen, wollte ich Ihnen noch erſt ausführlich beweiſen, daß ein Volk, welches politiſch denkt und fühlt, das Recht, ja ſogar die innere Nöthigung hat, dieſe ſeine Stimmung auch poetiſch auszudrücken.

Sogar die Einseitigkeit, mit welcher eine kurze Zeit hindurch die politische Lyrik sich und sich allein als die wahre Dichtung betrachtet wissen wollte, der wunderliche Fanatismus, mit dem man alle anderen Richtungen in Bann that und ein jedes Lied, das in alter naiver Weise Natur, Wein, Liebe besang, als einen wahren Hochverrathsversuch an Poesie und Freiheit betrachtete — auch diese Einseitigkeit, sage ich, findet hierin ihre genügende Erklärung. Wer mit ganzem Trachten und Sinnen einem einzigen, als nothwendig erkannten Ziele nachstrebt, kann unmöglich gerecht sein gegen das, was daneben und sogar noch darüber hinausliegt; erst am Ziel angelangt, in behaglichem Siegsgefühl, schauen wir uns um und entdecken nun, daß auch außerhalb des so eben zurückgelegten Weges noch manches Schätzenswerthe zu finden ist. — In einer solchen politischen Einseitigkeit ist unsere Zeit befangen; sie muß es sein, weil die politische Freiheit in der That die Voraussetzung jeder weiteren Entwicklung ist für die Gesammtheit sowohl wie für den Einzelnen. Dieses Ziel einmal erreicht, wird auch un-

sere Zeit, von ihrem neuen gesicherten Boden aus, wieder Raum gewinnen für andere Richtungen: und auch die politische Poesie, oder was sich gegenwärtig dafür hält, wird auf die Alleinherrschaft, die sie in diesem Augenblick noch in Anspruch nimmt, bereitwillig verzichten.

Sie setzen hieraus zum Wenigsten, daß, wenn ich es für überflüssig erachte, die Berechtigung der politischen Poesie erst noch ausführlich zu erweisen, ich doch auch ihren Werth keineswegs überschätze. — Man hat die Bemerkung gemacht, daß die politische Dichtung dieser neuesten Zeit mehr Rhetorik sei, als Poesie, es fehle ihr, sagt man, die eigentliche Grundbedingung aller Kunst, die lebensvolle, sinnliche Plastik; sie sei abstract, unklar, ohne eigentlichen Inhalt, eine bloße Poesie der Empfindungen, der Wünsche und Träume.

Diese Anklage ist wahr: und doch nicht völlig gerecht. Denn prüfen wir, wen sie eigentlich trifft! Unsere bisherige politische Poesie ist abstract, rhetorisch, sentimental — wir geben es zu: aber ist sie es nicht vielleicht daher, weil zu

der Zeit, da ſie entſtand, auch bei der Mehrzahl der Nation das politiſche Intereſſe nur erſt ein abſtractes war? weil auch hier der Antheil, den man am Staate nahm, zumeiſt nur in ſentimentalen Hoffnungen, Wünſchen und Erwartungen, Klagen und Jammern, Sehnen und Seufzen beſtand? weil auch hier der Patriotismus mehr Worte hatte als Thaten, mehr Verheißungen als Leiſtungen?

Wie ſeltſam! Unſere Dichter, welche es unternehmen, uns den Zuſtand unſeres öffentlichen Lebens abzuſpiegeln, klagen wir an, daß ſie es zu keiner wahren, künſtleriſchen Plaſtik, keinen anſchaulich concreten Schöpfungen bringen können — und wir ſelbſt, in der Unmittelbarkeit des politiſchen Lebens, wo ſind denn unſere plaſtiſchen Thaten, unſere wirklichen, concreten Erfolge? Nicht das heißt Theil nehmen am Staat, Zeitungen leſen und allenfalls auch Zeitungen ſchreiben, die Vorfälle des öffentlichen Lebens bedenken und beſprechen, im Uebrigen aber die Hände ruhig im Schooß behalten und das Ding gehen laſſen, wie es mag: ſondern,

wer ſich wahrhaft als Bürger fühlt, der greift ſelbſt mit an und ſetzt ſeinen Willen durch in Einrichtungen und Geſetzen, in Schöpfungen und Thaten. — Ebenſo auch iſt nicht das die wahre politiſche Poeſie, die ſich bloß in lyriſchen Ergießungen ergeht und ſpricht von Schlachten, die nie geſchlagen, von Siegen, die nie errungen werden: nein, ſondern gleich dem fleißig ſchaffenden Bürger, ſiedelt ſie ſich an in der Mitte der volksthümlichen Zuſtände, ſie wandelt zu den Quellen der Geſchichte, zeichnet mit ſicherem Griffel, in Epen und Dramen, die Zuſtände der Geſellſchaft — und dies Alles ohne Reflexion, aus unmittelbarem, natürlichem Drange, weil ſie ſich Eins fühlt mit der Nation und ihrer Geſchichte! Mit Einem Wort: die wahre politiſche Theilnahme iſt handelnd — und die wahre politiſche Dichtung iſt geſchichtlich.

Wie nun, wenn unſere Hoffnungen nicht täuſchen, in der jüngſten Zeit die politiſche Stimmung unſeres Volkes in Wahrheit ernſter, thatkräftiger geworden iſt, wie wir ſchon wenigſtens ſo weit gekommen ſind, einzuſehen, daß mit der

allgemeinen, weſenloſen Begeiſterung, dem bloßen edlen Willen, ja ſogar mit dem Jubel der Feſt- und Zweckeſſen nichts gethan iſt: ſondern wie überall, wo Einer etwas leiſten will, ſo müſſen auch wir unſere Kraft auf einzelne beſtimmte Punkte lenken, wir müſſen die Arbeit nicht ſcheuen, weil ſie klein und unſcheinbar iſt, wir müſſen nicht glauben, uns des erſten Schrittes überheben zu dürfen, weil es nur ein erſter iſt und weil noch viele zu thun bleiben: — ebenſo auch in der Poeſie ſind bereits einige Anfänge zu jener im höheren Sinne politiſchen, jener volksthümlich hiſtoriſchen Kunſt gemacht worden.

Und zwar gebührt der erſte Kranz hier einem Manne, welcher ein ganzes arbeitſames Leben hindurch mit Ernſt und Eifer um den Preis der Kunſt, den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen gerungen hatte und den dieſer Beifall erſt krönen ſollte in dem Augenblicke, da ſchon das Grab vor ihm geöffnet war: einem Manne, der, müdgelaufen in den Bahnen der Romantik, zur Verzweiflung getrieben von der majeſtätiſchen Abgeſchloſſenheit des claſſiſchen Goetheſchen Genius,

in zürnendem Unmuth ſich ſelbſt und unſere ganze Zeit zu den Epigonen zählte — und dem nun, zu überreicher Verſöhnung, das erhabene Loos zu Theil ward, uns noch aus der Gruft heraus als Progone einer neuen, wahrhaft volksthümlichen Dichtung voranzuſchweben!

Ich habe Immermanns Namen bisher übergangen, weil er bis dahin nur in dem breiten Troß der Romantik, nicht beſſer, nicht ſchlechter, hätte genannt werden können. Aber vielleicht hat gerade dieſe Zähigkeit, mit welcher er die Irrwege der Romantik verfolgte, dieſer verbiſſene, halbzornige Eigenſinn, mit welchem er in ächt romantiſchem Hochmuth dem Publikum den Rücken wandte — vielleicht, ſage ich, hat gerade dieſe herbe und langwierige Schule, indem ſie zu einer um ſo ernſteren Einkehr in ſich und ſeine nächſte Umgebung nöthigte, ihn zu jenem wahrhaft nationalen Dichter erzogen, als den er ſich in der Oberhofgeſchichte ſeines Münchhauſen offenbart hat. Jedenfalls iſt in dieſer Erzählung der Weg vorgezeichnet, welchen unſere Dichtung zunächſt wird

zu nehmen haben; hier iſt deutſcher Boden, deutſche Sitten, deutſche Schickſale, deutſcher Geiſt und deutſches Herz! —

Mit beſonders glücklichem Erfolge hat ein jüngerer Dichter ſich dieſem Beiſpiele angeſchloſſen: Berthold Auerbach, in deſſen Dorfgeſchichten, ſo parador dies auch in manchen Ohren klingen mag, ich mehr wahre politiſche Dichtung, weil mehr nationales Leben, mehr volksthümliche Wirklichkeit zu finden meine, als in manchem, zu ſeiner Zeit hochgeprieſenen Dithyrambus aus den Jahren zwei und drei und vierzig. —

Auch die neueſte Dramatik möchte in einigem Betrachte hieher zu ziehen ſein, indem ſie, bei großem techniſchen Ungeſchick und noch größeren inneren Mängeln, ſich doch ſichtlich Mühe giebt, die Zuſtände der Gegenwart plaſtiſch abzuſpiegeln und die Bühne wiederum zu dem zu erweitern, was ihre eigentliche Beſtimmung iſt: ein Spiegel der Welt. Freilich treten gerade dieſem modernen Drama die größten Schwierigkeiten entgegen. Fürſtliche Perſonen auf die

Bühne zu bringen, ist, wie Sie wissen, den Poeten durch Cabinetsordres untersagt; damit, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit unserer deutschen Geschichte, die ja bekanntlich bis auf die jüngste Zeit kaum etwas Anderes war, als Hof- und Fürstengeschichte, ist den Dichtern der werthvollste und wirksamste Stoff genommen, zu geschweigen von der spaßhaften Sorgfalt, mit welcher übrigens jede Aeußerung auf der Bühne polizeilich überwacht wird: so daß also, wenn irgend ein Zweig unserer Literatur, vor Allem diese jüngste Dramatik verlangen darf, mehr nach ihren Absichten und Intentionen, als den wirklichen Leistungen beurtheilt zu werden.——

Und so wäre dies also wirklich der Schluß unserer Wanderungen? Und so hätten also jene abmahnenden, jene verurtheilenden Stimmen, deren ich im Anfang meiner Vorlesungen gedachte, Recht behalten, und zwei oder drei Lyriker, dort ein beliebter Erzähler, hier einige Dramatiker von zweifelhaften Erfolgen, wären wirklich das ganze Besitzthum, das ganze Facit unserer gegenwärtigen Literatur? Und diese

Trümmer und Fragmente, dieſe Anfänge und Verſuche, ſie wären wirklich Alles, was von unſerer reichen, großen Dichtung übrig geblieben?

Sie ſind es, ja: nur daß in der Hand des Volkes, in Ihrer Hand, meine Zuhörer, der magiſche Stab ruht, der dieſe Trümmer und Reſte zu ſchönem Ganzen zuſammenfügt, nur daß es in Ihrer Macht, in Ihrem Willen liegt (und der wahre Wille iſt Macht), dieſe Knospen zu zeitigen, dieſe Anfänge zur Vollendung zu führen! Wie dieſer Zauberſtab heißt, worin dieſe Macht beſteht, Sie wiſſen es: der freie Staat, das auf dem Recht ruhende, durch das Geſetz geſicherte, durch ſeine eigene Kraft getragene Volksleben!

Die Freiheit iſt das A und O aller menſchlichen Bemühungen: und ſo ziemt es ſich wohl, wie ich mit ihr begonnen, ebenſo auch mit ihr zu ſchließen. Ihr Gedächtniß aber bleibe bei uns Allen und mache uns ſtark zu Thaten; ſo werden auch die Bücher nicht fehlen.

59001154

Vorlesungen

über die

deutsche Literatur der Gegenwart.

Von

Dr. R. E. Prutz.

Leipzig,

Gustav Mayer.

1847.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wegweiser

durch

die Literatur der Deutschen.

Ein Handbuch für Laien.

Herausgegeben von

Gustav Schwab und **K. Klüpfel.**

Inhalt.

Religion und Theologie.
Philosophie.
Zur Lehre vom Staate.
Naturwissenschaften.
Alterthumskunde.
Länder- und Völkerkunde.
Kultur- und Literaturgeschichte
Romane, Sagen u. Märchen.
Kinderschriften.
Gesammelte Werke.
Encyclopädieen.

25 Bogen Vel. 8. brosch. Preis 1⅓ Thlr. in Leinwand geb. 1⅔ Th

1te verbesserte und vermehrte Auflage

mit Angabe der Ladenpreise.

Indem die Verlagsbuchhandlung auf die Einrichtung des Wegweisers, in jeder Buchhandlung vorräthig, verweist, bemerkt sie, daß die geehrte Herausgeber

„aus dem reichen Vorrathe der deutschen Literatur diejenigen Werke heraus „heben wollten, die für einen größeren Leserkreis geeignet, d. h. für solche „die allgemeine Bildung besitzen oder zu erlangen wünsch„ „zweckmäßig und bildend sind, es sind daher alle diejenigen Werke ausg„ „schlossen, die nur für Fachmänner in der Wissenschaft oder im Technisch„ „Werth haben, sowie ein großer Theil derjenigen, die für das größere Publik„ „berechnet sind, aber durch Oberflächlichkeit ihren Zweck verfehlen. Dabei n„ „auch ein Hauptgesichtspunkt, dem wissenschaftlich Gebildeten, der in eine pr„ „tische Laufbahn eingetreten, der Literatur etwas fremder geworden, Anleitu„ „zu geben, wie er ohne gelehrte Einzelstudien mit den Resultaten der Wiss„ „schaft sich bekannt machen oder erhalten kann."

Die Frage,

was sollen wir lesen?

ist eine zu häufige, als daß die mühelose Beantwortung derselben, durch Wegweiser in den Bereich jedes Gebildeten gebracht, nicht einen allgemei Anklang verdienen sollte, um so mehr, als durch die besondere Classificir jedes einzelnen Werks, auch der mannichfaltigsten Wahl, die aus den Versc denheiten des Geschlechts, der Erziehung, der Vorstudien, des Zwecks e springen kann.

Leipzig, 1847.

Gustav Mayer.